
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN





Die

deutsche Landwirthschaft,

nach



ihrem jetzigen Stande

dargestellt

von

J. G. Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Seiner Majestät

dem

König von Würtemberg,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.



Königliche Majestät!

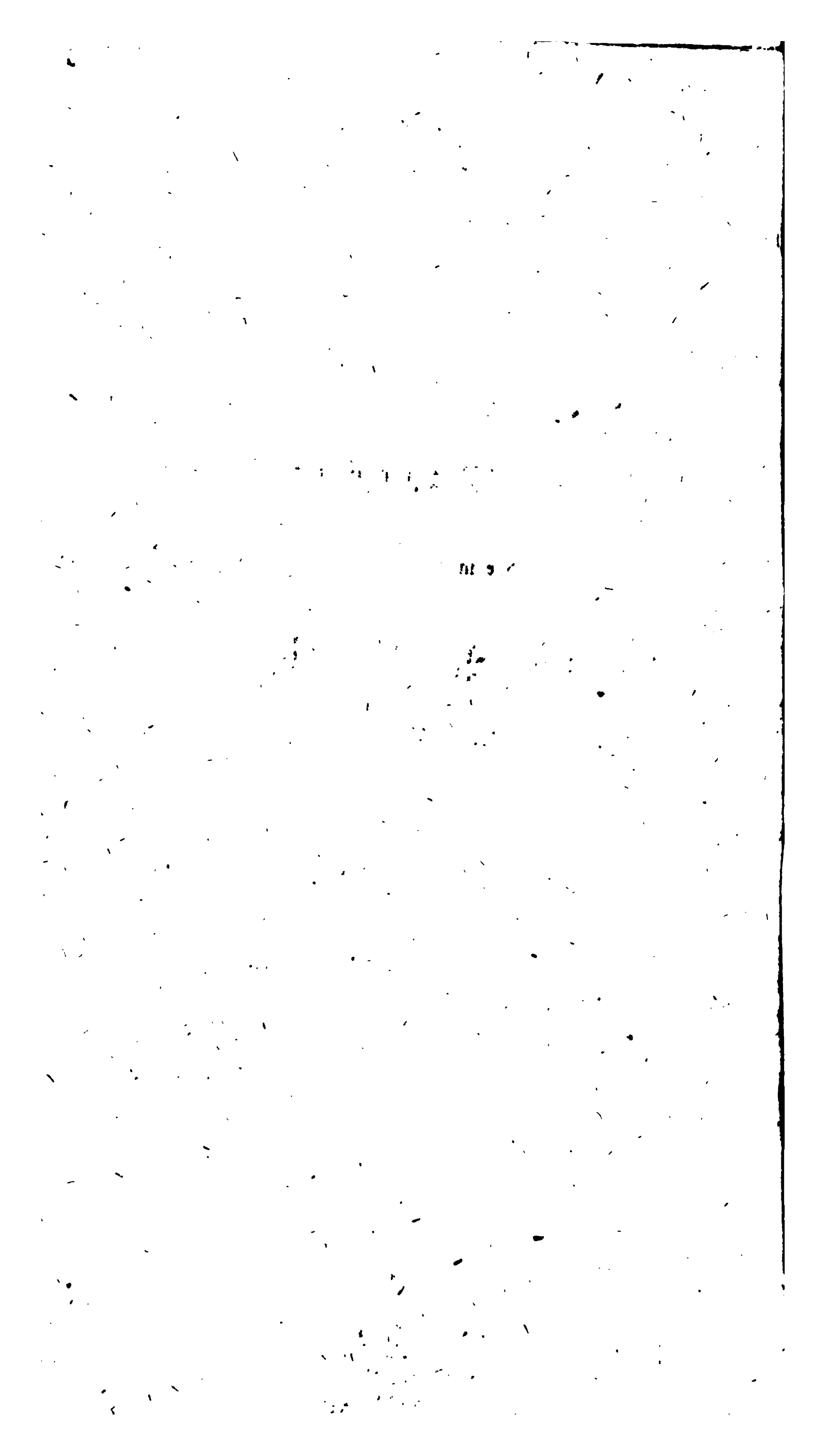
Wenn alle Regenten Deutschlands in der neuern Zeit den Landbau als erste Stütze des Staats schirmten und zu erheben suchten: so stehen Ew. Königl. Majestät oben an. Der Schutz und die kräftigen Unterstützungen, die Ew. Majestät der Landwirthschaft in Allerhöchst Ihren Staaten angedeihen lassen, und das erhabene Beispiel, welches Ew. Majestät durch das persönliche Interesse geben, welches Allerhöchst Sie an dem Emporkommen derselben nehmen, sind es, die ihren Flor so sehr befördert, und das Königreich Würtemberg auf eine so hohe Stufe der Production gestellt haben. Darum war es mir

Seiner Majestät

dem

König von Würtemberg,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.



Königliche Majestät!

Wenn alle Regenten Deutschlands in der neuern Zeit den Landbau als erste Stütze des Staats schirmten und zu erheben suchten: so stehen Ew. Königl. Majestät oben an. Der Schutz und die kräftigen Unterstützungen, die Ew. Majestät der Landwirthschaft in Allerhöchst Ihren Staaten angedeihen lassen, und das erhabene Beispiel, welches Ew. Majestät durch das persönliche Interesse geben, welches Allerhöchst Sie an dem Emporkommen derselben nehmen, sind es, die ihren Flor so sehr befördert, und das Königreich Würtemberg auf eine so hohe Stufe der Production gestellt haben. Darum war es mir

auch ein so beglückendes Gefühl, eine Darstellung der deutschen Landwirthschaft Ew. Königl. Majestät weihen zu dürfen. Dies Gefühl belebte mich bei meiner Arbeit, und ihm verdanke ich es besonders, wenn an derselben etwas Brauchbares seyn sollte.

In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich als

Ew. Königl. Majestät

unterthänigster Diener

Joh. Gottf. Elsner.

Vorrede.

Gegenwärtiges Buch wird in drei Theilen die deutsche Landwirthschaft in allen ihren Zweigen darstellen und eine Uebersicht geben von der Beschaffenheit des Bodens und der klimatischen Verhältnisse, und von der Art des Betriebes des Landbaues in den verschiedenen Gegenden und Provinzen. Damit schließt der erste Theil. Im zweiten wird abgehandelt werden: das Grundeigenthum nach seinem Bestande, Erwerbe und politischen Verhältnissen; der Betrieb der innern Oekonomie, als: Viehzucht, Handarbeiten, Maschinenwesen, technische mit dem Landbaue verbundene Gewerbe, Bauart ꝛc. Dann im dritten Theile: die Ursachen welche das Aufblühen der deutschen Landwirthschaft beförderten. Eine Vergleichung des Zustandes der Landwirthschaft sowohl der deutschen Provinzen unter einander, als auch mit dem Auslande; ihr

Activ- und Passivhandel und endlich: der deutsche Landwirth in seinem Leben und Charakter.

Ob ich gleich anführen kann, daß das Werk die Frucht vieljähriger Beobachtungen auf Reisen und freundschaftlicher Mittheilungen sachkundiger Männer enthält; und ob ich gleich eigene lange Erfahrung zur Leiterin bei meiner Arbeit hatte: so sind mir deren Mängel keinesweges unbekannt geblieben. Den Stolz glaube ich jedoch hegen zu dürfen, daß ich meinen eigenen Gang dabei genommen habe, und daß man mir das jurare in verba magistri nicht vorwerfen wird.

Der Verfasser.

Einleitung.

Die deutsche Landwirthschaft hat in neuerer Zeit so große Fortschritte und so viel Aufsehen auch im Auslande gemacht; sie ist von Männern mit Liebe umfaßt worden, die bei dem besten Willen auch Verstand genug hatten, das anerkannt Bessere mit Besiegung aller Vorurtheile und Hindernisse in Ausführung zu bringen; sie hat nicht allein die im Vaterlande stets steigende Bevölkerung vor Mangel und Hungersnoth gesichert, sondern auch stets noch eine Menge Producte dem Auslande zuführen können; sie hat endlich in der Wahl der zu erzeugenden Gegenstände meistentheils so richtig verfahren, daß sie zum Nationalwohlstande unendlich viel, ja ich kann wohl sagen, unter allen Gewerben am meisten beigetragen hat. Darum ist auch die Beschäftigung mit ihr so ehrenvoll geworden; darum hat man auch die früher herrschenden lächerlichen Vorurtheile, als sey es jedem, auch dem beschränktesten Kopfe gegeben, sie mit Erfolg zu betreiben, beseitigt, und sich den sie fördernden Hülfswissenschaften mit Liebe ergeben. — Die Staatsverwaltungen, denen die Wichtigkeit derselben freilich mehr oder minder einleuchtete, thaten ihrerseits denn auch, was sie konnten, um dieses wichtige Gewerbe so viel als möglich zu fördern. Drückende und die freie Entwickelung desselben hemmende Servitute und Lasten wurden abgeschafft, und die wohlthätigen Folgen davon zeigten sich sehr bald. Manche derselben ladeten sich sogar den Vorwurf auf, durch jene Abschaffungen hie und da Beeinträchtigungen begangen zu haben, und sie ertrugen denselben in der Hoffnung, daß eine bessere Zukunft sie rechtfertigen würde. Sie hat es gethan, und wenn es auch nur darin gewesen wäre, daß dieselben Andern die Bahn brachen und es ihnen erleichterten, die Klippen

auf die sie gestoßen waren, zu vermeiden. — Dadurch nun, daß fast überall ein vernunftmäßigerer Betrieb der Landwirthschaft in Deutschland eintrat, zeigte sich das große und unschätzbare Grundcapital, welches dieses Land in seinem Grund und Boden besitzt, recht in seiner ganzen Wichtigkeit. Denn ein Land, was fast alle Bedürfnisse (außer den erkünstelten) für seine Bewohner erzeugt; und was so viel intensive Kraft hat, daß die Vermehrung derselben noch auf weit hinaus gesichert ist, kann unter keinerlei Verhältnissen in Elend gerathen: wenn es nicht etwa durch verkehrte Maßregeln seiner Regierung dahin gebracht wird. Dieß ist aber für Deutschland um so weniger zu fürchten, als Humanität und Weisheit fast noch überall die Throne seiner Beherrscher geschmückt haben, und es ist dieß für die Folge eben so wenig zu besorgen, da jene glänzenden Tugenden in der Gegenwart besonders hell strahlen und den künftigen Geschlechtern ein gleiches Glück sichern.

Welchen reichen Schatz aber Deutschland in seinem Grund und Boden besitze, welche, ich möchte sagen, unerschöpfliche Quelle ihm derselbe für die Bedürfnisse und den Wohlstand seiner Einwohner gewährt, das werde ich im Verlaufe dieses Werkes Gelegenheit zu zeigen haben. Erst hat die Morgenröthe begonnen anzubrechen für einen Betrieb der Landwirthschaft, der mitunter schon überraschende Resultate gegeben hat. Der Tag wird vorrücken, und mit demselben wird sich bei der Entwickelung der Urkräfte auch die moralische Kraft des Volkes verjüngen. Deutschland hat bittere Erfahrungen theuer erkauft; auch seine Landwirthschaft litt von den Erschütterungen. Die politische Auferstehung wird und muß auch die von jener zur Folge haben. Ursach und Wirkung hiervon werde ich weiter unten zeigen können.

Wie aber die deutsche Landwirthschaft nach der Verschiedenheit des Klima's, des Volkes, der politischen und mercantilischen Verhältnisse sich nach den verschiedenen Gegenden anders gestaltet habe, und in mancher vorzugsweise zu hoher Vollkommenheit empor gestiegen sey; welche besondern Ursachen dieselbe befördert oder zurückgesetzt haben, welche

Wichtigkeit sie in den Beziehungen zum Auslande erreicht und wie sie selbst auf die allgemeine Volksbildung wohlthätig eingewirkt habe, das und alles Aehnliche ist der Gegenstand gründlicher Erörterung des vorliegenden Werkes, was ich mit der

I. Uebersicht der Beschaffenheit des Bodens

beginne. Diese hängt in einem Lande stets mehr oder weniger von seinen Gebirgen und Flüssen und der Lage am Meere ab. Fast immer finden wir, daß sich an den Seiten der erstern in mäßiger Entfernung ein besonders guter Landstrich gebildet hat. Unstreitig waren sie bei den Ueberschwemmungen der Urzeit die Dämme, an denen sich die Wellen brachen und die Gewässer staueten. Dies bewirkte ein Ablagern des Schlammes, der bei der Abtrocknung eine fruchtbare Erdkrumme bildete. Aehnliche Stauungen mußten bei dem Abflusse der Gewässer ins Meer entstehen, und da diese in der Nähe der großen Ströme am stärksten waren und am längsten dauerten; da ferner das Bette dieser Ströme lange Zeit das Wasser nicht fassen konnte, so lange es nämlich von der allgemeinen Ueberschwemmung noch nicht ganz abgezogen war: so mußten in der Nähe derselben die Gewässer sich ausbreiten, und da sie hier nur allmählich abziehen konnten: so lagerten sie fast allen mit sich führenden Schlamm ab. Darum finden wir auch an den Ufern dieser Ströme, in der Nähe des Meeres fast überall die fruchtbarsten Landstrecken, die unter dem Namen der Marschländereien bekannt sind. An der Ems, Weser und Elbe, an der Oder und in Pommern an der Persante sind deren zu treffen. An der Oder gehen sie bis weit ins Land unter dem Namen des Oderbruches herauf, weil nämlich dieser Fluß zuletzt einen so geringen Fall hat, daß sich seine Gewässer bis auf 20 und mehr Meilen von der See herauf anstaueten und, einen großen Sumpf bildeten, der sich selbst der Wartha mittheilte. Dieser Sumpf ward mit der größten Anstrengung und vielen Mühen in ein fruchtbares Land verwandelt, das die darauf verwandten Kosten aber zehnfach bezahlte, und zur Kornkammer

für die daran stoßenden magern Sandgegenden wurde. Zwischen diese Marschländereien, die alle auf der nördlichen Seite von Deutschland liegen, hat die Natur fast nichts als lauter magernes Sandland geschoben. Sehr wahrscheinlich liegt unter diesen Versandungen, welche durch die Ueberfluthungen, die unstreitig von Nordost kamen, entstanden seyn mögen, ein guter Boden; wenigstens läßt das Gedeihen derjenigen Bäume, die mit ihren Wurzeln tief in die Erde gehen, und die auf diesen Sandländereien sonst verderben müßten, wenn in der Tiefe gleicher Sand läge, darauf schließen. Auch beweisen es die Nachgrabungen, die man da und dort gemacht hat, vorzüglich aber der Mergel, den man fast überall in diesen Gegenden findet.

Was die guten Ländereien in der Nähe von Gebirgen betrifft: so finden sie sich ganz vorzüglich am Riesengebirge, durch den ganzen südwestlichen Theil von Schlesien, am Harzgebirge, im Herzogthum Magdeburg, und im Halberstädtischen bis ins Braunschweigische. Gleiches gilt vom Erzgebirge, denn von hier aus zieht sich ein sehr fruchtbarer Strich bis gegen den nördlichsten Theil von Sachsen. Weniger läßt sich dies vom Fichtelgebirge sagen. Es stößt dies aber mit seinen Ausästungen bis ans Erzgebirge, und gestattete, weil hier keine Ebenen waren, auch jene Schlammablagerung nicht. Dagegen hat das Böhmer Waldgebirge unstreitig viel zur Fruchtbarkeit von einem großen Theil von Böhmen beigetragen. Auch selbst im Süden Deutschlands können wir dieselbe Bemerkung machen. Die Tyroler und Salzburger Alpen geben auch hier den Damm, an dem die Gewässer still standen, so daß sie bei ihrem Abfluß einen fruchtbaren Boden zurückließen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht gehe ich etwas mehr ins Specielle und vergleiche

A. Die natürliche Güte des Bodens der verschiedenen Provinzen.

Ich beginne im Nordwesten und gehe dann fast in der Runde herum. Die Gegenden des Niederrheins haben wegen ihrer ver-

schiedenen Lage auch natürlicherweise einen verschiedenen Boden, der von der höchsten Fruchtbarkeit bis zur wahren Sterilität in einzelnen Districten herabgeht. Vergleichen mit dem Boden, welchen man einem ausgetretenen Teiche abgewinnt, könnte man den von Ostfriesland. Wie jener, enthält auch dieser einen großen durch Fluthungen manchmal angehäuften, manchmal hingeschwemmten Reichthum. Von da gen Osten liegen, wie schon bemerkt, große Landstrecken, die als ungeheure Ansandungen zu betrachten sind, und die nur von den Marschen, gleich Oasen, durchschnitten werden. Wie groß die Fruchtbarkeit dieser Marschen sey, davon hat der, welcher den Graswuchs und die Früchte darauf nicht gesehen hat, keinen Begriff. Die flache und niedrige Lage gewährt ihnen noch überdies den Vortheil eines milden Klima's. Südlich von jenen Landstrecken liegen wiederum sehr fruchtbare Länder, die sich, bei Hildesheim anfangend und in südöstlicher Richtung dem Zuge der Gebirge folgend, bis an die Elbe ziehen, dort in der Lausnitz ein wenig unterbrochen werden, an der Gränze von Schlesien aber wieder anfangen und von da sich am Riesengebirge und den Sudeten hin bis an die Gränzen von Gallizien erstrecken. Von dort folgen sie dem Zuge der Karpathen, gleich einem Schatten, und ziehen sich hin bis an die Moldau. Nördlich davon ist Hannover, Mecklenburg, die Mark Brandenburg und Pommern mit Bodenreichthum wenig, desto mehr aber mit Sande bedacht. — Südlich von dem langen Gebirgszuge, der Deutschland fast mitten durchschneidet, und vom Schwarzwalde und Spessart her bis an die Karpathen mit weniger Unterbrechung fortgeht, liegen Provinzen, die zum größten Theile einen fruchtbaren Boden haben. Dies gilt von Baden, Würtemberg, Bayern, Böhmen, Mähren und Oesterreich. Letzteres ist aber schon weniger gütig von der Natur bedacht, und es hat statt des Sandes, den die nördlichen Provinzen zum Erbtheil erhalten haben, mitunter einen großen Reichthum von Steingerölle. Der gebirgige Zug enthält, wenn wir Hessen, das fast ganz dazu gehört, mit einschließen, fast den vierten Theil der ganzen Oberfläche von Deutschland. Da hier, besonders auf den bedeutenderen Höhen, weder ein sonderlich

guter Boden, noch ein mildes Klima auf hohen Ertrag der Felder wirken, und da die reine und gesunde Bergluft auf die Gesundheit und die Bevölkerung einen günstigen Einfluß zeigen: so sind die Nahrungsmittel in der Regel theurer, wie auf den Ebenen. Dies und die zu geringe Ackerfläche, die der ganzen Bevölkerung durchaus nicht hinlängliche Beschäftigung und zureichenden Erwerb gewährt, sind Ursache, daß hier Manufakturen und Fabriken entstanden, wozu die Natur hie und da von selbst aufforderte. So gab z. B. das Gedeihen des Flachses Veranlassung zur ausgedehnten Leinwandweberei, und das zum Bleichen sehr taugliche Wasser, eben so das überflüssige Holz forderten wie von selbst zur weitern Zubereitung der Leinwand, als Handelswaare, auf. Andere Gewerbe, als Cattunweberei, Spitzenklöppeln und viele dergleichen beschäftigen ebenfalls eine nicht geringe Menge von Menschen. Wenn nun aber diese Gewerbe grade darnieder liegen und zu gleicher Zeit theure Getreidepreise eintreten: so steigt die Noth in jenen Gegenden oft auf den höchsten Gipfel. Dies rührt nun meistentheils nicht von dem wirklichen Mangel an Getreide und an Nahrungsmitteln überhaupt, sondern nur von dem geringen Erwerbe her. Denn Deutschland ist fast noch nie, besonders aber in der neuern Zeit, in der Verlegenheit gewesen, daß es für seine Bevölkerung nicht genug an Nahrungsmitteln erzeugt hätte. — Auch werde ich weiter unten zeigen, daß die Ertragsfähigkeit seines Bodens noch einer größern Steigerung fähig, und daß also für die Subsistenz seiner zunehmenden Bevölkerung nichts zu besorgen sey.

B. Die Lage des Landes, der Höhe, seinem Untergrunde und der Himmelsgegend nach.

Es ist dem erfahrnen Landwirthe bekannt genug, daß ein Ackerboden von ganz gleicher Güte, in Hinsicht seines Reichthums an Pflanzennahrungsstoffen, eine ganz verschiedene Ertragsfähigkeit entwickelt, je nachdem er höher oder tiefer, also vor rauher Luft mehr oder weniger geschützt liegt; ferner je nachdem

sein Untergrund das auf ihn fallende Regenwasser längere oder kürzere Zeit anhält, und je nachdem er höher oder niedriger gegen Norden liegt. In allen drei Fällen übt der mehr oder weniger entwickelte Wärmestoff auf die übrigen beim Wachsthum der Pflanzen erforderlichen und thätigen Potenzen einen mächtigen Einfluß aus. Je langsamer und je geringer nun jene Entwicklung vor sich geht, desto langsamer und in geringerem Maße werden auch den Pflanzen die nährenden Stoffe zugeführt, woraus von selbst folgt, daß das Wachsthum derselben weniger freudig ist, als wo jene Bedenklichkeiten nicht statt finden. Untersuchen wir nun in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zuerst die Höhe der Lage der Felder: so finden wir, daß der nördliche Theil mehr wie der mittlere und südliche begünstigt ist. Dadurch hat die Natur jenen in etwas für seinen schlechtern Boden entschädigt. Denn wäre er z. B. im Frühling so lange den rauhen Luftströmungen ausgesetzt, wie das übrige Deutschland: so würden die ohnehin schwächlichen Pflanzen leicht zu Grunde gehen, und seine Erndte könnte dann oft auf eine sehr empfindliche Weise gefährdet werden. Auffallend ist der Unterschied in der Temperatur, den hier die niedere Lage bewirkt. Denn während z. B. im südlichen Böhmen, was gegen fünf Grade näher am Aequator liegt, wie Mecklenburg, die Erndte erst gegen Ende Juli eintritt, ist ihr Anfang hier in der Regel vor der Mitte dieses Monates. So stellt sich auch hier der Frühling gewöhnlich um mehr denn 14 Tage früher ein, wie in jener Gegend. Noch auffallender ist der Unterschied zwischen Mecklenburg und dem gebirgigen Theile von Oberösterreich. Denn dieses liegt gegen sieben Grade südlicher wie jenes, und hat doch seine Erndte fast um einen Monat später. Die glücklichste Lage aber haben unstreitig die Provinzen am Rheine: denn ihnen kommt nicht allein eine mildere Temperatur der Luft, vermöge ihrer tiefen Lage, sondern auch ein meistentheils sehr guter Boden zu statten. Daher sind sie denn auch vor allen übrigen Gegenden Deutschlands als gesegnet zu nennen; auch zeugt die starke Bevölkerung derselben, wobei dennoch Wohlhabenheit nicht zu verkennen ist, von diesen glücklichen Einwirkungen.

Wollen wir auf den Untergrund, auf welchem die wegbare Erdkrumme ruht, sehen: so stoßen wir auf sehr große Schwierigkeiten, wenn wir uns in specielle Angaben einlassen wollten; weshalb es denn auch nur bei einigen allgemeinen sein Bewenden behalten muß. In den Stromniederungen würde sich, schlösse man nur oberflächlich, vermuthen lassen, daß wegen der tiefen Lage auch der unter dem Ackerboden liegende Untergrund sehr streng und geschlossen, und folglich für das Wasser sehr undurchlassend seyn müßte. Und dennoch ist dem nicht allenthalben also. Selbst in dem mit sehr strengem Boden versehenen Odebruche ist der Untergrund größtentheils nicht von gleicher Beschaffenheit, im Gegentheil liegt an vielen Orten unter demselben ein loser Sand. Dies macht denn auch, daß er bei Nässe nicht so schnell leidet, wie es sonst der Fall seyn würde, und nur wenn diese sehr anhaltend wird, dann findet mehr eine Uebersättigung des allzu sehr anhaltenden Ackerbodens, als ein Versumpfen wegen undurchlassenden Untergrundes statt. Fast ebenso ist es mit einem großen Theile der Marschen. Am übelsten sind die Gebirgsgegenden daran, und die Ueberfüllung mit Nässe, die hier, wegen des oft felsigen, oft aber auch lettigen Untergrundes, auf eine Menge von Aeckern so leicht eintritt, vermehrt die Kälte, und wird den Früchten leicht verderblich. Darum sind auch nasse Jahre in jenen Gegenden ganz synonym mit Mißwachsjahren. Dagegen aber haben gerade die fruchtbarsten Landstriche von Deutschland den großen Gewinn, daß sie bei einem milden, aber hinlänglich wasserhaltenden Boden auch einen Untergrund besitzen, der fast aus gleichen Urbestandtheilen besteht, und bei einem mäßigen Anhalten der Feuchtigkeit derselben sogleich den Durchgang gestattet, wenn sie überhand nehmen und verderblich werden will. Es sind dies die Gegenden mit einem sogenannten milden Lehmboden, der aber mit einem großen Reichthume an Pflanzennahrung versehen ist. In großer Ausdehnung findet sich dieser im Halberstädtischen und Magdeburgischen, desgleichen in Schlesien und Böhmen; eben so in der fruchtbaren Ebene von Mähren, die Olmütz umgibt und unter dem Namen „die Hanna" bekannt ist. In

kleinern Strichen trifft man ihn aber fast in allen Provinzen, und selbst in der sandigen Mark Brandenburg liegt einer, der sich von Selow herüber, freilich etwas schmal, bis nach Tempelberg zieht. In der Uckermark ist er schon ausgedehnter. In Bayern sind besonders die Donaugegenden damit gesegnet. Würtemberg und Baden sind hie und da in bedeutenden Strecken damit durchstreift. Dieser Boden gehört mit seiner Auflagerung unstreitig zu dem besten und unter allen Verhältnissen einträglichsten, den man sich wünschen kann. Er ist von den Launen der Witterung weniger abhängig, wie jeder andere, und bringt, wenn seine Cultur nur mittelmäßig ist, fast alle Früchte sehr lohnend.

Welchen Einfluß die Himmelsgegend auf die Erhöhung der Fruchtbarkeit der Ländereien habe, das ist im Vorhergehenden schon berührt. Klar ist übrigens, daß ein Boden von ganz gleicher natürlicher Güte alsdann einen ungleich größern Ertrag geben muß, wenn er unter übrigens gleicher Höhe von der Meeresfläche im Süden oder Norden von Deutschland liegt. Denn da der größte Unterschied zwischen den beiden Begränzungen noch über sieben Grade der Breite beträgt: so kommt den südlich gelegenen Provinzen ein weit milderes Klima zu statten, wie den nördlichen. Nur haben, wie schon oben bemerkt, gerade die erstern eine ungleich höhere Lage, wie die letzteren, und zwar in so hohem Grade, daß diese zum großen Theile sich einer mildern Luft erfreuen, wie jene. — Die Zunahme der Kälte gegen Osten, die auf der ganzen östlichen Halbkugel so auffallend bemerkbar ist, zeigt sich aber auch in Deutschland. Denn vergleichen wir die Höhe von Schlesien, Mähren und Oesterreich mit der von den Rheingegenden: so ist sie gar nicht um so viel bedeutender, daß sie einen so auffallenden Unterschied des Klima's bewirken könnte. So in die Augen fallend ist dies, daß z. B. das Klima bei Ulm um nichts rauher genannt werden kann, wie bei Wien, unerachtet letzteres um Vieles tiefer liegt, wie ersteres, was aus dem Laufe der Donau, die so viel Fall hat, schon ohne alle Höhenmessungen einleuchtet. Das eben Gesagte enthält schon einen Theil von dem, was ich

C. Von den klimatischen Einwirkungen auf die erhöhte oder verminderte Fruchtbarkeit des Bodens

sagen will. Dem ausübenden Landwirthe ist bekannt genug, daß ein mildes Klima nicht allein wegen der Erhöhung der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch wegen der größern Bequemlichkeit und leichtern Führung der Landwirthschaft einen hohen Werth habe. Die Einsaat im Frühlinge kann eher begonnen und vollendet werden, die Erndte fällt in die Zeit des hohen Sommers, wo stärkere Wärme und längere Tage Alles beschleunigen helfen. Aber auch auf den wichtigen Umstand ist zu achten, daß sehr häufig bald nach der Mitte des Sommersolstitiums und des Herbstäquinoctiums, also gegen das Ende der ersten Hälfte des August Regenwetter eintritt. Es haben daher die mit mildem Klima begabten Gegenden einen Gewinn voraus, an welchen viele Landwirthe gar nicht denken. Denn sie haben um jene bedenkliche Zeit den größten Theil ihrer Erndte (von Weizen, Roggen und Gerste fast ganz) beendigt. Sie haben also neben Ersparung von einer Menge Arbeit den großen Vortheil, ihr Getreide gut und trocken eingebracht zu haben und einen höhern Preis dafür zu bekommen. Wer mir dies bestreiten wollte, dem könnte ich vieljährige Beobachtungen entgegenstellen, nach welchen die Erndte im August fast im Durchschnitt zweimal durch Regenwetter litt, ehe dies die im Juli nur einmal betraf. Außer diesen haben die Gegenden mit mildem Klima das voraus, daß sie, da ihre Erndte früher eingebracht ist, wiederum bequeme Zeit zur guten und zweckmäßigen Bestellung ihrer Wintersaaten gewinnen. — Wenn z. B. die, welche ein rauhes Klima haben, und deren Erndte erst im August trifft, von Regenwetter heimgesucht werden, so daß sich die Vollendung derselben bis tief in den September hineinzieht: so bleiben die Ackerarbeiten für die Herbstsaatbestellung zurück, und müssen dann zur Unzeit und übereilt vollführt werden. Dadurch ist der Grund schon wieder zu einer geringern Erndte fürs künftige Jahr gelegt. — Reisende Landwirthe können sich hieraus die Lehre ziehen, bei ihren Bemerkungen und Beurtheilun-

gen sich nicht zu widmen, und ganze Gegenden der Indolenz zu beschuldigen, wo natürliche Ursachen ein anscheinend saumseliges Verfahren veranlassen. — Aber auch bei Ansiedelungen und bei Wirthschaftungen sind hierauf große Rücksichten zu nehmen.

Nach diesen wohl nicht unwichtigen Bemerkungen nenne ich die verschiedenen Gegenden und Districte von Deutschland nach ihrem günstigen oder ungünstigen Klima.

Daß die Rheingegenden und die an der Nord= und Ostsee gelegenen Provinzen sich eines milden Klima's erfreuen, habe ich schon gesagt, eben so auch, daß der lange Gebirgszug, der mitten durch Deutschland geht, an einem rauhen Klima leide. Dasselbe trifft auch die südlichen Provinzen, wie Kärnthen, Krain und Tyrol. Jedoch haben diese auch mehrere große Districte, die von den Gebirgen geschützt, nach ihrer Lage sich eines wahrhaft italienischen Himmels erfreuen. An sehr rauhen Luftströmungen leidet besonders Böhmen, und sein sonst im Allgemeinen so fruchtbarer Boden wird dadurch in seinem Ertrage um vieles herabgesetzt. Schlesien erfähret hie und da dasselbe Schicksal; jedoch hat es auch wiederum an manchen Orten eine so geschützte Lage, daß dessen Boden seine Kraft freudig entwickeln kann. Der oben genannte fruchtbare Theil von Mähren, die Hanna, liegt von Gebirgen gen Norden geschützt, was seine Fruchtbarkeit noch sehr vermehrt. Von rauhen Winden wird Niederösterreich besonders bestrichen: indem es den Nord= und Ostwinden offen liegt, und die Süd= und Westwinde zuvor das hohe Gebirg bestreichen und dadurch erkältet auf das platte Land fallen. Bayern ist mehr gegen Norden geschützt, was vorzüglich von seinen guten Landstrichen gilt, und die Winde aus Süden, die zwar auch von den hohen Gebirgen herabfallen, haben sich über die Ebene hin zuvor erwärmt, ehe sie diese berühren. Fast Gleiches gilt von Würtemberg, was die zum Theil nach Westen neigende Lage noch zum Vortheile hat. Seine Thäler und Thalebenen erfreuen sich daher eines höchst angenehmen Klima's, was der dort dem Boden angethane Fleiß noch günstiger machen hilft. Baden wird durch den Schwarzwald

wie durch eine schützende Mauer im Nordosten gedeckt. Dies und seine Lage am Rheine geben ihm unstreitig ein Klima, wie es nur die besten Gegenden von Deutschland haben. Dagegen aber kämpft Hessen mit der Widerspenstigkeit des Bodens, so wie mit dem rauhen Himmel.

In Verbindung mit dem Klima steht aber auch

D. Der Regenfall einer Gegend.

Von ihm wird die Fruchtbarkeit und Erträgniß des Bodens gar sehr bedingt. Wenn es auch schwierig ist, darüber einen ganz genauen Maßstab für diese oder jene Provinz zu geben, indem es bis jetzt noch zu wenig Landwirthe gibt, die sich mit genauen Beobachtungen über diesen Gegenstand beschäftigen: so geben doch die allgemeinen Erfahrungen, ja selbst die natürliche Lage der einzelnen Gegenden einen ziemlich sichern Anhaltspunkt, wornach man den stärkern oder geringern Regenfall bestimmen kann. Vorzüglich sind es die herrschenden Winde, die man da bei zu berücksichtigen hat. Sie wehen für die meisten Distrikte von Deutschland weit öfter aus Südwest, als aus irgend einer andern Gegend. Nur im Frühlinge und Spätherbste kommen sie aus Nordwest fast eben so häufig wie aus Südwest. Nach diesen allgemeinen, sich wiederholenden Erscheinungen müssen die an der Nord- und Ostsee gelegenen Provinzen im Herbste und Frühjahr mehr mit Regen gesegnet seyn, wie die andern, wogegen dies im übrigen Jahre auf die südlichen anzuwenden seyn muß. Und in der That ist es auch so. — Neben diesen allgemeinen Regeln gibt es aber deren auch noch viele, die als Abweichungen blos auf Beobachtungen beruhen. So haben z. B. im Sommer die nördlichen Gebirgsgegenden bei Nordostwinde häufig Regen, selbst wenn die entfernteren Ebenen Mangel daran leiden. Bei geradem Ostwinde hingegen trifft beide gleich große Trockenheit. Bei Süd- und Südwestwinde aber werden die in geringer Entfernung von den Gebirgen nordwärts liegenden Ebenen in der Regel mit noch stärkerem Regen überschüttet, wie die Gebirge selbst. Die natürliche Ursache dieser Erscheinungen ist der Wahrscheinlichkeit nach wohl folgende. Der Zug der

deutschen Gebirge geht meist von Nordwest nach Südost; daher häufen und drängen die Nordostwinde die Dünste an denselben und verursachen Regen. Grader Ost durchstreicht die Schluchten und bildet sich in einen scharfen Zug, der kein Zusammenrinnen der Dünste zuläßt. Süd und Südwest führt an sich schon die Stoffe des Regens mit sich. Wenn er nun das Gebirge berührt, so vermehren sich diese, und fallen in der Nähe desselben herab. Am jenseitigen, d. i. am südwestlichen Abhange der Berge bringen die letztern Winde dieselbe Erscheinung hervor, wie der Nordost am nördlichen Abhange. Immer aber haben die den Gebirgen am nächsten liegenden Ebenen bei dürren Jahren den Vorzug, daß sie eher, wie andere von einem Regen erquickt werden. Darum zeichnet sich auch in der Regel die Fruchtbarkeit solcher Gegenden aus. — Im Allgemeinen aber leidet Deutschland fast weniger als irgend ein anderes Land weder an allzugroßer Dürre, noch an übertriebener Nässe, wie die Erfahrungen der vorigen Zeiten beweisen. Etwas hypothetisch kann man wohl annehmen, daß seine es in der Mitte durchschneidenden Gebirge hiervon eine Hauptursache sind.

E. Nahe liegende und von der Natur angebotene Mittel zur Verbesserung des Bodens.

Wenn auch manche Gegend ganz besonders gegen eine andere in der Güte ihrer Ländereien zurück gesetzt ist: so hat dennoch die Natur wieder dafür gesorgt, daß sie nicht ganz verlassen sind, indem sie ihnen die Hülfsmittel zur Verbesserung nahe legte. Eins der vorzüglichsten derselben ist der Mergel. In mancherlei Gestaltungen und Mischungen und eben deshalb auch von sehr verschiedener Wirkung kommt er vor. Fast überall ist er aber grade immer für die Oertlichkeit, wo man ihn findet, am passendsten. So ist der Lehmmergel*) grade für den Sandboden das heilsamste Verbesse-

*) Es ist nicht meine Absicht, und läge auch ganz außer dem Plane dieses Werkes, mich auf eine chemische Erörterung über die Natur und Bestandtheile der verschiedenen Mergelarten einzulassen.

rungsmittel, eben so wie ein reichhaltiger Kalkmergel für ein thoniges Land wieder weit mehr Werth hat. Und grade finden sich beide Arten in den Gegenden, wo sie besonders hinpassen. Ersterer hat in den sandigen Strichen der Mark Brandenburg, Pommerns, Mecklenburgs schon so wohlthätige Folgen gezeigt, daß es gar nicht zu berechnen ist, wie weit ohne seine Anwendung der Landbau in den genannten Provinzen zurück seyn müßte. Der Kalkmergel hat hinwiederum auf thonigem und Lehmboden zur Bereicherung desselben so gewirkt, daß er die Masse der auf demselben erzeugten Producte ins Große vermehrt hat. Und so hat jede Art dieses wohlthätigen Verbesserungsmittels ihren hohen Werth. Denn welche überraschende Wirkungen zeigt nicht auch z. B. der Sandmergel auf sumpfigen und versauerten Ländereien. Es ist gewiß keine zu kühne Annahme, wenn ich den vermehrten Ertrag auf den Aeckern, wo man den Mergel angewandt hat, auf ⅙ des Ganzen ansetze. Wollte man nun auch gegen die Anwendung dieses von der Natur so wohlthätig zur Verbesserung des Bodens hingelegten Mittels die Ausstellung machen, daß es denselben nicht geradezu bereichere, sondern seine Ertragsfähigkeit nur wecke, und daß es allzu stark und häufig angewandt, leicht das Uebel noch ärger mache: so ist die Antwort hierauf wohl von vernünftigen Landwirthen schon oft genügend gegeben worden. Hat der thätige und verständige Landwirth nur die Kraft seines Bodens erst geweckt, dann wird er sie auch in Thätigkeit zu erhalten und immer wieder zu erneuern verstehen.

Auch an **Kalk** fehlt es in Deutschland nicht, und er wird sehr häufig als Ersatzmittel des Düngers angewandt. Besonders aber sind die Gebirgsgegenden damit gesegnet, und er hilft bei seiner Anwendung die durch Nässe und Kälte verminderte Thätigkeit des Bodens wieder herstellen.

An **Moder** haben besonders die Gegenden Ueberfluß, wo früher Pfuhle und Tiefen mit Wasser angefüllt waren, und endlich allmählich austrockneten. Dieß gilt namentlich von den Provinzen, die vieles Sandland haben. So findet man in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg dergleichen Vertiefungen, wo ein großer Schatz solchen Moders aufgehäuft liegt,

den dann umsichtige Landwirthe auch ganz nach Werthe zu schätzen und zu benutzen verstehen. Weniger als im nördlichen Deutschland macht man von allen diesen wohlthätigen Hülfsquellen im südlichen Gebrauch. Die Noth war es wohl dort hauptsächlich, welche den Verstand weckte und auf jene sonst eben nicht fern liegenden Hülfsmittel aufmerksam machte. Ich darf hier alle diese Gegenstände nur flüchtig berühren, da sie im weitern Verfolge dieses Werkes noch einzeln und besonders verhandelt werden.

F. Wiesen.

Ob man gleich in neuerer Zeit durch den ausgedehnten Anbau von Futtergewächsen das Bedürfniß von Wiesen weniger fühlt wie ehemals, so sind und bleiben sie doch immer eine höchst angenehme und bequeme Sache bei einer Landwirthschaft, die man alsdann erst recht nach Werth schätzen lernt, wenn Jahrgänge, die dem Anbau von Futterkräutern ungünstig sind, vorkommen. Und diese bleiben in der Regel, nach einem mehrjährigen Durchschnitt nicht aus. Wie oft kommt es nicht z. B. vor, daß der Klee im Winter ausfriert, oder bei einem vorhergegangenen sehr dürren Jahre fast gar nicht aufgegangen ist. Dann wird es schwierig, ihn durch andere Futtermittel zu ersetzen; wogegen der, welcher bedeutende Wiesenflächen hat, durch diese bald aus der Verlegenheit gezogen wird. Diese Wiesen haben aber freilich einen sehr relativen Werth, der sich nach dem Grade der Fähigkeit der Ackerländereien zum Futterbaue steigert oder vermindert. Unter sich selbst ist aber auch ihr Werth eben so verschieden. Denn solche an Flüssen, die gewöhnlich eine dreimalige gute Mähung zulassen, sind unendlich höher zu schätzen als trockene, die selten mehr als einen Schnitt geben. Von der erstern Klasse hat Deutschland deren zwar nicht wenige; jedoch sind die Ufer seiner Flüsse nicht überall mit denselben eingefaßt. Unter den größern Flüssen finden wir die meisten an der Elbe.

Meistentheils haben aber die Stromwiesen das Schicksal, daß ein Theil des auf ihnen zu erndtenden Futters durch Ue-

rungsmittel, eben so wie ein reichhaltiger Kalkmergel für ein thoniges Land wieder weit mehr Werth hat. Und grade finden sich beide Arten in den Gegenden, wo sie besonders hinpassen. Ersterer hat in den sandigen Strichen der Mark Brandenburg, Pommerns, Mecklenburgs schon so wohlthätige Folgen gezeigt, daß es gar nicht zu berechnen ist, wie weit ohne seine Anwendung der Landbau in den genannten Provinzen zurück seyn müßte. Der Kalkmergel hat hinwiederum auf thonigem und Lehmboden zur Bereicherung desselben so gewirkt, daß er die Masse der auf demselben erzeugten Producte ins Große vermehrt hat. Und so hat jede Art dieses wohlthätigen Verbesserungsmittels ihren hohen Werth. Denn welche überraschende Wirkungen zeigt nicht auch z. B. der Sandmergel auf sumpfigen und versauerten Ländereien. Es ist gewiß keine zu kühne Annahme, wenn ich den vermehrten Ertrag auf den Aeckern, wo man den Mergel angewandt hat, auf ⅙ des Ganzen ansetze. Wollte man nun auch gegen die Anwendung dieses von der Natur so wohlthätig zur Verbesserung des Bodens hingelegten Mittels die Ausstellung machen, daß es denselben nicht geradezu bereichere, sondern seine Ertragsfähigkeit nur wecke, und daß es allzu stark und häufig angewandt, leicht das Uebel noch ärger mache: so ist die Antwort hierauf wohl von vernünftigen Landwirthen schon oft genügend gegeben worden. Hat der thätige und verständige Landwirth nur die Kraft seines Bodens erst geweckt, dann wird er sie auch in Thätigkeit zu erhalten und immer wieder zu erneuern verstehen.

Auch an **Kalk** fehlt es in Deutschland nicht, und er wird sehr häufig als Ersatzmittel des Düngers angewandt. Besonders aber sind die Gebirgsgegenden damit gesegnet, und er hilft bei seiner Anwendung die durch Nässe und Kälte verminderte Thätigkeit des Bodens wieder herstellen.

An **Moder** haben besonders die Gegenden Ueberfluß, wo früher Pfuhle und Tiefen mit Wasser angefüllt waren, und endlich allmählich austrockneten. Dieß gilt namentlich von den Provinzen, die vieles Sandland haben. So findet man in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg dergleichen Vertiefungen, wo ein großer Schatz solchen Moders aufgehäuft liegt,

den dann umsichtige Landwirthe auch ganz nach Werthe zu schätzen und zu benutzen verstehen. Weniger als im nördlichen Deutschland macht man von allen diesen wohlthätigen Hülfsquellen im südlichen Gebrauch. Die Noth war es wohl dort hauptsächlich, welche den Verstand weckte und auf jene sonst eben nicht fern liegenden Hülfsmittel aufmerksam machte. Ich darf hier alle diese Gegenstände nur flüchtig berühren, da sie im weitern Verfolge dieses Werkes noch einzeln und besonders verhandelt werden.

F. Wiesen.

Ob man gleich in neuerer Zeit durch den ausgedehnten Anbau von Futtergewächsen das Bedürfniß von Wiesen weniger fühlt wie ehemals, so sind und bleiben sie doch immer eine höchst angenehme und bequeme Sache bei einer Landwirthschaft, die man alsdann erst recht nach Werth schätzen lernt, wenn Jahrgänge, die dem Anbau von Futterkräutern ungünstig sind, vorkommen. Und diese bleiben in der Regel, nach einem mehrjährigen Durchschnitt nicht aus. Wie oft kommt es nicht z. B. vor, daß der Klee im Winter ausfriert, oder bei einem vorhergegangenen sehr dürren Jahre fast gar nicht aufgegangen ist. Dann wird es schwierig, ihn durch andere Futtermittel zu ersetzen; wogegen der, welcher bedeutende Wiesenflächen hat, durch diese bald aus der Verlegenheit gezogen wird. Diese Wiesen haben aber freilich einen sehr relativen Werth, der sich nach dem Grade der Fähigkeit der Ackerländereien zum Futterbaue steigert oder vermindert. Unter sich selbst ist aber auch ihr Werth eben so verschieden. Denn solche an Flüssen, die gewöhnlich eine dreimalige gute Mähung zulassen, sind unendlich höher zu schätzen als trockene, die selten mehr als einen Schnitt geben. Von der erstern Klasse hat Deutschland deren zwar nicht wenige; jedoch sind die Ufer seiner Flüsse nicht überall mit denselben eingefaßt. Unter den größern Flüssen finden wir die meisten an der Elbe.

Meistentheils haben aber die Stromwiesen das Schicksal, daß ein Theil des auf ihnen zu erndtenden Futters durch Ue-

berschwemmungen hinweggeführt oder verdorben wird. In frü
hern Zeiten fühlte man diesen Nachtheil noch empfindlicher, als
jetzt, wo man durch Futterbau auf den Aeckern sich auszuhelfen
versteht. Den aufmerksamen und fleißigen Landwirth trift jener
durch Ueberschwemmung angerichtete Schaden weniger, weil er
die Zeitpunkte, in welchen dieselben gewöhnlich treffen, beobach
tet, und vor denselben sein Heu zu retten sucht.

II. Verschiedene Behandlung des Bodens.

Wer darüber in Zweifel stehen wollte, daß gegenwärtig durch eine zweckmäßigere Behandlung des Bodens auch dessen Ertrag wirklich und nachhaltig bedeutend vermehrt werde, der dürfte nur den Bedarf an landwirthschaftlichen Erzeugnissen, welcher sich durch die fortwährend zunehmende Bevölkerung von Jahr zu Jahr steigert, berechnen, und er wird dann, wenn er findet, daß er dennoch jetzt mehr wie ehemals gedeckt ist, sich überzeugen, daß man in unsern Zeiten dem Acker mehr abzugewinnen verstehe, wie ehemals. Mancherlei Umstände haben zu einem rationellen Betriebe des Landbaues aufgemuntert, wovon ich weiter unten Gelegenheit haben werde, zu sprechen. Jederzeit ist es aber wohl der lohnende Preis der landwirthschaftlichen Erzeugnisse gewesen, welcher das Nachdenken geweckt, und die Aufmerksamkeit geschärft hat. Dieser bessere Preis war aber wieder eine Folge des mehreren, und oftmals wegen Mißwachs und anderer Ursachen nicht hinlänglich gedeckten Bedarfs. Wenn nun einzelne denkende Landwirthe von der allgemein üblichen Bewirthschaftungsart abwichen, und dieß ihnen ein besseres Gedeihen ihrer Erzeugnisse bewirkte, so wurden andere durch ihr Beispiel aufmerksam und zur Nachahmung aufgemuntert. Die Mittheilungen wurden dann, wenn sie auch schriftlich gegeben wurden, wohlthätig für viele und es brachte die landwirthschaftliche Literatur gleich in ihrem ersten Emporsprossen schon Früchte. Sie theilte die Erfolge verschiedener Versuche und Verfahrungsarten mit; sie machte mit den Mitteln bekannt, jene am besten ins Werk zu richten; sie lehrte, was man anderswo mit Gewinn betrieb; und stellte die Landwirthe über-

überhaupt auf den richtigen Standpunkt, von wo aus sie am besten sehen und beurtheilen konnten, was in ihrer Lage und unter ihren Verhältnissen das Ersprießlichste sey. Ward sie auch hie und da angefochten und mitunter von denen verspottet, die nur durch eigene Praxis und darauf gegründete Erfahrung den richtigen Weg zu finden glaubten, so nahm auch die Zahl dieser allmählich ab, und die deutsche Landwirthschaft naht sich dem Zeitpunkte immer mehr, wo sie zur vollen Wissenschaft erhoben, auch von allen ihren Ausübern wissenschaftlich erlernt und betrieben werden wird. Sie muß dies auch fast mehr als jedes andere Gewerbe, da sie mit so vielen Fächern des Wissens ausgestattet seyn muß, wenn sie in allen ihren Theilen naturgemäß und vollkommen betrieben werden soll.

Freilich kann die deutsche Landwirthschaft sich nicht gerade rühmen, die erste gewesen zu seyn, in welcher das Licht klar aufgegangen ist; aber den Stolz darf sie doch haben, daß sie mit reger Empfänglichkeit die Strahlen desselben auffing, die von andern Ländern her leuchteten. Vieles hat sie in dieser Hinsicht England zu verdanken. Die politischen und mercantilischen Verhältnisse jenes Landes haben seit langer Zeit in ihm den Geist der Nation so geweckt, daß er mit Klarheit und Kraft sich in allen Gewerben, besonders aber auch in der Landwirthschaft des Bessern bemeisterte, und Erfolge hervorrief, welche die Indolenz und der Schlendrian früher nicht für denkbar, geschweige denn für möglich gehalten hätte. Im Charakter des Deutschen liegt es, besonnen zu urtheilen und das Fremde erst zu prüfen; in ihm liegt es aber auch, sich dasselbe, sobald er es für das Bessere anerkannt hat, mit Eifer anzueignen. — Als daher der Altvater der deutschen Landwirthschaft, der verewigte Staatsrath Thaer, die englische Landwirthschaft in Deutschland bekannt machte, so erregte er sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und veranlaßte zu einer Menge von Versuchen. Was für Erfolge diese hatten, sehen wir weiter unten. Doch ich eile meinem Thema voraus und kehre zur regelmäßigen Ordnung der Materialien zurück. Deshalb spreche ich bei diesem Abschnitte

A. Von der früher allgemeinen und jetzt noch sehr häufig üblichen Dreifelderwirthschaft.

Da das System sich so viele Jahrhunderte behauptet hat, und da bei demselben der Landbau doch nicht in Verfall kam, sondern vielmehr das Bedürfniß der Nation jederzeit ziemlich sicher deckte, so würde es anmaßend seyn, dasselbe gradezu als schlecht und unzweckmäßig zu tadeln und zu verwerfen. Selbst abgesehen davon, daß ein Schriftsteller jederzeit sich die strengste Unparteilichkeit zur Pflicht machen muß, würde es demselben auch schwer werden, eine Verfahrungsart absolut als tadelhaft zu schildern, die so lange Zeit als die zweckmäßigste anerkannt und ausgeübt worden ist. Seine Pflicht ist es aber, streng zu prüfen und alle Verhältnisse gegen einander abzuwägen, um darnach ein Urtheil fällen zu können, welches auf einer festen Grundlage ruht, und welches die etwaigen Mängel an der Sache aufdeckt und zu ihrer Verbesserung Veranlassung giebt.

Wenn ich von der Dreifelderwirthschaft spreche, so muß ich dabei sowohl auf die Art ihrer Ausübung zurückkommen, als auch nachweisen, unter welchen Verhältnissen sie relativ die zweckmäßigste Art des Landbaues war und auch hie und da noch seyn kann.

Sie ward, wenn die Nachrichten richtig sind, durch Karl den Großen in Deutschland eingeführt, und die Absicht bei dieser Einführung war keine andere, als die Landescultur zu erhöhen, indem durch sie der bisher bestehenden Nomadenwirthschaft ein Ende gemacht werden sollte. Waren auch die Grundstücke schon ziemlich genau begränzt und an besondere Eigenthümer vertheilt: so konnte doch deren Benutzung, da der Mehrtheil nur zur Viehweide bestimmt war, unmöglich so einträglich seyn, als wenn nunmehr zwei Drittheile unter den Pflug genommen und zum Anbau des Getreides bestimmt wurden. In dieser Hinsicht ward sie nun in doppelter Art wohlthätig für die Nation. Denn einmal sicherte sie derselben bei ihrer Vermehrung ihre Subsistenzmittel weit eher, wie die frühere Wirthschaftsart, und zweitens

trug sie auch zur Civilisation unendlich viel bei, indem sie die Bewohner des Landes heimischer machte und so deren geistige Ausbildung erleichterte. Sie wurde also damals und auch in den folgenden Jahrhunderten eine höchst wohlthätige Einrichtung und war den Verhältnissen so angemessen, daß schwerlich ein anderes System des Landbaues seinen Zweck so erreicht haben würde. Indem sie die Aecker in drei Theile schied, wovon einer (die Brache) einen Theil des Jahres zur Weide diente, gestattete sie eine den Bedürfnissen angemessene Viehhaltung und erhöhte dessenungeachtet die Getreide-Erzeugung ungemein. Die Schwierigkeit der mehreren Ackerarbeiten ward überdies durch deren ziemlich gleichmäßige Vertheilung größtentheils gehoben, Denn es collidiren bei derselben wenig Arbeiten; sondern sie schließen sich meistentheils in gleichem Verhältnisse an einander an. Das ist es auch, was sie vielen Landwirthen so überaus werth gemacht hat, daß sie nicht davon abgehen mögen und im Vergleich zu ihr jedes andere System verwerfen.

Was aber noch zu betrachten ist, das ist die Art ihrer Ausübung. Sie bewegt sich zwar freilich in so engen und bestimmten Gränzen, daß man glauben muß, es seyen wenig Abweichungen möglich: aber dennoch hat man besonders in neueren Zeiten deren mancherlei angebracht. Die allmähliche Aussaugung des Bodens, welche bei der Dreifelderwirthschaft unvermeidlich ist, besonders da, wo nicht bedeutende Wiesen die durch den fortwährenden Getreideanbau verloren gehende Bodenkraft ersetzen, mußte zuletzt auch dem weniger aufmerksamen Ackerbauer einleuchten, und er mußte deshalb auf Mittel sinnen, die allmählich immer mehr abnehmende Ertragsfähigkeit seiner Aecker wieder empor zu heben. Das konnte er nur durch eine stärkere Viehhaltung. Für diese mußte er aber Futter haben, und es lag ihm daher ob, darauf zu sinnen, dieß zu erzeugen, da er durch Ankauf, selbst wenn auch dieser möglich wäre, viel zu theuer käme, um nicht einen sehr nachtheiligen Ausfall im Reinertrage zu bewirken. Mehrere Jahrhunderte hindurch hatte man freilich jenen Schaden der abnehmenden Bodenkraft nicht gespürt, weil die Urkraft sich lange nicht erschöpfte, und weil die allmäh-

ches Festhalten am gewohnten Alten mehr zu tadeln als zu loben sey, das steht zu untersuchen. Nicht jedem ist gegeben, einen sichern Ueberblick seiner ganzen landwirthschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen. Wenn er diesen nun nicht hat, und an dem lange bestandenen zu ändern und zu modeln anfängt: dann mißräth dies meistentheils, und der dadurch entstandene Schaden macht ihn und alle, die auf ihn sehen, scheu, und wird Ursache, daß man vor jeder Abänderung Furcht bekommt. Die Vergangenheit hat diese Behauptung vielfach gerechtfertigt, und solche Mißgriffe haben der guten Sache geschadet und ihre Allgemeinheit auf spätere Zeiten hinaus gerückt. Thun wir aber einen tiefern Blick in die Sache, so sehen wir auch hier recht deutlich das Walten der Vorsehung. Sie zeigt dem Menschen durch seinen Verstand das Vollkommnere, aber nicht gleich kommt derselbe so zur Klarheit, daß ihm die Wahl der Mittel unausbleiblich glückte. Darum macht er Mißgriffe. Diese aber bewahren ihn für die Folge dafür. Aufgehalten wird aber durch das daraus entstehende Schwanken der vollkommene gute Erfolg, weil es nicht heilsam seyn würde, wenn besonders in dem gegebenen Falle derselbe sogleich ins Leben träte: indem er eine Ueberproduction unvermeidlich herbeiführen und dadurch das landwirthschaftliche Gewerbe, wegen des Unwerths seiner Producte, in seinem Fortgange nicht allein hemmen, sondern wieder zurückwerfen würde.

Trotz dem aber, daß in vielen Gegenden Deutschlands man die Dreifelderwirthschaft den Bedürfnissen der Zeit mehr anzupassen sucht, giebt es deren doch auch noch, wo Mangel an Geistesbildung, Druck und Vorurtheil den Landwirth in der alten Dunkelheit erhalten, wo er nach Art seiner Ur- und Ur-Urväter wirthschaftet, ohne zu bedenken, daß jene Zeiten andere Bedürfnisse hatten, und daß, wenn er das Sprüchwort anwendet: „die Alten sind auch keine Narren gewesen", er dabei bedenken sollte, daß sie sich, wenn sie dies nicht waren, nach den Bedürfnissen ihrer Zeit richteten, und wohl vielleicht anders wirthschaften würden, wenn sie jetzt noch lebten. Auch selbst in den deutschen Provinzen, wo ein rationeller Betrieb des Landbaues

schon längst vorwaltet, findet man noch eine Menge Wirthschaften, welche jener Vorwurf trifft. Aber manche haben auch das sonderbare Mißgeschick, daß sich zu ihnen das Licht noch wenig und nur in matten Strahlen durchdrängen konnte. So sind z. B. einzelne Distriete von Oesterreich und Bayern noch so unglücklich, von diesem Loose betroffen zu werden. Da wirthschaftet man den alten Gang fort, und starrt dumpf nach Außen, wo es hie und da besser geht. Man muthet dem Boden, den man auf alle Weise mißhandelt, zu, daß er stets seine Früchte in Fülle tragen solle, ohne daß man seiner alle Jahre mehr abnehmenden Kraft im mindesten wieder aufzuhelfen strebte. In Oesterreich läßt man sich noch durch die unglückselige Idee, mit dem Weinbau sein Glück zu gründen, wie es die Urväter thaten, verleiten, den Dünger zu diesem zu vergeuden und ihn dem Acker zu entziehen. Dabei übersieht man, daß durch das allenthalben herrschende Prohibitivsystem der Absatz des Weins gehemmt und sein Preis weit unter die Erzeugungskosten herabgedrückt ist. Sieht man auch in Würtemberg und am Rheine Gleiches, so muß man den Oesterreichern zurufen: Duo si faciunt idem, non est idem. Denn hier liegt man neben dem Weinbaue auch dem Ackerbaue mit allem Fleiße ob, auch sind hier die Absatzwege nicht so versperrt, wie dort. — Wenn nun bei dem übermäßigen Verbrauche des Düngers in den Weinbergen, auf den Aeckern eine Dreifelderwirthschaft, und noch dazu mit wenig Futterbau betrieben wird, dann ist es kein Wunder, wenn diese, da sie so selten eine Düngung bekommen können, am Ende außer aller Kraft gesetzt werden, und zuletzt Erndten tragen, welche die Erzeugungskosten nicht mehr decken. In Bayern trifft zwar der Vorwurf des unbesonnen betriebenen Weinbaues die Landwirthe nicht, dagegen aber ist das Licht der bessern Ein- und Ansicht dort noch nicht allenthalben eingedrungen. Bei einer über die Maßen geringen Bevölkerung erzeugt dies Land, trotz seinem größtentheils fruchtbaren Boden, doch selten mehr als seinen Bedarf an Nahrungsmitteln. Daneben aber ist die Erzeugung von Handelsproducten nur noch ein frommer Wunsch, und es werden deren

weit mehr ein= als ausgeführt. Die Dreifelderwirthschaft wie sie nur als elend sich darstellen kann, sieht man hier im treuen Bilde. Weideflächen und Brache werden von Vieharten benutzt, die wenig Reinertrag bringen können. Schafe, die man kaum als deutsche gelten lassen kann, letzen sich an Kräutern, wobei hohen Reinertrag gebende Merino's sich besser befinden würden. Ich spreche hier nämlich nur meist von den altbayerischen Provinzen. Doch es ist meine Absicht nicht, zu tadeln, sondern nur darzustellen; es ist mein Zweck, ein Bild der deutschen Landwirthschaft zu entwerfen, wie es in der Natur wirklich da ist. Da kann und darf ich denn auch nicht schmeicheln. Wenn aber dieses Bild treu dastehen wird, dann kann es auch zum Nutzen gereichen für diejenigen, denen die Farben nicht gefallen, denn sie werden sie in ihrem Thun und Wirken verbessern.

Daß bei einem so unzweckmäßigen und schlechten Betriebe der Landwirthschaft auch kein Wohlstand unter dem Volke herrschen könne, das liegt in der Natur der Sache. Die österreichischen und bayerischen Unterthanen erfreuen sich in Hinsicht der Lasten und Abgaben an den Staat einer größern Milde, wie manche der andern deutschen Provinzen, und dennoch gehören sie zu den ärmsten. Wenn ich jedoch von Oesterreich spreche: so meine ich damit nur einzelne Districte des eigentlichen, und zwar besonders des niedern Oesterreichs. Denn z. B. in Mähren, auch hie und da in Böhmen, herrscht großer Eifer in dem Bestreben nach dem Bessern, und die Folge davon ist, daß blühender Wohlstand so vielfach klar hervorleuchtet.

Wenn eine Provinz aber im Landbaue das Bessere und Vollkommnere ergreifen soll: so müssen die größern Grundbesitzer, die schon nach ihrem Stande und ihrer Erziehung eine höhere Bildung, also auch einen geschärfteren Verstand haben sollen, den ersten Impuls durch ihr Beispiel geben. Neben jenen geistigen Vortheilen haben sie übrigens auch gewöhnlich noch die des mehreren Vermögens, und können darum auch leich-

ter Versuche machen, und das anerkannt Bessere ins Werk rich-
ten. Diesen Gesichtspunkt haben die Regierungen aufgefaßt,
welche landwirthschaftliche Musteranstalten auf Kosten des Staats
gegründet haben. Ich komme weiter unten auf die in Deutsch-
land bestehenden zurück. So wohlthätig diese nun aber auch
wirken: so sind sie allein doch keinesweges hinreichend, um eine
günstige Reformation im Landbaue des ganzen Landes schnell
hervorzurufen. Nach ihrem Vorbilde müssen die größern Gü-
terbesitzer handeln, wenn das Beispiel schnell und überall sicht-
bar und wirksam werden soll. Ist nun aber das Grundeigen-
thum in zu großen Portionen vertheilt: so können die Besitzer
desselben, wenn sie nicht viele Kräfte haben, nicht allenthalben
sogleich durchgreifen, auch müssen sie zu Vieles Händen anver-
trauen, die nicht allemal am besten damit umzugehen Verstand
und guten Willen genug haben. Da kommt es denn vor, daß
mit großen Mitteln geringe Erfolge bewirkt werden, die dann
am Ende den Eigenthümer ermüden, und dazu bestimmen, es
lieber beim Alten zu lassen, wo zwar eine niedrige, aber doch
wenigstens sichere Rente einkam. Das eben Gesagte dürfte auf
Böhmen hie und da passen. Anders aber ist es in Mähren.
Da wirthschaftet, wie in Schlesien, meistentheils der Besitzer
selbst auf seinem Eigenthume. Seinen Erfahrungen folgend,
bereichert er dieselben noch durch die Litteratur, und der Gang
und Betrieb seiner Landwirthschaft zeigt die wohlthätigen Folgen
eines solchen Verfahrens. Weniger kann man dies von Sach-
sen rühmen, wo die Verpachtungen, welche die dasigen Grund-
eigenthümer so bequem finden, dem günstigen Fortgange der
Landwirthschaft hemmend im Wege stehen, obgleich auch nicht
zu läugnen ist, daß sie hie und da denselben befördern. Von
Pommern, Brandenburg und Mecklenburg kann man dasselbe
sagen, wie von Schlesien und Mähren. In allen diesen Pro-
vinzen wird der Dreifelderwirthschaft auch immer mehr Feld
abgewonnen, und ein verständigerer, zweckmäßigerer und ein-
träglicherer Betrieb ist nicht zu verkennen.

Doch ich muß, ehe ich diesen Absatz schließe, noch den Be-
weis führen, ob bei der Dreifelderwirthschaft es gar nicht mög-

lich sey, einem Landgute einen hohen Reinertrag abzugewinnen. Bewiesen ist zwar die Sache schon in der Wirklichkeit durch mehrere Beispiele, da aber bei diesen die Zeiten und äußere Verhältnisse vortheilhaft mitgewirkt haben: so genügen sie nicht unter allen Verhältnissen als überzeugende Thatsachen.

Wenn man den ersten Erfolg einer Dreifelderwirthschaft mit dem des Fruchtwechsels zusammen stellt: so scheint er fast allemal für erstern zu sprechen. Dies rührt theils daher, daß bei ihr keine Abänderungen nöthig sind, die fast immer, wenn auch nicht grade störend, doch wenigstens verzögernd wirken. Dazu kommt noch, daß bei ihr die verkäuflichen Producte, meistentheils Getreide, allemal ein gangbarer Artikel, und also fast zu jeder Zeit ins Geld zu setzen sind. Das ist es auch, was den die Bequemlichkeit und den sichern Gang liebenden Landwirth besonders anspricht. Wenn nun noch die liebe Gewohnheit, die eigentlich den Menschen mehr wie alles Andere beherrscht, dazu kommt: so ist es kein Wunder, wenn er gern bei dem einmal eingeführten Gange bleibt. Außerdem pflegen bequeme und indolente Landwirthe selten viel zu rechnen, wenigstens fehlt ihnen die Liebe zur Vergleichung.

Daß sie bei ihrer Methode den Acker allmählich entkräften, das geben sie fast gar nicht zu: indem sie glauben, demselben durch den aufgebrachten Dünger das, was er abgiebt, wieder zu ersetzen. Da sie nun eine solche allmähliche Entkräftung bestreiten: so fürchten sie auch nicht in der Folgezeit in ihrer Bodenrente zurückzukommen. — Aber auch abgesehen von solchen Landwirthen: so kann es doch auch andere geben, denen der Name der rationellen nicht abgesprochen werden kann, und die es dennoch nicht unangemessen finden, die Dreifelderwirthschaft beizubehalten. Untersucht man jedoch die Sache genauer: so könnte man ihr Verfahren eine Vermählung dieses Systems mit dem des Fruchtwechsels nennen. Denn, wenn es für diesen die erste Aufgabe ist: jede Frucht in der Folge nach der andern zu bringen, wo sie den meisten und für sie am besten zubereiteten Nahrungsstoff findet; wenn sie ferner besonders darüber wacht,

daß dem Acker seine abgegebene Kraft in gleichem, ja reichlicherem Maße zurückerstattet werde: so huldigen die eben gedachten Dreifelderwirthe grade auch diesem Principe. Sie benutzen gewöhnlich fast die ganze sogenannte Brache zu Futterkräutern, und sie lassen sich nicht so streng durch ihre Feldeintheilung binden, daß sie z. B. nach behackten Früchten (Kartoffeln, Rüben ꝛc.) Wintergetreide nehmen sollten. Dadurch nun bekommen sie, während sie den Namen einer Dreifelderwirthschaft beibehalten, in der That mehrere Schläge, und die Früchte wechseln gewöhnlich auf die mannichfachste Weise, so daß selten früher als in sechs Jahren einerlei Frucht wieder auf denselben Acker kommt. Sie passen also das alte System der neuern Zeit und der neuern Mode an. Dabei befinden sie sich aber gewöhnlich sehr wohl. Sie würden dies aber nicht, wenn Verstand und Uebung ihnen nicht zur Hand gingen. Aber grade solche Dreifelderwirthe zeigen eigentlich den Weg zum Fruchtwechsel, und es ist ihnen sehr leicht, sobald sie es wollen, ganz in denselben überzugehen.

Wer aber streng bei der reinen Brache bleiben will, der muß mit vielen und guten Wiesen versehen seyn, die ihm das Hülfsmittel zu einer starken Viehhaltung werden. Ohne dies müßte er in alle oben gerügten Nachtheile der Dreifelderwirthschaft verfallen.

Manchem richtig sehenden und urtheilenden Landwirthe gebieten aber die äußern Verhältnisse, es beim Alten zu lassen. Das Durcheinanderliegen der Grundstücke mancher Gemeinden zwingt jeden, nach der allgemein beibehaltenen Methode zu wirthschaften; wenn sie ihm auch noch so nachtheilig dünkt. Viel ist zwar gegen diesen verderblichen Zwang schon von Seiten der Landesbehörden durch Gemeinheitstheilungs- und Reluitionsgesetze geschehen, und der Agricultur ist dadurch eine nicht genug zu schätzende Wohlthat zu Theil geworden. Schreiten auch diese Auseinandersetzungen in manchen deutschen Provinzen nur langsam vor: so ist doch in andern schon viel, sehr viel darin geschehen, wie ich weiter unten zeigen werde.

Doch es ist Zeit, daß ich von der Dreifelderwirthschaft zu

handeln aufhöre, besonders da ich bei Anführung anderer Wirthschaftssysteme Gelegenheit haben werde, zuweilen noch etwas davon zu sagen. Ich spreche nun

B. Vom rationellen Betriebe des Ackerbaues überhaupt, insofern er sich nicht grade an eine herrschende Methode bindet,

und komme dabei zur Vergleichung desselben zwischen ehemals und jetzt.

Ohne grade ein festes oder allgemein angenommenes System zu befolgen, haben sehr viele deutsche Landwirthe dennoch die Bewirthschaftung ihres Grundes und Bodens auf eine Art betrieben, die für ihre Verhältnisse und für ihre besondere Oertlichkeit grade als die beste und zweckmäßigste gelten kann. Ueberhaupt ist ja auch die Tendenz jedes Ackerbausystems, jederzeit mit den angewandten Kräften den löhnendsten Erfolg zu erreichen. Daher schafft sich der wahrhaft rationelle oder denkende Landwirth immer sein System selbst, und wenn er dann auch ein allgemein übliches befolgt: so geschieht dies deshalb: weil er es für das vollkommenste und zweckmäßigste nach vorhergegangener Prüfung anerkannt hat. Niemals wird er aber dasselbe für eine Form halten, in welche sich unter allen Verhältnissen eine Landwirthschaft einzwängen läßt.

Wenn aber ein Landwirth blos seiner eigenen richtigen Einsicht folgt, jedoch dabei auch die Erfahrungen Anderer prüft und berücksichtigt, und sich darnach seine besondere Wirthschaftsmethode bildet, so nennt man dies eine freie Wirthschaft, nämlich in Beziehung darauf, daß er sich an kein herrschendes System streng bildet. Das Hauptprincip, was ihn dabei leitet, bleibt jedoch stets dasselbe, wie bei jedem der Systeme, nämlich: den möglich höchsten Reinertrag auf die Dauer mit dem möglich geringsten Kraftaufwande zu erzielen. Dabei kommt es denn, wie aus der Natur der Sache folgt, darauf ganz besonders an, seine eigenen und zwar die

pecuniären und dann die physischen Kräfte seiner Aecker genau zu kennen, um sie zur rechten Zeit und am rechten Orte zweckmäßig in Thätigkeit treten zu lassen. Dieselbe Lehre gilt übrigens auch bei der Annahme von einem herrschenden Ackerbausysteme. Denn ein blos blindes Nachäffen muß fast jedesmal mißrathen und Andere von ähnlichem Gebahren abschrecken.

Eine solche freie Wirthschaft kann man nun auch die eben angeführte, der neuern Zeit angepaßte Dreifelderwirthschaft nennen. Bei ihr kann sich der Dirigent nicht grade ganz streng an eine feste Regel binden, und es liegt ihm ob, stets darauf bedacht zu seyn, daß jede Frucht naturgemäß geordnet und bestellt, und dem Acker, jedem nach seiner Art, sein Recht angethan werde.

In den Gebirgsgegenden von Deutschland hat man fast allenthalben wiederum seine eigene Wirthschaftsmethode, und jedem aufmerksamen und sachverständigen Reisenden wird sich fast überall die Bemerkung aufdrängen, daß man dem Acker in Rücksicht auf seine natürliche Güte und seine Ertragsfähigkeit dort in der Regel mehr abgewinnt, wie im flachen Lande. Der Ursachen, welche diese Erscheinung bewirken, sind zwei. Die eine liegt in der stärkern Bevölkerung, vermöge welcher alle ländlichen Erzeugnisse mehr gesucht und besser bezahlt werden; die andre aber in der Noth, die ja überall die Mutter des Fleißes und der Künste ist. Man wird hier gezwungen, wenn man seine Subsistenz gewinnen will, thätig zu seyn, und auf alle Weise darauf zu sinnen, wie man dem von Natur großentheils undankbaren Boden mehr abgewinnen könne. Da nun dieser meist eine vorzügliche Neigung zur Graswüchsigkeit hat, und da die auf ihm wachsenden Kräuter und Gräser noch dazu von besonderer Güte und für eine einträgliche Viehzucht ganz geeignet sind: so behält man denn auch diese vorzugsweise im Auge, und läßt sie so zu sagen den Mittelpunkt der ganzen Bewirthschaftung ausmachen. Dies gebietet denn, daß man einen großen, ja oft den größten Theil der Aecker zum Viehfutter benutzt, wodurch man hinwiederum für den übrigen eine so reichliche Düngung ge-

winnt, daß man seinen Ertrag weit über seine natürliche Ertragsfähigkeit steigert. — Wegen des allezeit gewissen und reichlichen Graswuchses benutzt man den Acker denn auch immer mehrere Jahre hinter einander dazu, und nachdem dies geschehen, bricht man ihn wieder zum Getreideanbau um. Selbst abgesehen von der sicherern Rente, die er nach dieser Weise trägt, erleichtert auch diese Verfahrungsart die ganze Bewirthschaftung. Denn die Graswüchsigkeit des Bodens bewirkt eine starke Verqueckung der Aecker, und es würde einen Aufwand von Zugvieh erfordern, den kaum die ganze Wirthschaft bestreiten könnte, wenn man hier, wie im flachen Lande, den größten Theil der Aecker alljährlich zu bestellen hätte. — Die Natur hat jeder Gegend das Ihrige gegeben, und naturgemäß, folglich rationell, wirthschaftet allemal derjenige, der dies aus dem richtigen Gesichtspunkte auffaßt und benutzt. —

Häufig hat man in den Gebirgsgegenden von Deutschland, und besonders in denjenigen, wo der Acker im Verhältniß zu den Wiesen und Weideflächen nicht einen gar zu geringen Theil ausmacht, die Wirthschaftsart so, daß man nach zwei- bis dreijährigem Graswuchse, den man vom Acker nimmt, Wintergetreide erbaut, hinter diesem Erbsen und Gerste folgen läßt, dann Hafer säet, und nach diesem die Aecker wieder Gras tragen läßt. Was jedoch ins höhere Gebirge trifft, und wo die Lage den Anbau des Wintergetreides nicht mehr gestattet, da erbaut man gewöhnlich nur zwei Sommerfrüchte und benutzt dann den Acker wieder zu Viehfutter. Die Kartoffeln, deren Anbau im Gebirge in der neuern Zeit ganz besonders zugenommen hat, bringt man gewöhnlich in den Theil, wo die erste Sommerfrucht steht, im erstern Falle also nach Wintergetreide. Außerdem giebt es noch eine Menge kleiner Parcellen, deren Besitzer selten Vieh zu halten im Stande sind, und welche dieselben fast Jahr aus Jahr ein zu Kartoffeln benutzen. Den nöthigen Dünger sammeln sie sich dann mit der größten Mühe auf Straßen und wo es nur irgend Gelegenheit dazu giebt. Die Bearbeitnng dieser kleinen Ackerstückchen geschieht mit einer unbeschreiblichen Mühsamkeit. Den Dünger tragen ihre Bebauer häufig

uf dem Rücken an steile Berglehnen, die für kein Fuhrwerk
ugänglich sind.

Diese ungemeine Betriebsamkeit hat besonders durch die
Noth, welche seit mehrern Jahren fast alle Gebirgsgegenden
Deutschlands drückt, sehr zugenommen. Die Nahrlosigkeit,
welche der Verfall der dasigen Manufacturen, besonders in Lei-
nen, nach sich zog, nöthigte Tausende, wenn sie nicht Hungers
sterben wollten, zum Spaten zu greifen, und wenigstens so
viel Kartoffeln zu erbauen, um mit den Ihrigen den Winter
hindurch davon fast einzig und allein zu leben. Von diesem Ge-
sichtspunkte aus betrachtet, macht diese hohe Betriebsamkeit und
sorgfältige Arbeit bei der Agricultur grade nicht den erfreulich-
sten Eindruck. Und wenn diese dann auch in der neuern Zeit
höher gestiegen ist, wie früher; so muß man doch den mensch-
lichen Wunsch äußern, es möchte wenigstens hier nicht so seyn;
wenn es auch da, wo der Ackerbau im eigentlichen Sinn zu
Hause ist, nämlich im flachen Lande, zu den erfreulichsten Er-
scheinungen gehört, daß derselbe in neuerer Zeit so große Fort-
schritte gemacht hat. Inwiefern sein rationeller Betrieb ganz
besonders auch auf Vermehrung und Veredlung der Viehzucht
einen höchst günstigen Einfluß gehabt habe, das verhandle ich
weiter unten in einem andern Abschnitte.

Indem man aber einen vernünftigeren und zweckmäßigeren
Betrieb des Ackerbaues immer allgemeiner werden sieht, fragt
es sich auch, wodurch derselbe besonders geweckt und angeregt
worden sey. Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß der zu ma-
chende Gewinn in jedem Gewerbe das Nachdenken derer, die sich
damit befassen, fast immer am meisten weckt, und daß dieser
Gewinn in dem Grade steigt, als die Producte im Werthe zu-
nehmen; so haben doch die Mittheilungen fremder Ansichten und
Erfahrungen immer den großen Werth, daß man vor zeit-
raubenden Versuchen und vor oftmaligem Mißlingen durch jene
sehr häufig bewahrt wird. Es ist also ganz besonders die Litte-
ratur, welcher das Verdienst des raschern Fortganges des Land-
baues zugeschrieben werden muß. Wird auch der ausübende
Landwirth nicht allemal durch dieselbe vor Mißgriffen bewahrt;

so geschieht dies doch sehr häufig, und sie giebt dem, der sich mit ihr vertraut macht, den großen Gewinn, daß er zum eigenen Nachdenken und zur Besonnenheit aufgemuntert wird. Den nur den, welcher nie ein Landwirth in der vollen Bedeutung des Wortes werden kann, wird sie irre machen und zu Mißgriffen verleiten. Wer mit gesunder Urtheilskraft nach ihren Schätzen sucht, dem bleiben sie gewiß nicht verschlossen, und der hat es denn auch nie zu bereuen, sich mit ihr befaßt zu haben.

Vor allen Dingen hat aber die landwirthschaftliche Litteratur den Landwirthen gezeigt, was ihnen Noth thue, und wessen sie sich zu bestreben haben, um ihr Gewerbe auf eine Art zu betreiben, die ihnen einen guten Erfolg sichert. Sie lehrt den Ackerwirth die Art und Weise, wie er seinen Boden kennen und dann auch naturgemäß bestellen lernen soll; sie giebt ihm die Mittel an, wie er den Mängeln abhelfen und die Ertragsfähigkeit vermehren kann; sie macht ihn mit dem Anbau von Producten bekannt, die unter gewissen bestehenden Verhältnissen den höchsten Reinertrag gewähren; sie lehrt den Viehzüchter, welche Grundsätze er zu befolgen habe, um schnell zum Ziele, nämlich der Vermehrung und Veredlung, zu gelangen; sie zeigt ihm die Verhältnisse, unter welchen die eine oder die andere Viehart am meisten einträgt; sie giebt endlich jedem, der in sie eindringt, die Beruhigung, daß er bei anfangs oft unüberwindlich scheinenden Hindernissen, gleich Andern vor ihm, dennoch zum Ziele gelangen werde, aber auch die Beruhigung, daß das bisweilige Mißlingen eines Unternehmens unter andern Umständen vom günstigsten Erfolge gekrönt werden muß. Ein späterer Abschnitt, der die landwirthschaftliche Litteratur noch besonders umfassen wird, enthält Alles, was ich hier noch von derselben zu sagen haben könnte.

Wenn ich von dem gestiegenen rationellen Betriebe des Landbaues spreche: so muß ich hier noch zwei Dinge erwähnen; dies sind: die Verbesserung der Wiesen und der vermehrte Anbau des Obstes.

Wer

Wer unparteiisch seyn will, den wird es gewiß nicht in den Sinn kommen, zu behaupten: die Wiesencultur sey überall mit der fortschreitenden Verbesserung des Ackerbaues gleichen Schritt gegangen, vielmehr braucht man die Augen nur wenig zu öffnen, um in einem großen Theile von Deutschland die Wiesen noch im Zustande der Uncultur und der Vernachlässigung zu finden. Es könnte dies eine wunderbare Erscheinung genannt werden, wenn man den regen Eifer, der in so vielen Gegenden dieses Landes sich für die Verbesserung des Landbaues zeigt, in Betrachtung zieht, daß grade ein Hauptzweig desselben, und der für die übrigen von so wohlthätigem Einflusse seyn muß, übersehen worden zu seyn scheint, wenn man nicht alle Umstände, die den Gang zur Vervollkommnung des Landbaues begleitet haben, genau und richtig würdigte und gegen einander stellte. Ich will dies hier in möglicher Kürze thun.

Die Wiesen waren, wie ich schon oben bemerkte, besonders für die Dreifelderwirthschaft, so lange man bei derselben wenig oder gar keinen Anbau von Futtergewächsen betrieb, unentbehrlich, und man mußte ihnen, sollte anders die ganze Wirthschaft Bestand haben, Aufmerksamkeit widmen. Sobald man aber anfing, auf den Aeckern Viehfutter, und zwar nach und nach immer mehr zu erbauen: so nahm diese Aufmerksamkeit ab, und das um so mehr, da sie früher gar nicht einmal groß gewesen war. Sonderbar kann dies immer scheinen, da man nun erst recht den Werth von einem großen Vorrathe von Futter kennen gelernt hatte. Aber es kommen im Thun und Treiben des Menschen zuweilen Dinge vor, die im ersten Augenblicke sich auch der schärfste Verstand nicht erklären kann. Diesen Satz möchte man in der Landwirthschaft auch auf die Wiesencultur anwenden. Dennoch aber ist die Sache wohl dem Laufe der Dinge nicht gar so sehr entgegen. Zu der Zeit, wo, wie schon bemerkt, die Wiesen der Landwirthschaft unentbehrlich waren, betrieb man den Landbau im Allgemeinen noch mit weniger Fleiß und Verstande, wie jetzt, man überließ Vieles der Natur und dem einmal eingeführten gewohnten Gange. Kein Wunder, daß man dann auch an die Verbesserung der Wie=

sen um so weniger wächst, als sie ohne besondere darauf verwandte Aufmerksamkeit und Mühe doch alle Jahre ihre Ernte brachten. Bei den Strom- und Bewässerungswiesen machte sich übrigens die Sache von selbst, und für trocken liegende kannte man keine Verbesserungsmittel und sann auch auf keine. — Jedoch gilt das Gesagte fast nur allein vom flachen Lande. In den Gebirgsgegenden, wo die Viehzucht von jeher der einträglichste Zweig der Landwirthschaft war, widmete man auch den Wiesen besondere Aufmerksamkeit. Ueberdies liegen dort die Mittel zu deren Verbesserung auch ziemlich nahe. Denn fast für alle ist eine Bewässerung möglich. Da sie meist in Schluchten und Thälern liegen, so strömt von selbst schon das von den Aeckern abfließende Regenwasser nach ihnen hin, und es bedarf dann nur einer zweckmäßigen Leitung, um es überall mit Nutzen zu vertheilen. Dies geschieht denn auch fast allenthalben mit vielem Fleiße, und es ist, besonders in den betriebsamsten Gegenden kein uninteressantes Schauspiel für den vorüberreisenden Landwirth, so viele Menschen mit Werkzeugen auf allen Wiesenflächen beschäftigt zu sehen, dem Wasser seine Bahn vorzuzeichnen.

Wenn man aber Gleiches vom flachen Lande nicht rühmen kann: so liegt dies theils in der weniger günstigen Gelegenheit zur Verbesserung der Wiesen; theils in der Indolenz vieler Landwirthe; theils auch in der Scheu vor einem allzugroßen Kostenaufwande, der oft unvermeidlich ist; theils auch, wie schon bemerkt, an der Bequemlichkeit und Leichtigkeit, womit man sich in sehr vielen Gegenden sein nöthiges Futter auf den Aeckern erbaut. Ich spreche von einem großen Kostenaufwande, und in der That ist dieser auch nicht gering, wenn man bedenkt, was nur dazu erforderlich ist, Wiesen, die seit Jahrhunderten vernachlässigt sind, von allen den Unebenheiten zu befreien, welche durch Ameisen und Maulwürfe entstanden sind; gar nicht zu gedenken, was Düngung oder Bewässerungsanlagen kosten. Männer, die sich um die Wiesencultur besonders verdient gemacht haben, unter denen ich vorzugsweise den Kammerrath Plathner in Camenz in Preußisch-Schlesien nenne, haben zwar

behauptet und bewiesen, was sich in dieser Art thun lasse, sie haben auch den Kostenaufwand dabei gar nicht zu hoch berechnet. Aber meines Erachtens verliert eine für ein ganzes Land wohlthätige Verbesserungsmethode dadurch grade am meisten, wenn man sie allzuleicht darstellt, und die dabei nöthigen Kosten so gering ansetzt, daß diese nur in ganz besonders günstigen Fällen ausreichen, und wenn man nebenbei eine besonders vortheilhafte Oertlichkeit, die das Unternehmen vorzugsweise begünstigte, entweder ganz verschweigt, oder viel zu gering anschlägt. Wenn nun Andere, deren Verhältnisse und Localität weniger günstig sind, dieselben Verbesserungen ins Werk richten wollen, so stoßen sie unerwartet auf Schwierigkeiten, die sie nicht vermuthet hatten, und da sie deshalb auch gar nicht darauf vorbereitet waren: so mußte das Unternehmen im Entstehen scheitern. Dies schadet denn ganz natürlich der guten Sache, die nunmehr einer Menge von nachtheiligen Urtheilen ausgesetzt ist.

An vielen Orten hat man die Wiesencultur darauf beschränkt, daß man eine Menge von Wiesen umbrach, sie mehrere Jahre zu Getreide benutzte und dann wieder zum Graswuchs liegen ließ. Ist auch diese Methode in der Regel das letzte und einzige kräftige Hülfsmittel, und ist auch seine Anwendung mit den wenigsten Kosten verknüpft: so muß man die Sache dennoch nicht zu weit treiben. Zu tadeln ist sie übrigens keinesweges, indem durch dieselbe eine Menge verschlossener Humus in Umlauf gesetzt wird und der ganzen Wirthschaft zu gute kommt. Wird dieser aufgeschlossene Schatz nun wieder den Aeckern in der Art mitgetheilt, daß man die dadurch vermehrte Bodenkraft zu Erzeugung von Futter eben so gut verwendet wie von Getreide: so bringt man dadurch einen kräftigen und wohlthätigen Umschwung in den ganzen Betrieb. In manchen Gegenden aber hat man Wiesen, die durch besondere Verhältnisse der Oertlichkeit endlich einen stets geringern Ertrag brachten, für immer in Ackerland umgewandelt. Dies ist z. B. im Oderbruche geschehen, wo wegen der zunehmenden Trockenheit sich große Wiesenstrecken weit mehr zu Acker eigneten.

Noch ist die Zeit nicht da, wo man in Deutschland nothgedrungen, dabei aber mit großem Gewinn, auch kostspielige Verbesserungen von Wiesen vornimmt. Wenn aber die landwirthschaftlichen Producte in ihren Preisen mehr steigen und den Werth des Grundeigenthums zugleich erhöhen werden, dann wird auch diese Zeit kommen. Der umsichtige Landwirth, der auch ganz besonders darauf bedacht ist, seine Wirthschaft in allen ihren Theilen zur Vollkommenheit zu erheben, wird zwar nicht erst auf jene Zeit warten; sondern vielmehr, so weit seine Kräfte reichen, wenn auch nur allmählich, an der Verbesserung seiner Wiesen arbeiten. Wenn er darüber nicht etwa das Wichtigere und für den Augenblick Einträgliche versäumt: so wird ihm auch der Gewinn davon nicht entstehen. Auch finden sich in Deutschland doch schon, außer den genannten Gebirgsdistricten, viele Gegenden, wo die Wiesencultur erfreuliche Fortschritte macht, und in ihr liegt für die Zukunft ein reicher Schatz für die Landwirthschaft und den Nationalwohlstand verborgen. Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht viele Gegenden von Bayern; so wie ganz Würtemberg und ein großer Theil von Baden, wo man alle Jahre im Herbste eine Menge Mist auf die Wiesen bringt, den man im Frühjahr wieder abharkt. Ob dies nun gleich den Graswuchs ungemein befördert: so entstünde doch wohl noch erst die Frage, ob auch das, was man dadurch dem Acker entzieht, demselben wieder gegeben würde; und überhaupt der ganzen Wirthschaft damit am Ende nicht mehr Nachtheil als Gewinn entstehe?

Wenn ich aber den Obstbau anregte: so gehört er ohne Zweifel auch zu dem rationellen Betriebe des Landbaues. Ob er gleich in den nördlichen Provinzen von Deutschland nicht so ausgedehnt, besonders auch nicht im Felde, wie im südlichen und westlichen Theile betrieben wird: so hat er dennoch in der neuern Zeit auf eine ungeheure Weise zugenommen. Ich will gar nicht einmal von den ausgedehnten Anpflanzungen an den Landstraßen sprechen: sondern nur davon, was in Gärten und an Feldwegen geschehen ist. Aber nicht allein in der Menge, sondern auch in der Güte hat der Obstbau ausnehmend zugenommen. Dies geht

so weit, daß das besondere Gedeihen des Obstes schon einen Einfluß auf die Masse der Consumtibilien zeigt, und bei besonders ertragreichen Jahren auf das Herabgehen der Getreidepreise zu wirken anfängt. — Wenn es nun aber Landwirthe gibt, die in dem immer mehr zunehmenden Anbaue des Obstes eine neue drohende Noth für die Landwirthschaft erblicken, so gehen diese offenbar zu weit. Je leichter und mit je mehr Wohlgefallen die ganze Bevölkerung eines Landes seine ersten und dringendsten Bedürfnisse befriedigen kann, desto besser ist es für Alle; und wenn auch im Anfange Einzelne theilweise dabei zu leiden scheinen, so gleicht sich dieß wieder aus. Die Noth der großen Menge hat noch nie zum dauernden Segen für ein Land beigetragen; so viel auch manche Einzelne dabei gewannen.

Der rationelle Betrieb des Landbaues leitet mich nun zur:

C. Aufnahme neuer und anderwärts üblicher Culturarten.

Das bisher Gesagte betraf meistentheils nur die Verbesserungen im Landbau, wie sie die Bedürfnisse der Zeit dem Verstande der Landwirthe aufdrangen, ohne daß man dabei grade seine Aufmerksamkeit nach Außen richtete und sich dort nach besondern Arten der Cultur umsah, die vielleicht den bisher üblichen vorzuziehen wären. Als aber der verewigte Thaer die englische Landwirthschaft in Deutschland bekannt machte: so erregte dieß, wie ich schon oben im Vorbeigehen bemerkt habe, große Aufmerksamkeit und veranlaßte zu einer Menge von Versuchen. Seine etwas später ins landwirthschaftliche Publicum übergegangenen Grundsätze der rationellen Landwirthschaft gaben dem denkenden Landwirthe die Art und Weise an, nach welcher man zu verfahren habe, wenn man den Landbau im Allgemeinen vernünftig betreiben und fremde Culturarten mit Vortheil einführen wolle. Er war dabei in das Innerste der Natur des ganzen Landbaues eingedrungen, und keinem, der Verstand genug hatte, ihn richtig zu fassen, konnte das, was er rieth, mißlingen. Wo dieß statt fand, da hatte sich der Ausüber sein Urtheil selbst gefällt. Daß Thaer um den ganzen deutschen Landbau unsterbliche Verdienste

habe, würde ich hier gar nicht erst anführen, wenn es nicht in den Zusammenhang meines Werkes gehörte.

Aus der englischen und aus den Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft bildete sich das deutsche Fruchtwechselsystem. Ich nenne es nicht ohne Vorbedacht das Deutsche, weil es sich in Deutschland auf eine eigenthümliche Art ausgebildet hat. Sein Grundprincip ist: die dem Acker inwohnende Kraft jederzeit für solche Früchte in Anspruch zu nehmen, die unter den vorhandenen Verhältnissen am sichersten darauf gerathen und im Vergleich zu andern grade zur Zeit ihres Standes jene Kraft am wenigsten aufzehren. Darum will sie, daß so viel als möglich immer eine Blattfrucht einer Halmfrucht folge; weil durch erstere die durch letztere etwas stark angesprochene Kraft wieder geschont und so das Gleichgewicht wieder hergestellt wird; und weil außerdem die durch die Halmfrucht überreizte Thätigkeit des Bodens durch die Blattfrucht wieder in den richtigen Gang geleitet wird. Die jedem Boden, wenn auch dem einen mehr als dem andern, eigene Neigung sich zu verunkrauten, wird durch die im Umlaufe vorkommende Hackfrucht gebrochen, und dadurch wird mit weit weniger Aufopferung dasselbe erreicht, was man bei der Dreifelderwirthschaft mit der Brache bewirkt.

Da nun die Aecker so unendlich verschieden sind, da Klima, Lage, innere Güte ꝛc. so unzählige Abweichungen hervorbringen: so ist es ganz natürlich, daß der Fruchtwechsel nicht allenthalben auf gleiche Art und in gleicher Folge angelegt und betrieben werden kann. Daher giebt es denn in ihm eine so unendliche Menge von Fruchtfolgen, die, wenn sie den bestehenden Verhältnissen richtig angepaßt sind, alle untadelig seyn können, so vielfach sie auch von einander abweichen. In meinen landwirthschaftlichen Reisen durch Schlesien und die angränzenden Länder*) habe ich deren schon viele angeführt, und da bei denselben die Beschaffen-

*) Sie sind im Jahre 1821 — 22 in Breslau erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

heit des Bodens und alle andern obwaltenden Verhältnisse sowohl, als auch meistentheils der Erfolg angeführt sind: so dürfte es für den Landwirth nicht uninteressant seyn, Vergleichungen derselben unter einander anzustellen.

Ehe ich eine allgemeine Uebersicht der Ausübung des Fruchtwechselsystems in Deutschland gebe, muß ich die Grundsätze dieses Systems erst anführen und ihre Anwendbarkeit auf die verschiedenen Gegenden von Deutschland zeigen.

Erster Grundsatz ist aber, wie ich schon oben angeführt habe, der: die Früchte, welche man von einem Acker erwartet, in der Art auf demselben zu erbauen, daß jede die Kraft des Bodens so angeregt, mit andern Worten, den Nahrungsstoff für sich so vorbereitet finde, daß unter übrigens günstigen Außenverhältnissen, die meist durch die Witterung bestimmt werden, eine jede freudig gedeihe und den möglich höchsten Ertrag gewähre.

Dann muß zweitens diese Bodenkraft durch keine Frucht so in Anspruch genommen werden, daß dieselbe für die nachfolgenden geschwächt und deren Gedeihen gefährdet werde; vielmehr wird dieselbe, bei richtiger Anwendung des Fruchtwechselsystems, sich stets vermehren, und endlich einen Bodenreichthum erzeugen, der selbst unter mißlichen Außenverhältnissen dennoch vor gänzlichem Mißwachse sichert.

Drittens ist aber bei der Anwendung dieses Systems auch ganz besonders auf die natürliche Beschaffenheit des Bodens, seine frühere Behandlung, die Lage der Aecker und das Klima Rücksicht zu nehmen, und nach denselben die passendste Fruchtfolge zu wählen. Da nun, wie oben gezeigt, Deutschland in der natürlichen Güte seines Bodens sowohl, als in seinem Klima sehr abweicht: so folgt ganz natürlich, daß der Fruchtwechsel auch eine Menge Abänderungen erleiden muß, wenn er überall zweckmäßig angewandt werden soll.

Da aber viertens es für das System die Hauptaufgabe ist, neben der möglich größten Menge an Viehfutter auch in eben dem Maße Getreide zu erbauen: so kommt es hauptsächlich auch darauf an, seine Fruchtfolge so zu ordnen, daß diesen beiden Anforderungen hinlänglich genügt werde.

Wir wollen diese vier Grundsätze einzeln näher und zwar in Anwendung auf die deutsche Landwirthschaft durchgehen; wir werden dabei finden, wie und unter welchen Umständen sie richtig angewandt worden sind, und wie sie dann zum höhern Flor der Landwirthschaft beitrugen; wie sie dagegen aber auch bei unrichtiger Auffassung und falscher Anwendung Schaden angerichtet haben.

Jedes Gewerbe, man betreibe es nun im Großen oder im Kleinen, erfordert zu seinem Betriebe ein Capital, dieß mag nun in Grund und Boden, in Häusern und Maschinen, oder in baarem Gelde bestehen. Jedes Capital heißt todt, wenn es keine Zinsen trägt, und es ist die Aufgabe für jeden, der es in Umlauf setzt, zu bewirken, daß es deren so viel wie möglich bringe. Je schneller es nun dieselben trägt, desto höher laufen diese an, und sind sie auch numerär geringer, so verdoppeln sie sich durch den öftern Umsatz. Das Capital der Landwirthschaft ist der Grund und Boden. Die von ihm gewonnene Rente, oder sein Reinertrag, sind seine Zinsen. Sie bietet als Gewerbe eine große Mannichfaltigkeit dar, und hat durch die vermehrte Bevölkerung, die erhöhte Civilisation und den steigenden Luxus eine viel größere Bedeutung gewonnen, wie sie jemals erlebt hat. Die ins Unendliche vermehrten Bedürfnisse der Menschen sind mit ihrer Befriedigung zum größten Theile an sie gewiesen, und dadurch hat sie das Feld ihres Wissens vielfach erweitern müssen; wodurch denn mehrere neue Zweige aus ihr hervorgesproßt sind. Ist nun dadurch auch ihr Betrieb schwieriger geworden, so bietet sich dafür auch der Intelligenz eine höhere Belohnung wie sonst. — Die erste Aufgabe für den verständigen Landwirth ist nun, die Bedürfnisse, deren Befriedigung auf die Landwirthschaft angewiesen ist, richtig zu würdigen, d. h. klar einzusehen, welche die dringendsten, mithin die stets bleibenden, und welche die vorübergehenden sind. Letztere tragen zwar in der Regel dem, der für ihre Befriedigung arbeitet, den meisten Gewinn, dieser wird aber oftmals unerwartet geschmälert, und man muß bei der Erzeugung von Producten dafür meist den Gesichtspunkt festhalten, sie zu den gewagten Unternehmungen zu zählen, deren Gewinn im Anfange viel höher seyn muß, als bei den sichern,

die diesen stets, wenn gleich nur mäßig, tragen. Zu den letztern gehören die Cerealien als Nahrungsmittel für die Menschen. Ihr Absatz bleibt stets gesichert, und ihr Werth muß, wenn auch gleich unmerklich und oft mit Unterbrechungen steigen, so lange die Bevölkerung im Zunehmen ist. Denn sichert auch der verständigere Betrieb die Landwirthschaft noch auf weiter hinaus die Vermehrung der menschlichen Nahrungsmittel: so findet dieß doch endlich seine Gränzen, und diese in dem Bewußtseyn der ganzen Menschheit, wenn auch nur dunkel herrschende Meinung, ist das unsichtbare Gewicht, was allmählich den Werth der menschlichen Nahrungsmittel höher hebt. Zu den letztern, nämlich den Producten, welche die vorübergehenden Bedürfnisse befriedigen, gehören fast alle Handels-Erzeugnisse, aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Eigentlich muß man sie mehr wechselnd als vorübergehend nennen. Wenn ein Landwirth diese allein im Auge hat, und jene dabei übersieht: so wird er oft großen Verlusten ausgesetzt seyn: ob er gleich auch, wenn ihn die Conjuncturen begünstigen, großen Gewinn macht.

Aus dieser Einleitung wird es denn klar, daß ein Landwirth nur lohnenden und sichern Gewinn für seine Mühe haben werde, wenn er die beiderlei Producte, so weit es alle seine Verhältnisse nur immer gestatten, in möglichster Menge erzeugt. Diejenigen, welche die dringenden Bedürfnisse der Menschheit befriedigen, werden ihm dann den sichern, und die welche den vorübergehenden abhelfen, den zufälligen, oft sehr glänzenden Gewinn seines Gewerbes bringen.

Wenden wir nun dies auf das Fruchtwechselsystem an: so kam es wohl hauptsächlich daher, daß sehr viele Landwirthe, die dasselbe mit Eifer annahmen, ihren Standpunkt nicht richtig genug genommen hatten, von wo aus sie genau sehen konnten, wie sie es unter den bestehenden besondern und allgemeinen Verhältnissen einzuleiten und in Ausübung zu bringen hatten, um einen sichern Gewinn nicht für einen unsichern hinzugeben. Die meisten vergessen über der Ausbildung ihrer Bodenkraft und der Vermehrung des Reichthums ihrer Aecker beides für Producte in Anspruch zu nehmen, die eine gewisse und reiche Rente tra-

gen, wodurch denn der lebendige und thätige Betrieb für die Dauer gesichert worden wäre. Durch Erbauung eines Ueberflusses an Viehfutter, was sie noch dazu an Thiere verwandten, deren verkäufliche Producte in niederem Werthe standen, gaben sie diese sichern Einkünfte für Getreide zum Theil Preis, und dieß grade zu einer Zeit, wo dieses im hohen Werthe stand. Dadurch mußten sie nothwendig in Verfall gerathen. War nun gleich ihr Capital nicht verloren, sondern der Stock desselben im Grund und Boden vermehrt: so war es doch für den Augenblick nicht beweglich, und es ging ihnen, wie einem, der seinen Reichthum vergraben hat, und zu der Zeit, wo er ihn bedarf, unglücklicherweise den Platz nicht schnell auffindet, wo er liegt. Wenn nun seine Gläubiger herandrängen und er ihnen nicht gerecht werden kann, dann wird er insolvent und verliert sein Eigenthum trotz seinem Reichthume. Ein Glücklicher nach ihm findet endlich den verborgenen Schatz, und genießt die Frucht, um welche jener sich durch falsche Maßregeln brachte.

Da das Fruchtwechselsystem in der deutschen Landwirthschaft schon jetzt eine große und wohlthätige Umformung hervorgebracht hat: so wird es um so weniger zu tadeln seyn, wenn ich länger bei demselben verweile, wie bei den übrigen Systemen. Selbst das bis jetzt im Allgemeinen noch herrschende Dreifeldersystem hat durch jenes eine sehr wohlthätige Umgestaltung erfahren: denn es hat sich das Gute, was ihm nach den Bedürfnissen der jetzigen Zeit mangelte, und ohne welches es sein Grab von selbst gefunden haben müßte, angeeignet, und ist dadurch aufs innigste mit ihm verwandt geworden.

Seinen Namen hat aber der Fruchtwechsel, wie aus demselben wohl von selbst hervorgeht, von dem fortgehenden Wechsel der auf dem Acker erbauten Früchte. Es bedarf keiner großen physikalischen Kenntnisse, sondern nur einer fortgesetzten Aufmerksamkeit des Landwirthes, um ihn zu überzeugen, daß eine Frucht die Bodenkraft mehr und auf andere Weise in Anspruch nimmt, als die andere, und daß dieß keinesweges in demselben Maße geschieht, wie die Frucht selbst bei ihrer Reife Nahrungsmittel enthält. Halmfrüchte bedecken den Boden

weniger wie Blattfrüchte, und lassen ihn mit weit geringerer Gahre (wie der Landmann sagt) für die nachfolgende zurück. Diese Gahre ist aber die Zurückhaltung und Aufsparung des Humus, so wie auch seine volle Zubereitung zur Pflanzennahrung. Was Arbeit, Luft, Sonne und Regen bei einer mehrmaligen Bestellung oft im Boden nicht zur Vollendung bringen, das bewirkt eine dicht und geil stehende Blattfrucht. Sie belegt den Boden, und bewahrt ihm seine natürliche Wärme und Feuchtigkeit, die zur Zersetzung des Humus so thätig ist und diesen dann der nächstfolgenden Frucht so gut vorbereitet mittheilt. Dadurch wird denn nicht allein ein großer Theil von Kraftaufwande bei der Bestellung der Aecker erspart, sondern es ist die Blattfrucht, welche dieß bewirkt, noch als reiner Gewinn zu betrachten, da sie den Boden in gleicher, wo nicht größerer Ertragsfähigkeit zurückläßt, als wenn sie nicht auf ihm gestanden hätte. — Doch es gehört nicht hieher mich in diese Deductionen einzulassen, und ich mußte nur diese allgemeinen Bemerkungen vorausschicken, um keine Lücke zu lassen.

Nach dem Princip nun, welches der Fruchtwechsel hat, immer eine Halmfrucht einer Blattfrucht folgen zu lassen, wodurch er die ermüdete, oder richtiger, die anfangs zu stark erregte und dann sehr angegriffene Bodenkraft wieder in ihre Thätigkeit versetzt, und nebenher durch die erzeugte große Düngermasse der Bodenreichthum nicht allein wieder hergestellt, sondern noch vermehrt wird: nach diesem Princip, sage ich, läßt er nur in höchst seltenen Fällen zwei gleichartige Früchte folgen. Er beginnt seinen Kreislauf gewöhnlich mit einer Frucht, die den Boden als Einleitung gänzlich reinigt und im hohen Grade auflockert. Dieß sind die Knollengewächse. Ihre vielmalige Bearbeitung macht es möglich, auch einen widerspenstigen, oder zum Verunkrauten geneigten Boden in Ordnung zu bringen, und dadurch für das Gedeihen der nachfolgenden Früchte günstig zu wirken. Fast unter allen Getreidearten verlangt die Gerste den lockersten Boden, weil ihr feinfaseriges Wurzelgeflechte nicht Kraft genug besitzt, einen wenig zersetzten Humus in einem festen und verschlossenen Boden zu verarbeiten: darum hat sie auch

gerade ihren richtigen Platz hinter Knollengewächsen, wo durch die viele Bearbeitung nicht allein, sondern auch durch das dichte Kraut der Frucht der Acker eine ganz vorzügliche Gahre erhält. Diese ist denn auch dem in die Gerste gesäten Klee sehr zuträglich und sichert sein Gedeihen für das nachfolgende Jahr. Die Erfahrung hat aber jeden Landwirth belehrt, daß nach gut gerathenem Klee, der den Boden den Sommer hindurch dicht beschattet, wiederum der Acker im Herbste mit leichter Mühe eine gute Zubereitung erhält und für eine gerathene Winterfrucht bürgt. — Da nun aber durch diese derselbe wieder etwas erschöpft, und wegen der zu starken Einwirkung von Luft und Sonne seinen Humus zum Theil verflüchtigt, zum Theil aber verschlossen hat: so muß eine Blattfrucht (Erbsen) diese Uebelstände wieder heben. Sie macht den Boden durch ihr dichtes Beschatten wieder mild, giebt ihm durch ihre untern abfallenden Blätter Zusatz zu seinem Reichthume, und dieser, verbunden mit der neuerregten Kraft, sichert wieder eine Winterfrucht. So wäre denn der Umlauf vollendet, und eine neue starke Düngung wird bei dem neu beginnenden gegeben. Durch die hier befolgte Verfahrungsart hat aber der Fruchtwechselwirth den oben angegebenen ersten beiden Grundsätzen aufs vollkommenste genügt. Denn er hat nicht allein jede Frucht in der Ordnung folgen lassen, daß sie den Acker in dem für sie günstigsten Zustande fand, sondern die Früchte nahmen auch wiederum die Bodenkraft nicht so in Anspruch, daß sie zum Nachtheile des folgenden Anbaues allzusehr geschwächt worden wäre.

Wir haben nun zu untersuchen, ob auch die gegebene Fruchtfolge den landwirthschaftlichen Verhältnissen eben so genüge, wie sie dem Boden zuträglich ist? — Eine ganze Wirthschaft in den gedachten Fruchtwechsel gelegt, würde offenbar zu wenig Getreide und zu viel Viehfutter erzeugen, besonders wenn die ganzen Knollengewächse mit zu demselben verwandt werden. Es würde sie also leicht der oben angeführte Nachtheil treffen. Ein wenig wird dem Uebelstande schon abgeholfen, wenn zuletzt nach der Winterfrucht noch Hafer folgt. Dadurch kommen denn vier Siebentheil zum Getreide- und drei Siebentheile zum Futter-

anbaue. Wird nun letzteres auf Viehgattungen verwandt, deren Producte einen guten Preis haben, so dürfte leicht die gedachte Fruchtfolge die möglich höchste Rente tragen.

Da jedoch bei derselben ein Boden vorausgesetzt wird, der keine der angeführten Früchte geradezu verweigert, mithin zu den guten Gattungen gerechnet werden muß, so kann sie auch nur auf diesem die beste genannt werden. Dies führt mich auf die Anwendung des dritten Grundsatzes.

Wenn ich aber als solchen angegeben habe, daß man auch ganz besonders auf die natürliche Beschaffenheit des Bodens, seine frühere Behandlung und das Klima Rücksicht zu nehmen habe: so ist hierüber noch Mehreres zu sagen.

Es ist ein sehr verderbliches Streben mancher Landwirthe, Producte erzeugen zu wollen, die gegen andere in höherem Werthe stehen, die aber ihr Boden fast nie oder doch nur höchst selten lohnend trägt. Die Anstrengungen, welche sie dabei machen, und der Nachtheil den sie anderweitig erfahren, ist in der Regel mehr als doppelt so hoch, wie der scheinbare Gewinn, den sie davon haben. So ist es z. B. ein großer Mißgriff, auf einem von Natur armen Boden Handelsgewächse, als Flachs, Oelsaat und so weiter, zu erbauen, indem man den übrigen Früchten den ohnehin sparsamen Dünger noch vollends entzieht, und dabei einen großen indirecten Schaden hat, der von Jahr zu Jahr zunimmt. So sehr auch in Deutschland die Zahl der denkenden Landwirthe zunimmt, so gibt es deren doch auch nicht wenig, die jener Tadel trifft. Diese sind es auch ganz besonders, welche jedes System, das sie ergreifen, in Mißcredit bringen. Ohne Ueberlegung und nothwendige Vorbereitung zu demselben übergegangen, wird auch das vollkommenste Nachtheil bringen.

Sehen wir nun in Deutschland auf die verschiedenen, vom besten bis zum geringsten herabgehenden Bodenarten: so ist es klar, daß der Fruchtwechsel einer unendlichen Mannichfaltigkeit in seiner Ausführung unterworfen seyn mußte; gar nicht zu gedenken, daß er auf einer Menge von Oertlichkeiten durchaus un-

zulässig ist, wenn nicht die ganze Wirthschaft dabei in Verfall kommen und um allen Reinertrag gebracht werden soll.

Möglich ist es aber, selbst bei dem ungünstigsten und geringsten Boden einzelne Parcellen herauszufinden, die zu einem reinen Fruchtwechsel bestimmt werden können. Thut man dies, dann gewinnt man von diesen grade die Hülfsmittel, der Schwäche des Ganzen abzuhelfen. Diese kleinen Theile gewähren sehr bald einen Ueberfluß an Dünger für das übrige Areal, und werden so gleichsam ein Stützpunkt der ganzen Wirthschaft. Landwirthe, die auf diese Weise sich eingerichtet haben (und es giebt deren viele in Deutschland, die es thun), befinden sich wohl, und genießen den Lohn für den verständigen Betrieb ihres Gewerbes.

Dem Nachtheil aber, den ein Landwirth hat, der seinen Boden nicht richtig zu würdigen versteht, und ein System auf demselben einführen will, was für denselben nicht paßt, würde er entgehen, wenn er den vierten Grundsatz richtig auffaßte und ausführte, nämlich den, auf seinen Aeckern die möglich größte Masse von Viehfutter neben der möglich größten Masse von Getreide zu erbauen. Dies kann er aber nur dann, wenn er seinen Boden kennen gelernt hat und ihm eine Behandlung angedeihen läßt, die naturgemäß für ihn ist, d. h. wenn er nur solche Früchte auf ihm erbaut, die derselbe seiner natürlichen Beschaffenheit nach trägt, und sie in der Ordnung folgen läßt, wie sie der Natur gemäß sind und folglich auch am besten gedeihen.

Fragen wir nun, ob in Deutschland das Fruchtwechselsystem überall mit Umsicht und nach den aufgestellten Grundsätzen angenommen und ausgeführt worden sey? so beantwortet sich die Frage wohl fast von selbst. Man hat, wie schon bemerkt, dasselbe auf mancherlei Weise in Ausführung gebracht. Eine Menge denkende Landwirthe haben sich dasselbe, nach vorhergegangener Ueberlegung und Prüfung aller sie umgebender Verhältnisse, angenommen und Gewinn davon gehabt. Andere haben es ohne richtige Einsicht ergriffen, in demselben einen Leisten zu finden gehofft, dem sie ihre Landwirthschaft anpassen könnten, und sind zu spät mit Schaden klug geworden. In

Norddeutschland hat man ihm im Allgemeinen weit mehr gehuldigt, wie im südlichen Theile, dort faßt es auch immer mehr Fuß, und selbst die Besitzer der kleinen Güter, d. i. die Bauern gehen mehr oder weniger zu demselben über. Da es nun aber eigentlich für den Süden mehr paßt, indem dort die Zeit für alle Arbeiten wegen des länger dauernden Sommers mehr ausreicht; da ferner dort im Durchschnitt ein besserer Boden vorherrscht, der grade dem Fruchtwechsel günstig wäre, und dieser dennoch nicht in vielen Landwirthschaften eingeführt ist: so dürfte es wohl der Mühe werth seyn, zu untersuchen, woher diese sonderbare Erscheinung kommt.

Vor allen Dingen ist wohl nicht zu läugnen, daß die Lehre und das Beispiel unsers Altvaters der deutschen Landwirthschaft, des verewigten Thaer, zum Ueberhandnehmen des Fruchtwechselsystems in Norddeutschland mächtig gewirkt habe. Dazu kam dann noch eine Zeit, wo die landwirthschaftlichen Erzeugnisse aller Art guten Preis bekamen, was zu ihrer vermehrten Hervorbringung reizte und eine Menge gebildete und verständige Männer zur Landwirthschaft zog, die das neue System richtig verstanden und zur Mehrerzeugung von Producten aller Art mehr wie jedes andere geeignet fanden.

Während nun im nördlichen Deutschland der rationelle praktische Betrieb der Landwirthschaft sich immer mehr ausbreitete, gewann auch die landwirthschaftliche Litteratur ein immer weiteres Feld, und es war daher sehr natürlich, daß aus den gemachten Versuchen aller Art günstige Resultate hervorgehen mußten, die dann zur Nachahmung aufmunterten. Das Grundeigenthum stieg unter diesen Umständen immer mehr, und jeder war genöthigt, um das in demselben steckende Capital verzinst zu bekommen, Alles aufzubieten, einen hohen Ertrag zu erzielen, und zu dem Ende sich jede als besser anerkannte Culturart anzueignen. Auf eine recht einleuchtende Weise ward dadurch dargethan, wie das Nationalvermögen und der Nationalwohlstand hauptsächlich auf dem Grund und Boden und dessen Anwendung zur Producten-Erzeugung beruhe. Denn während die norddeutschen Provinzen in der natürlichen Güte ihres Bodens und

in der Begünstigung des Klima's gegen die süddeutschen zurück stehen, ernähren viele derselben auf gleicher Fläche fast mehr Menschen als diese, und zwar bei größerer Wohlhabenheit.

Was ist nun aber wohl der Grund, daß Süddeutschland in dieser Art zurückblieb? Und würde es vielleicht wohlhabender seyn, wenn seine Landwirthe dem neuen System mehr gehuldigt hätten? — Die Beantwortung dieser Frage ist schwierig, und eine nur ganz unparteiische kann Werth haben. Daß ich kein blinder Verehrer des neuen Systems sey, leuchtet aus dem Vorhergehenden ein, auch habe ich mir von jeher bei allen meinen Untersuchungen die größte Unparteilichkeit zur strengsten Pflicht gemacht. Darum will ich getrost folgende Hindernisse anführen, die nach meinen Beobachtungen in Süddeutschland (mit Ausnahme der südwestlichen Provinzen) dem Fortgange des Landbaues zur höhern Vollkommenheit und zu ganz zeitgemäßem Betriebe im Wege gestanden haben.

Eins der ersten dürfte wohl die Neigung zum Verharren bei den gewohnten Formen seyn. Da man dort wenige größere Landbesitzer ihre Güter selbst bewirthschaften sieht, und also dadurch nicht das Beispiel von Oben herab zu einem zweckmäßigeren und zeitgemäßeren Betriebe der Landwirthschaft gegeben wird: so ist es sehr natürlich, daß der kleinere Landwirth, dem neben der richtigern Einsicht noch die Mittel zu einem bessern Verfahren fehlen, es lieber beim Alten läßt, als daß er sich der Gefahr eines möglichen Verlustes durch Umänderung aussetzen will. Zudem hat er auch, da er kein Beispiel sieht, keinen Begriff von einem vermehrten und verständigeren Anbau von Producten.

Ein zweites liegt wohl in vielen an der Spitze der Verwaltungen stehenden Personen bei größern Gütern. Zwei Gründe haben diese, es lieber beim Alten zu lassen. Der eine ist: es fährt sich im gebrochenen Gleise leichter und ruhiger, und der zweite: eine Umformung des Wirthschaftsystems könnte leicht noch andere Reformationen, die nicht grade einem Jeden zuträglich wären, herbeiführen. Um sich nun gegen dergleichen Unbequemlichkeiten zu sichern, geben sie sich alle Mühe, das neue

Sy=

System in Verruf zu bringen, und man verbreitet von den nachtheiligen Folgen des hie und da versuchten Fruchtwechselsystems die wunderseltsamsten Dinge.

Ein drittes liegt in den mancherlei Handelsbeschränkungen, die Ursache sind, daß die landwirthschaftlichen Erzeugnisse, so gut wie alle andern, nicht den Preis ihres wirklichen Werthes erhalten, weshalb denn kein Anreiz zur vermehrten Hervorbringung statt findet.

Wenn nun viertens dazu noch die natürliche Güte des Bodens, verbunden mit einem milden Klima, kommt, und dieses beides den Anbau von Producten aller Art erleichtert; wenn im Verhältniß zu seiner Ertragsfähigkeit das Grundeigenthum in Süddeutschland nicht den hohen Kaufpreis hat, wie in Norddeutschland, und also auch bei einer gewöhnlichen Bewirthschaftung leicht seine Rente trägt: so sind dort keine so dringenden Aufforderungen für den Landwirth da, um darauf zu sinnen, ob durch Umänderung des bisherigen Systems wohl dem Grund und Boden ein höherer Ertrag abgewonnen werden könnte.

Fünftens ist aber auch der politische Zustand, in welchem sich noch vor zwei Decennien namentlich die österreichischen Staaten eine geraume Zeit befanden, nicht zu übersehen. Die vielen Kriege entzogen dem Lande eine Menge Arme, die zur Arbeit hätten verwandt werden müssen, wenn man dem Acker eine zweckmäßigere Cultur hätte wollen angedeihen lassen. Der Nachtheil, den der Landbau dadurch erlitt, glich sich aber durch den erhöhten Werth der ländlichen Erzeugnisse wieder aus, und besonders war es das Getreide, was während dieser Periode, wovon ich spreche, stets hohen Preis hatte. Dies bestimmte denn natürlicherweise die Landwirthe, dessen Erbauung alle Aufmerksamkeit und den möglichsten Fleiß zu widmen. Die Erzeugung von Viehfutter blieb dabei eine Nebensache, die man um so weniger beachtete, als die thierischen Erzeugnisse gegen die Cerealien im Werthe weit zurückstanden. Kein Wunder also, daß derjenige der beste und glücklichste Landwirth war, der, wenn auch nur für den Augenblick, das meiste Getreide an den Markt bringen konnte. Wenn nun unter diesen Umständen vielleicht

einer dieser Landwirthe, dem die landwirthschaftliche Litteratur nicht fremd blieb, las, was in Norddeutschland geschah; war dies vielleicht mitunter mit etwas lebhaften Farben dargestellt war, und er sich dadurch verleiten ließ, dies angerühmte System anzunehmen: so konnte er damit wohl nicht glücklich seyn. Denn einmal hatte er die ganze öffentliche Meinung gegen sich, und er fand in der Ausführung seines Vorhabens so viele Vorurtheile zu bekämpfen, daß schon deshalb ein Gelingen unwahrscheinlich, wo nicht unmöglich war; zweitens aber konnte er, wenn er blos nach schriftlicher Anleitung und nach aufgefaßten Theorien, ohne eigene feste Praxis und Erfahrung, sein Werk beginnen wollte, unmöglich gleich anfangs sich einen guten Erfolg versprechen; und wenn es nun dann drittens auch bei der besten Einleitung noch fast unvermeidlich war, daß er nicht in den ersten Jahren eine Verminderung seiner Getreide-Erzeugung bemerkte, und dadurch, weil das Getreide die geldbringende Frucht war, im Reinertrag seiner Wirthschaft zurückgesetzt wurde; so war es wohl kein Wunder, wenn er wenig oder gar keine Nachfolger fand, und am Ende selbst wieder zum Alten zurückkehrte.

Sechstens aber wird in den süddeutschen, zu Oesterreich gehörenden Provinzen deshalb das Fruchtwechselsystem noch lange nicht so einträglich werden können, wie in Norddeutschland, weil dort alle ländlichen Producte, und namentlich die animalischen, in geringerem Werthe stehen, wie hier. Von Ungarn und Polen werden sie z. B. mit Schlachtvieh so reichlich und zu so niedrigen Preisen versehen, daß es unmöglich ist, daß eine geregelte Landwirthschaft, deren Grundeigenthum nur einigen Werth hat, damit Concurrenz halten kann. Dasselbe gilt auch zum Theil von Wolle, Butter, Talg ꝛc. Wenn nun beim Fruchtwechsel ein Hauptgewinn in der möglich werdenden vermehrten Viehhaltung liegt, so haben jene Provinzen dadurch, daß ihnen dieser Gewinn entgeht, schon weniger Anreiz zu demselben.

Endlich siebentens giebt es in den genannten Provinzen noch eine Hauptschwierigkeit in der Anwendung der Spannfrohne, die allein nur auf die Dreifelderwirthschaft berechnet ist, und

die bei Einführung des Fruchtwechsels entweder erst umgeformt (was gar nicht einmal zulässig ist), oder gänzlich abgelöst werden müßte (was auch nicht überall leicht auszuführen geht).

Ich übergehe die allgemeinen Ursachen, die überall in allen Ländern und Provinzen der Verbreitung des Fruchtwechselsystems im Wege gestanden haben und noch stehen: als da sind, Vorurtheile aller Art; Liebe zum Alten und Eingewohnten; Furcht vor mehrerer Mühe; Mangel an richtiger Einsicht und Nachdenken; natürliche Hindernisse ꝛc. So wenig ich auch dasselbe einer gänzlichen Allgemeinheit fähig halte, eben so sehr bin ich doch überzeugt, daß die weitere Verbreitung desselben auf allen den Oertlichkeiten, wo es ausführbar ist, die ländlichen Erzeugnisse noch ungemein vermehren, und so zum Wohle der Menschheit noch viel beitragen wird.

Wodurch es aber mittelbar den meisten Nutzen gestiftet hat, das ist die Verbesserung der Dreifelderwirthschaft. Der Fruchtwechsel war es, welcher die Dreifelderwirthe aufmerksam machte, wie man, ohne grade bedeutende Wiesen zu haben, eine Menge Viehfutter erzeugen könnte, und dabei doch den Anbau des Getreides nicht verminderte. Klee, Knollengewächse und Blattfrüchte wurden in der sogenannten Brache immer allgemeiner, und hie und da ward fast die ganze Fläche derselben damit bestellt. Man gestattete sich denn mehrere Abweichungen, und nahm z. B. hinter behackten Früchten nicht mehr, wie sonst, eine Winterfrucht, weil man die Mißlichkeit derselben in dieser Ordnung mehrfach erfahren hatte, sondern man wählte lieber Gerste und hinter dieser Klee, den man zwei Jahre benutzte, und dann damit wieder in die alte Ordnung einrückte. Manche kehrten auch die frühere Folge um, und bauten hinter jener Gerste Roggen, nach welchem dann das Feld wieder in die Brache trat. Beide Arten sind auch jetzt noch bei einer Menge von Dreifelderwirthen in Ausführung, und diese scheuen eigentlich nur den Namen, indem sie der Sache huldigen. Dadurch aber werden sie nothwendigerweise zu einer Menge Inconvenienzen veranlaßt, die ihrer Wirthschaftsführung grade keinen Segen bringen. — Ersprießlicher würde es immer seyn, wenn sie da,

wo sie Knollengewächse (behackte Früchte) erbauen, einen reinen Fruchtwechsel einführten, und die dazu bestimmten Flächen nach den ihnen zu Gebote stehenden Arbeitskräften bestimmten. Wenn dann das Uebrige auch in der sogenannten Dreifelderwirthschaft verbleibt, so wird dem Acker dennoch eine große Masse von Früchten abgewonnen: indem die sogenannte Brache ganz zu Klee und Hülsenfrüchten benutzt wird. Wiederholen muß ich, daß ich hier immer nur von Bodenarten spreche, welche alle diese Früchte lohnend tragen.

Bei der Art und Weise, wie nun in der jetzigen Zeit in den meisten Gegenden Deutschlands die Dreifelderwirthschaft betrieben wird, ist es eigentlich ein unrichtiger Ausdruck, wenn man von Brache spricht. Denn unter ihr verstand man in frühern Zeiten den Theil des Ackers, welchen man gleich nach vollendeter Frühjahrssaatbestellung umbrach, um ihn den Sommer hindurch zur nächsten Wintersaat vorzubereiten. Der erste Umbruch geschah im Juni, weswegen diesem Monat auch der Name Brachmonat gegeben worden war. Jetzt dagegen bricht man den zu Viehfutter bestimmten Theil des Feldes erst im Juli, oft auch erst im August um, nachdem man zuvor eine reichliche Futter-Erndte davon genommen hat, und bereitet ihn dann erst zur Wintersaat vor. Da nun seine Cultur durch die gute Bestellung der frühern Saaten, und durch die stärkere Düngung, die aus der vermehrten Viehhaltung hervorgeht, ungemein erleichtert wird: so kommt er doch, obgleich die Zeit seiner Bestellung kürzer ist, vollkommen gut vorbereitet zur Einsaat. Man könnte ihn, wegen seines Ertrages, das Futterfeld, anstatt das Brachfeld nennen.

Als das Fruchtwechselsystem ausübend, kann man auch alle die kleinen Landwirthe betrachten, welche in sehr bevölkerten Gegenden oder in der Nähe von großen Städten einen starken Gemüse- und Handelsgewächs-Anbau betreiben, und nebenbei immer Getreidefrüchte einschalten, die dann, bei der sehr starken Düngung der Aecker, auch einen hohen Ertrag bringen. Jeder bestimmt dann nach seiner Lage und nach seinen Verhältnissen die Folge der Früchte, die aber in der Regel aufs zweckmäßigste ge-

schieht, weil der daraus hervorgehende Nutzen diese Landwirthe klug gemacht hat. Sie können in vielen Stücken den größern Landwirthschaften ein Beispiel geben, nach welchem man dem Acker die möglich höchste Rente abgewinnen kann. Vorzugsweise wird eine dergleichen Agricultur in der Rheinpfalz, in den sächsischen Elbgegenden, in der Nähe von Breslau, Leipzig, Nürnberg und einigen andern großen Städten betrieben. Wollte man den Grundwerth der auf diese Weise bebauten und benützten Felder nach der Höhe ihrer Rente schätzen: so würde er leicht so hoch stehen können, als der von den besten Weinbergen. Aber dargelegt ist auf solchen Grundstücken, bis zu welchem Ertrage sich ein Boden steigern lasse, und wie viel Menschen er dann ernähren kann. Wollten wir uns die Möglichkeit denken, daß das ganze Land in diese hohe Cultur versetzt würde: dann wäre freilich auf undenkliche Zeit hinaus keine Noth um die Erzeugung von Subsistenzmitteln für die zunehmende Bevölkerung.

Nächst dem Fruchtwechselsysteme handle ich nun von der Koppelwirthschaft. Sie ist das einzige Mittel, einen von Natur karg bedachten Boden zu einigem Ertrage zu bringen. Auf ihm die Dreifelderwirthschaft angewandt, das führt zuletzt zu einer gänzlichen Unfruchtbarkeit, und der Acker lohnt alsdann bei Weitem nicht mehr die auf ihn verwandte Mühe. Deutschland hat große Strecken solchen Bodens, und sein nördlicher Theil ist wohl fast zur Hälfte damit begabt. Die Koppelwirthschaft ist auf ihm deshalb die naturgemäßeste, weil sie ihm durch die mehrere Jahre bleibenden Gräser eine Narbe giebt, die dem Verfliegen des ohnehin wenig vorhandenen Humus vorbeugt, und diesen vielmehr bei ihrem Umbruche vermehren hilft. Freilich erleidet solcher Boden eine Menge Abstufungen, die denn auch die mehreren oder wenigeren Koppeln bestimmen. Vom Flugsande geht er bis zum sandigen Lehmboden, welcher letztere, da er gewöhnlich die Wohlthat des Mergels in der Nähe hat, sich durch Fleiß leicht in ein sehr tragbares Land verwandeln, und selbst in den Fruchtwechsel ziehen läßt. Man bestimmt aber die Koppeln nach der innern Güte des Bodens auf längere oder kürzere Zeit zur Weide, und theilt sich zu dem Ende die ganze Markung in be-

stimmte Districte, die eben Koppeln genannt werden. Da selbst der Flugsand herrschend ist, kann man oft in fün Jahren kaum drei Getreide= (Roggen=) Erndten nehmen, gegen jener sandige Lehmboden nach zwei= bis dreijähriger W schon wieder einen kräftigen Acker zum Umbruch liefert. H wohlthätig hat in neuerer Zeit die der veredelten Schafzucht stige Conjunctur auf Boden dieser Art gewirkt. Denn in man durch die auf ihm wachsende Schafweide einen Reiner von nicht geringer Bedeutung von ihm zog, kräftigte man b den Acker und gewann hintennach recht lohnende Erndten, bei den frühern guten Getreidepreisen den Besitzern von dergle chen Grundstücken sehr willkommen seyn mußten. Daher es denn auch, daß man in den Provinzen, wo ein dergleich Boden ist, besonders bei den größern Gutsbesitzern, die eben ei ausgedehnte Schafhaltung haben, eine unverkennbare Wohlh benheit fand, die auch selbst in den letzten, für die Landwirt schaft so drückenden Jahren, nicht untergegangen ist. Da m nun bei dieser Weidekoppelwirthschaft noch überall einen aus dehnten Anbau von Kartoffeln betreibt, und diese fast nur Viehfutter verwendet: so ist es kein Wunder, wenn bei der durch zwiefach vermehrten Düngermasse und dem noch überd angewandten Mergel die Aecker eine so wesentliche und dauern Verbesserung erfahren haben, daß man sie gegen ihren früher Zustand kaum wieder erkennt. Die Ertragsfähigkeit derselb steigt dann progressiv: denn indem sie in einem reichen Zustan zur Weide niedergelegt werden, wächst diese wieder üppiger, ernährt dann mehr Vieh, was seinen Dünger darauf fallen läßt, und vermehrt durch die stärkere und dichtere Berasung den Boden=reichthum ungemein. Eine dergleichen Koppelweidewirthschaft ist daher in ihrem Reinertrage, besonders aber in der Vermehrung der Bodenkraft, gar in keine Vergleichung zu stellen mit der Dreifelderwirthschaft, die auf einem solchen Boden jederzeit den Ruin der Landwirthe herbeigeführt hat. Sie ist übrigens so einfach und leicht in ihrer Ausführung; sie nimmt so geringe Kräfte in Anspruch, und ist daher so wenig kostspielig, daß sie grade den gemächlichen Landwirth recht ansprechen muß. Die

leitung zu ihrer Aussäung giebt sich übrigens von selbst, und man hat blos darauf zu sehen, dem Boden nachzuhelfen, daß er je nach Verhältniß möglich kräftige Weide trage, damit durch diese der Grund wieder zu einer lohnenden Getreide-Erndte hinreicher gelegt werde. Wie viele Jahre diese Weide jedesmal liegen müsse, das muß die natürliche Beschaffenheit des Landes und deren richtige Erkennung lehren. Eben so muß auch nach dieser die Wahl der Gräser und Pflanzen getroffen werden, mit denen man sie bei ihrer Niederlegung zur Weide besäet.

Unmittelbar an die verschiedenen Ackerbausysteme und Culturarten schließt sich

9. Die Behandlung des Bodens und die Zeit der Einsaat und Erndte

Vergleichen wir die Art der Zubereitung des Bodens, wie sie z. B. beim Fruchtwechsel vorkommt, mit der bei der Dreifelderwirthschaft: so dürfte es scheinen, als würde bei der letztern mehr Arbeit und Fleiß auf die Zurichtung des Ackers verwandt, als wie bei der erstern. Untersuchen wir aber, bei welchem Systeme diese Bearbeitung am zweckmäßigsten und naturgemäßesten geschieht: so gebührt ohne alle Frage dem erstern der Vorzug. Denn wenn auch bei der Dreifelderwirthschaft der Winter-Einsaat eine drei- bis viermalige Bearbeitung des Ackers vorausgeht: so bewirkt diese oftmals keine so gute Gahre desselben, als wie eine einmalige Ackerung nach einer gut gestandenen Blattfrucht. Um die durch zwei auf einander folgende Halmfrüchte entstandene Verschlossenheit des Bodens zu lösen, und die sich dabei in Masse erzeugten Unkräuter zu vertilgen, muß der Dreifelderwirth oftmals zwei bis drei Beackerungen geben, während dies beim Fruchtwechsel die in richtiger Folge geordneten Früchte gethan haben. Es kann hier aber nur die Rede von einer verständigen Ausübung beider Systeme seyn. Denn wo unrichtige und saumselige Verfahrungsart herrscht, da werden die Früchte mißrathen, und ist dies der Fall, dann steht die Fruchtwechselwirthschaft jedesmal im Nachtheile.

Welchem Systeme aber auch immer ein Landwirth huldigen möge: so ist eine gute Zubereitung seines Ackers überall das erste Erforderniß zu einer lohnenden Erndte. Um nun darin nie zurück zu bleiben, muß er eine weise Eintheilung der Zeit für alle seine Arbeiten treffen, und dazu vor allen Dingen die Natur seines Bodens und die Einwirkungen des Klima's auf denselben genau kennen. Daraus folgt denn, daß, wie wohl überall, so auch ganz besonders in Deutschland, eine Verfahrungsart in der einen Gegend in hohem Grade zweckmäßig seyn kann, die in einer andern geradezu tadelhaft und verwerflich ist. Ich will gar nicht einmal das hohe Gebirge und das flache Land einander gegenüber stellen, wo man in dem einen die Wintersaat möglich früh, dagegen die Sommersaat spät, und in andern umgekehrt bestellen muß; sondern nur von Districten sprechen, die ihrer Höhen-Lage nach sich gleich, aber in der Natur ihres Bodens oder in ihrem Klima verschieden sind. Da lehrt denn die Erfahrung, daß es in dem einen rathsam ist, dem Acker eine mehrmalige Bestellung und eine frühe Einsaat, dem andern wiederum weniger Bearbeitung und eine spätere Einsaat zu geben. — Man täuscht sich dabei oft, wenn man a priori schließen will, welches das beste sey, indem in vielen Gegenden darüber die Erfahrung ganz allein entscheidet. Es giebt bei manchen Bodenarten Potenzen, die verbunden mit atmosphärischen und klimatischen Einwirkungen thätig sind, die außer aller Berechnung liegen, und welche endlich nur durch die Erfahrung eine dunkle Anschauung gewähren und dann zur Richtschnur des Verfahrens dienen.

Gehen wir nun ein wenig tiefer in die Art der Ackerbebestellung in Deutschland ein: so sehen wir zuvörderst auf die Ackermaschinen und deren Anwendung. Der Pflug, als so altes, erstes und ehrwürdigstes aller Ackerwerkzeuge, findet sich hier in einer unendlichen Menge von Formen und Abweichungen, und von einem eigentlichen deutschen Pfluge läßt sich um so weniger sprechen, als fast jede Gegend und Provinz von Deutschland eine andere Gestalt desselben darbietet. Von dem unvollkommensten, in den Sandgegenden der Mark meist bei den

Bauern noch üblichem Pfluge mit hohlem Schaare und einer Sterze finden wir ihn jetzt bis zum flandrischen und englischen (Bayleischen) hinauf. Eine unendliche Menge von Abweichungen steht zwischen diesen. Ich werde einzelne in Anwendung auf ihre Zweckmäßigkeit überhaupt anführen, und daraus wird sich dann die Vollkommenheit oder Fehlerhaftigkeit der übrigen durch Vergleichung leicht herausfinden lassen. — Jede Maschine entspricht aber nur alsdann ihrem Zwecke vollkommen, wenn sie die Wirkung in ihrer ganzen Ausdehnung hervorbringt, die man durch ihre Anwendung bezweckte, und wenn dazu eine möglichst geringe Kraft erforderlich ist. Dies auf den Pflug angewandt, so ist die erste Frage: was soll er leisten? Die Antwort hierauf ist doch keine andere als die: man will mit seiner Hülfe den Boden lockern, und zwar in der Art, daß dies in gleicher Tiefe und in gleichmäßiger Durchrüttelung der ganzen Krumme geschehe. Erreicht er nun diesen Zweck: so ist seine Vollkommenheit erst in einer Art dargethan; denn er muß, um auf diese vollen Anspruch zu haben, auch bei seiner Anwendung auf keine Weise mehr Kraft erfordern, als nach den Regeln einer vollkommenen Mechanik zur Hervorbringung jener Wirkungen nöthig sind. — Da wo Kräfte in Thätigkeit gesetzt werden, wird allemal ein Widerstand überwunden, und je größer dieser ist, um so stärker müssen jene seyn. Bei Anwendung des Pfluges liegt jener Widerstand theils in seiner eigenen Schwere, theils in dem Aufbruche des Ackers. Ist nun erstere unnöthigerweise vermehrt: so ist denn auch der zu überwindende Widerstand größer, und dieser trägt sich dann auf den Acker mit über. Folglich ist die Leichtigkeit des Instruments das erste Erforderniß. Diese darf aber aber auch wieder seiner Dauerhaftigkeit keinen Eintrag thun, denn sonst wird ein neuer Nachtheil durch die Zeitversäumniß, welche durch Wiederherstellung entsteht, erzeugt. Um die Ackerkrumme überall in gleicher Tiefe und in allen ihren Schollen gleichmäßig zu durchwühlen und zu lockern, muß aber der Pflug auch Sicherheit und Festigkeit des Ganges haben, es gehört also auch diese Eigenschaft zu seiner Vollkommenheit. Ist er nun aber tadellos gebaut: so muß ferner seine Anwendung von

der Art seyn, daß sie als vollkommen gelten kann. Dazu gehört vor allen Dingen, daß die Bespannung desselben so nah als möglich angebracht werde, weil durch jeden Zoll weitere Entfernung der zu überwindende Widerstand, vermöge der allgemeinen Attraction, vermehrt wird. Dieser Widerstand ist um so merklicher, als sich am Pfluge wenig oder gar keine Hebelkraft anbringen läßt, die jenen leichter überwindet. Das Vordergestell oder der Pflugwagen leistet zwar etwas der Art, was sich aber durch dessen eigene Schwere und seine Fortschaffung im lockern Boden beinahe wieder aufhebt. Nur dann ist diese Hebelkraft von einiger Erheblichkeit, wenn dieses ziemlich hoch gestellt ist, so daß sich der Winkel zwischen dem Grundel und der Pflugschaar erweitert. Zur Verminderung oder vielmehr zur leichtern Ueberwindung des Widerstandes trägt es aber ebenfalls viel bei, wenn die Zuglinie auf die möglichst directe Weise auf diesen wirkt. Ist der Punkt, woran dieselbe angebracht wird, nur um ein Weniges zu weit rechts oder links, dann erschwert dies die Arbeit schon um Vieles. Das Colter oder Seich muß scharf und so gestellt seyn, daß es den Streifen in grader Linie abschneidet, welchen alsdann das Pflughaupt faßt. Am Streichbrett ist jede überflüssige Länge eine unnütze Last, auch muß es in seiner Stellung gegen das Pflughaupt wenig über zwei Drittheil eines rechten Winkels enthalten: damit es den losgebrochenen Ackerstreifen leicht faßt und dabei doch gehörig umwendet.

Wenden wir nun alle diese an einen guten Pflug gestellten Forderungen auf die Menge der verschiedenen Instrumente dieser Art an, die in Deutschland im Gebrauche sind: so werden wohl nur sehr wenige derselben in jeder Art genügen. Nehmen wir z. B. den von mir oben als den fehlerhaftesten bezeichneten märkischen Pflug: so entspricht er fast keiner einzigen der angegebenen Forderungen. Nahe in gleich schlechter Bauart steht ihm der im westlichen Böhmen und in einem Theil von Bayern gebrauchte, der von der Waage bis an das Ende des Streichbretts fast die Länge eines Wagens, und dabei ein Schaar hat, was kaum sechs Zoll an jeder Seite mißt. Wenn man nun vor einer dergleichen Maschine vier Zugthiere als Bespannung sieht

und durch dieselbe eine Ackerfurche gezogen wird, die mit dem vierten Theile der angewandten Kraft bei einer zweckmäßigeren Construction des Pfluges besser gemacht seyn könnte, dann muß man in der That die Indolenz bedauern, die Jahrhunderte lang gleichsam den Stein des Sysiphus wälzt.

Einen weit bessern landüblichen Pflug besitzt die Provinz Schlesien, und dieser ist mit einigen Verbesserungen, welche manche Landwirthe in neuerer Zeit daran angebracht haben, zu einem Instrumente geworden, welches seinen Zweck ziemlich vollkommen erfüllt. Nicht weniger gilt dieß von den hier gebräuchlichen Ruhrhacken. Weil man nun diese Ackerwerkzeuge schon lange zweckmäßig eingerichtet hat, so behält man sie auch bei und legt in der Regel den Bayleischen Pflug sowohl, wie den belgischen, wenn man sie auch hie und da angeschafft, wieder bei Seite, was man im nördlichen Deutschland nicht that, sobald man die weit vorzüglichere Zweckmäßigkeit der gedachten Ackerwerkzeuge gegen die landüblichen erprobt hatte.

In den Gebirgsgegenden des mittleren Theiles von Deutschland bedient man sich fast ausschließlich des Hackens, der ohne Vordergestell wie ein Schwingpflug gebaut, und dessen Schaar so gestellt wird, daß es die Erdscholle immer nach einer beliebigen Seite wirft, so daß man mit ihm den Acker in Beete, gleich wie mit dem Pfluge bringen kann. Für jene Gegenden ist er besonders deshalb zweckmäßig, weil er den Steinen leicht ausweicht, ohne grade die Richtung der Furche zu verändern. Er wird in der Regel nur mit einem Pferde bespannt, und man spart daher viel Zugkraft bei seinem Gebrauche. Was an seiner Arbeit allenfalls auszusetzen wäre, das ist: daß er die Erdschollen nur auseinander wirft, ohne sie gehörig umzuwenden, was für das Modern der Grasnarbe, oder für das Abliegen des Ackers, nicht günstig ist.

In Mähren und Oesterreich bedient man sich meistentheils eines sehr hohen Vordergestells am Pfluge, was den Gang desselben erleichtert, und wobei man wohl eine tiefere Beackerung geben könnte, als wie man hier zu thun gewohnt ist, wenn nicht die übrige Bauart desselben fehlerhaft wäre, und wenn er nicht

insbesondere ein zu schmales, meist hohles Schaar hätte, was aus einer eisernen, in ein Dreieck geformten Schiene (Stange) besteht.

Da wo man neuere Ackerwerkzeuge, als den Bayleischen, den belgischen und flandrischen u. a. Pflüge eingeführt hat, gilt dieß meist nur von den größern oder den Dominial-Grundbesitzern. Die Bauern ahmen hierin wenig nach, weil sie theils die Ausgabe scheuen, theils auch ein Vorurtheil gegen alles Neue haben. Im Anfange hat eine dergleichen Einführung immer ihre Schwierigkeit, weil die Menschen die Handhabung von dergleichen Instrumenten nicht sogleich inne haben, und deshalb meist schlechte Arbeit damit verrichten, was denn oft die Maschinen selbst in Mißcredit bringt. Die mehrschaarigen Pflüge sind eben so wieder außer Gebrauch gekommen, wie man sie in denselben aufgenommen hatte, und sie haben sich meist in die Saategge verwandelt.

Die Eggen wendet man in den verschiedenen deutschen Provinzen auch auf verschiedene Weise an. Von der hölzernen Egge bis zum Extirpator oder der Saategge findet man auch bei diesen eine große Mannichfaltigkeit. Wo das Eisen theuer ist, wie z. B. im südlichen Deutschland, da bedient man sich allgemein der Egge mit hölzernen Zinken (Zähnen) dagegen sind diese in den östlichen Provinzen durchgehends von Eisen. In Bayern und Würtemberg hat man an der Egge Sterzen angebracht, und handhabt sie fast wie den Extirpator. Dagegen leitet man sie in andern Gegenden so, daß sie immer in schräger Richtung laufen, wodurch sich dann die durch ihre Zinken gezogenen Linien stets kreuzen, und den Acker aufs möglichste zerkrümmeln. Am stärksten ist ihre Wirkung bei den in der Mark Brandenburg und in Pommern üblichen Rundeggen, wo die Linien in lauter Parabeln sich durchkreuzen, und selbst den rauhesten Acker bändigen. Sehr zweckmäßig ist der in Sachsen übliche Grimmer; der in Form eines Dreiecks, mit seinen scharfen eisernen Zähnen gleich einem Phalanx vorrückt, und auch den widerspenstigsten und in hohem Grade verunkrauteten Boden bändigt.

Bei dem immer mehr über Hand nehmenden Kartoffelnbau

hat man denn auch mehrere Ackerwerkzeuge zu dessen Betriebe theils neu erfunden, theils vervollkommnet. So ist die Kartoffelhacke, wenn sie zweckmäßig construirt ist, ein Werkzeug, was seinen Zweck so gut erfüllt, daß es die Handarbeit vollkommen ersetzt.

Ich breche hier mit der Aufzählung der Ackerwerkzeuge ab, und komme nun zu der eigentlichen Art der Ackerbestellung.

Von jeher war es allgemeine Sitte den Acker in Beete zu pflügen. Jedoch verändert man deren Gestalt nach Breite und Höhe mannichfaltig, je nachdem es die Nässe oder Trockenheit des Bodens erheischte. Erst in neuerer Zeit fingen einige rationelle Landwirthe an, das Pflügen in eine Ebene als vorzüglicher anzurühmen, weil man dabei den durch die Furchen verloren gehenden Raum gewönne. Man hat viel darüber gestritten, und noch ist man nicht einig, welcher Ackerungsart von beiden der Vorzug gebühre. Entschieden ist aber wohl, daß es viele Localitäten giebt, wo Beete durchaus unerläßlich sind, z. B. auf sehr nassem und wasserhaltendem Boden, wo keine kreuz und quer gezogenen Furchen die Fläche genügend entwässern. Es ist hier der Ort nicht, weitläuftig zu zeigen, was beide Culturarten für Vollkommenheiten und Mängel haben, und nur eine längere Erfahrung, die sich der verständige Landwirth besonders durch ein vergleichendes Ausüben von beiden erwirbt, kann darüber genügend entscheiden. Alle Theorien, so belehrend und gut sie auch sind, stellen in der Regel die Sache nur für die angenommene Culturart begünstigend dar. — An sehr vielen Orten pflügt man den Acker zur Sommerfrucht in eine Ebene, wenn man ihn auch zur Winterung in Beete gearbeitet hat. Man fährt ihn dann ins Quadrat, und pflügt die Ecken, welche beim Umwenden vom Pfluge nicht genug durcharbeitet werden, am Ende noch einmal durch. Diese Methode fand man bisher, wo eine Reihe von trockenen Jahrgängen auf einander folgten, recht vortheilhaft, man fängt jedoch jetzt, da jene Trockenheit von Nässe abgelöst wird, an, Nachtheile davon zu spüren, und kehrt an vielen Orten zur alten Ordnung zurück.

Die Beete gehen in ihrer Breite von 3 Fuß bis zu 20 Fuß

und darüber. Erstere findet man im Thüringschen, im westlic
Theile von Böhmen und im nördlichen Bayern. Sie beste
meist nur aus drei gegen einander gelegten Ackerfurchen, und
bilden auf diese Weise eine Art schmaler Dämme, gleich den K
toffelfurchen, so daß der Unkundige, wenn er im Frühjahr dur
diese Gegenden reist, meinen möchte, man habe das ganze F
mit Kartoffeln angebaut. Sehr breite Beete macht man hie u
da in Schlesien, meist im besten Boden. Dasselbe findet man
vielen der übrigen deutschen Provinzen. Diese breiten Beete,
manchen Orten Klaren genannt, hat man zuweilen über die G
bühr erhöht, so daß der Rücken derselben oftmals 3 Fuß höher i
wie die Furche. Dieß führt dann den Uebelstand herbei, daß b
einiger Nässe, alles was in letzterer steht, leicht versauert, und d
durch ein Theil des Ertrages des Ackers zu Grunde geht. Will m
dergleichen fehlerhafte hohe Beete umarbeiten, so vergehen vi
Jahre, ehe man damit in Ordnung kommt. Am besten und f
den Ertrag des Bodens am sichersten, haben sich bis jetzt no
immer die 8 — 10 Fuß breiten, und mäßig gewölbten Beete
zeigt. Sie scheinen sich für die meisten Bodenarten zu e
nen, erleichtern die Arbeit und geben dem Acker stets ein gu
Ansehen.

In vielen Gegenden und hauptsächlich in solchen, wo ma
leicht durch Nässe wegen undurchlassenden Untergrundes leide
pflügt man den Acker zur Wintersaat in schmale, etwa 6 — 8
Fuß breite Beete, und arbeitet dann zur Sommerfrucht zwei sol-
cher Beete in eins zusammen.

Das Pflügen wird, wie wohl von selbst schon zu vermuthen
ist, nicht überall mit gleichem Fleiße und gleicher Sorgsamkeit
vollzogen. Im Allgemeinen aber kann man behaupten, daß mit
dem steigenden rationellen Betriebe des ganzen Landbaues auch
hierin eine große Verbesserung eingetreten ist. Denn wendet
man auch da, wo man den Vieh-Futterbau in's Große treibt,
nicht mehr so viele Furchen oder wiederholte Beackerungen an,
so werden diese doch mit mehr Fleiß vollzogen, und die auf dem
Acker angebauten Futterpflanzen selbst lassen ein Verquecken und
Verunkrauten des Bodens gar nicht mehr so zu; auch arbeiten

lich, wie aus der Erfahrung bekannt, alle Bodenarten besser und leichter, wenn sie in stärkerer Düngung befindlich sind, was nunmehr der Fall ist, da man allgemein mehr Vieh hält und dies auch besser füttert. — Was die Spatencultur anlangt, so wird sie immer nur im Kleinen, und zwar meist in der Nähe von großen Städten angewandt. Dort lohnt der Anbau von Gemüse und andern Handelsgewächsen so gut, daß die mehreren Kosten der Bearbeitung reichlich wieder heraus kommen.

Die Zeit der Einsaat ist, wegen des verschiedenen Klima's sehr verschieden. Im Frühlinge kann man in den wärmer gelegenen Gegenden oft schon im Februar damit beginnen, während man in den rauhen Gebirgsstrichen zuweilen im April den Pflug noch wenig auf den Acker bringt. Als Regel könnte man für die südlichen Districte, und für die niedriger liegenden nördlichen Gegenden zur Frühjahrssaat die zweite Hälfte des Märzes und die erste des Aprils angeben, obgleich ungewöhnliche Jahrgänge auch hierin oft große Aenderungen hervorbringen. Fester steht freilich die Zeit der Herbsteinsaat. Als mittlere Periode gilt fast durch ganz Deutschland die letzte Hälfte des Septembers und die erste des Octobers. In den Gebirgsgegenden muß man sie aber einen halben Monat früher anfangen und beschließen, so wie man dagegen in den wärmern Landstrichen selbst im November noch eine gute, von einer gesegneten Erndte begleitete Saatbestellung vornehmen kann.

In etwas leichtem Boden liebt man es, die Saat unterzupflügen, was man bei Trockenheit wohl auch in schwerem thut. Am meisten geschieht dies mit Erbsen. Viel bringt man mit dem Extirpator in die Erde, und dies giebt, wenn der Boden nur zuvor eine gute Bestellung erhalten hat, in der Regel die beste Saat. Große Furcht hat man vor nasser Einsaat, und wenn sie auch in Sandländereien meist gut thut, so giebt sie doch bei nur etwas geschlossenem Boden fast immer eine schlechte Erndte. Man hat daher auch ein bäuerliches Sprüchwort, welches lautet: „Besser ein Kloß als ein Fluß."

Da, wo die Agricultur besondere Fortschritte gemacht hat, bestellt man die Einsaat mit der Drillmaschine. Besonders aber

wendet man sie häufig zur Raps= und Rübsensaat an. Die Vortheile einer solchen Saatbestellung sind so in die Augen fallend, daß zu erwarten steht, sie werde sich bald immer mehr verbreiten. Denn nicht allein, daß sie für die also bestellte Frucht in hohem Grade günstig ist, so wird auch der Acker durch die Bearbeitung während des Standes derselben für die nachfolgende zugleich aufs zweckmäßigste vorbereitet, was denn auf deren Gedeihen nicht anders als vortheilhaft seyn kann.

Die Kartoffeln, deren Anbau von Jahr zu Jahr zunimmt, legt man in Furchen, in einen gut zubereiteten Acker, und bearbeitet sie gewöhnlich so, daß man sie, sobald dieselben über die Erde keimen, egget, nach einigen Wochen sie mit dem Häufelpfluge bearbeitet, und dieß, bevor sie ganz in die Höhe wachsen, noch einmal wiederholt. Rüben, als Runkeln, Unterrüben (Torschen), Weißkohl rc. baut man da, wo man es im Großen thut, auf dieselbe Weise, nur daß, wie es sich von selbst versteht, das Eggen wegbleibt.

Die Getreide=Erndte tritt sehr verschieden ein. In der Ebene des nördlichen Theils von Deutschland kann man den Anfang derselben in der Regel in die Mitte des Juli setzen, wogegen sie bei gleicher Höhe im südlichen Theile schon im Anfange desselben Monats im Gange ist. In den Gebirgsgegenden aber ist es ein seltener Fall, wenn der Winterroggen früher als im Anfange des Augusts seine Reife hat. Der Hafer aber reift hier so spät, daß er oft auf dem Felde verschneit, weshalb denn die Methode, welche man besonders in den Gebirgen des südlichen Deutschlands beobachtet, das späte Getreide aufzuhüffeln (auf Stangen mit Querstäben aufzuhängen), sehr zweckmäßig ist. Durch diese allein wird bei zeitig einbrechendem Winter dieses Getreide gerettet. Wenn die Witterung die Erndte begünstigt, dann ist sie meistentheils in 5 Wochen beendigt, wogegen sie sich bei regnichtem Wetter oft auf 8 und mehr Wochen ausdehnt. Besonders lästig wird dies in den Gebirgsgegenden. Die Kürze der Tage, welche im August schon sehr bemerklich wird, die Neigung der Sonne, welche den nördlich liegenden Berglehnen nicht günstig ist, und besonders der Mangel an Winde, der gewöhnlich

bei

bei regnichter Witterung statt findet, erschweren das Abtrocknen ungemein, so daß das Getreide oft noch ziemlich feucht eingebracht werden muß. Dies hat denn natürlich einen üblen Einfluß auf die Brauchbarkeit des Korns sowohl als des Strohs. Glücklicherweise ist man meist in der Lage, durch vieles Heu das Stroh überflüssig zu machen, und es weniger als Viehfutter anwenden zu müssen. Die Getreidegattungen aller Art stehen ohnehin im Gebirge gegen die des flachen Landes in der Qualität zurück, da sie jederzeit eine dickere Hülse haben. Wenn sie nun noch feucht geerndtet werden, so haben sie oft nicht viel mehr als den halben Werth von jenen. Darum ist auch der Landbau in diesen Gegenden so sehr beschwerlich und giebt meist nur in der Viehzucht eine sichere Rente.

Die Erndtemethode, oder die Art das Getreide in der Erndte zu mähen und einzubringen, ist sehr verschieden. Man schneidet es an vielen Orten mit der Sichel, und hat dies selbst hie und da in solchen Gegenden auch noch beibehalten, wo sonst schon allgemein die Sense im Gange ist. Dies thun aber freilich nur diejenigen, welche Frohne oder Robot zu fordern haben, und die man dann nur mit der Sichel zu thun von jeher verbunden war. Ich werde weiter unten mich weitläuftiger über dergleichen Servitute aussprechen. Den Vortheil hat man freilich mit der Sichel voraus, daß weniger Körner verloren gehen, und daß das Getreide sich regelmäßiger zusammenlegen läßt, was denn das Dreschen wieder erleichtert. Man verliert aber dagegen wieder viel an Zeit und an Stroh, da mit der Sichel das Getreide nie so tief an der Wurzel abgeschnitten wird, wie mit der Sense. Wo freilich die Frohne herrscht, und man die Arbeit nicht baar ablohnen darf, da kommt es auf die Zeitverschwendung weniger an. Man bedient sich jedoch der Sense ungleich häufiger als der Sichel, besonders werden fast alle Sommergetreidearten mit ersterer gemäht. Das Werkzeug, Sense genannt, ist aber in seiner Zusammensetzung sehr verschieden, auch ist die Art, wie man es anwendet, nicht allenthalben gleich. Im nördlichen Deutschland ist die Sensenklinge bei weitem länger, wie im südlichen. Wo sie dort über drei Fuß in der Länge mißt, da hat sie hier

kaum zwei Fuß. Die Breite ist übrigens in beiden Gegenden so
gleich, und beträgt hinten etwa drei Zoll. Man hat an dem Wur
fe (Stiele) hinten ein Fangzeug, welches aus mehreren hölzerne
Spießen besteht, angebracht, um das Herumfliegen der Getreide
halme beim Abmähen zu verhindern. Daß mit den langen Sen
sen im nördlichen Deutschland ein breiterer Streifen (Schwaden
gehauen werden kann, wie mit den kürzern im südlichen, liegt i
der Natur der Sache. Man macht überhaupt bei aufmerksame
Beobachtung die Bemerkung, daß man in fast allen ländlichen Ar
beiten im Norden dieses Landes gewandter ist, als im Süden.
Die Ursache hievon glaube ich in den natürlichen Verhältnissen zu
finden. Da man im ersteren in der Witterung, ja selbst in der Län
ge des Sommers in der Regel gegen letztern zurücksteht: so ist
man genöthigt, die günstigen Tage und Stunden aufs beste zu be
nutzen, und dazu alle möglichen Vortheile anzuwenden. Aehnliches
gilt vom Gebirge im Vergleich zum flachen Lande hinsichtlich der
Sorgsamkeit in der Feldbestellung. Denn da man dort nicht so wie
hier auf die Güte des Bodens und die Begünstigung der Luft
temperatur rechnen kann: so muß der Fleiß ersetzen, was sonst
weniger Ertrag gewonnen werden würde. — Wo man sich der
Sense zum Abmähen bedient, da verfährt man wieder auf ver
schiedene Weise. Man haut nämlich das Getreide in Schwaden
(Schwad) von dem noch stehenden abwärts, oder man haut es
gegen dasselbe, und läßt es dann hinter dem Mäher her durch eine
besondere Person abraffen. Ersteres scheint die Arbeit mehr zu för
dern, indem es gradezu einen Menschen erspart. Die Sache ist aber
nur scheinbar. Denn der Abraffer legt das aufgenommene Getrei
de in regelmäßige Häufchen, die sich dann beim Binden schnell auf
nehmen lassen, wogegen das in Schwaden gehauene erst mit dem
Rechen (Harke) zusammengebracht werden muß, was viel lang
samer geht. Rechnet man dazu noch, daß beim Mähen sowohl
als beim Binden dabei viel mehr Körner verloren gehen (indem
der Mäher mit den Spießen an der Sense beim jedesmaligen
Einsetzen gewaltsam an den Aehren hinstreift, und auch der
Harker mehr ausschlägt, als der Abraffer): so gebührt der Me
thode des Abraffens ohne allen Widerspruch der Vorzug. Man

beobachtet sie besonders in Schlesien, Böhmen und Mähren, aber freilich nur beim Wintergetreide. Das Sommergetreide dagegen wird nur höchst selten, und nur alsdann zum Abraffen gehauen, wenn es sehr lang im Strohe gewachsen ist. Im nördlichen Deutschland aber wird fast alles in Schwaden gemäht.

Das Binden verrichtet man ebenfalls nicht allenthalben gleich, und die Bunde, welche man macht, sind in Größe so verschieden, daß, wenn man ihre gewonnene Zahl von einer bestimmten Fläche, z. B. von einem Morgen, angiebt, man oft in einer Gegend mehr als das Doppelte hat, während der Ertrag des Feldes doch geringer seyn kann, wie da, wo man nur die Hälfte zählt. So z. B. wenn man dieß in Mittelschlesien mit Böhmen vergleicht. Am erstern Orte ist der Ausdrusch von zwei preuß. Schäffeln vom Schock (60 Garben) Roggen als der Durchschnitt anzunehmen, während man in Böhmen von einer Mandel (15 Garben) fast eben so viel hat. Es giebt daher einen äußerst unsichern Anhaltspunkt, wenn man den Ertrag eines Feldes nach der von demselben aufgebundenen Garbenzahl bestimmen wollte.

In den Ebenen befindet sich, besonders auf gut cultivirten Feldern in der Regel wenig Gras im Getreide; deshalb darf man es auch bei günstiger Witterung gar nicht erst umwenden, ehe man es bindet; ja man kann es oftmals bald hinter der Sense in die dazu vorhandenen Strohbänder legen und binden lassen. Dagegen muß es in den Gebirgsgegenden, wo gewöhnlich viel Gras darin wächst, oft mehrere Tage liegen und auch umgewendet werden, damit es beim Einscheuern nicht mulstrig wird. Beim Roggen und auch wohl da und dort beim Weizen macht die Person, welche das Getreide hinter der Sense abrafft, sogleich Bänder (Seile) vom Getreide und legt dann immer das zweite Häufchen (Gelege) hinein. Dies fördert die Arbeit beim Binden ungemein, indem immer nur das zweite Häufchen nachgelegt und dann die Garbe gebunden werden darf. Es muß aber der Abraffer eine große Fertigkeit in seiner Arbeit haben, damit er seinem Mäher immer folgen kann, und den nachfolgenden nicht aufhält. Da aber dergleichen Bänder kürzer werden,

wie die von Roggenstroh, so giebt es da, wo man diese Methode befolgt, immer kleine Garben.

Ueber die Art und Weise, das Getreide bei großer Nässe gegen das Verderben zu schützen, ist man im Ganzen noch nicht recht einig. Die Noth, welche man bei nassen Jahren hatte, ward Veranlassung zu mancherlei Vorschlägen. Man versuchte es, die nachfolgenden Reihen immer mit den Aehren auf die Stroh-Enden der vorhergehenden zu legen, um das Auswachsen der Körner zn verhüten. Aber die Unbequemlichkeit, welche es mit sich führt, wenn so gelegtes Getreide dermaßen durchnäßt wird, daß es ohne Umwenden gar nicht trocken gebracht werden kann, wiegt den angegebenen Vortheil wohl wieder auf. Man versucht dagegen eine andere Verfahrungsart, die unstreitig vor der angegebenen große Vorzüge hat. Man bindet nämlich das Getreide gleich hinter der Sense in Garben, stellt diese in Form einer Pyramide mit den Aehren nach Oben zusammen, und legt dann oben darauf eine etwas größere, die man fächerartig mit den Aehren nach Unten über die vorigen breitet. Da von dieser die Aehren jene der untern Garben bedecken und in Form eines steilen Strohdaches das Wasser ableiten: so leuchtet ein, daß, wenn nur die Arbeit sorgsam gemacht wird, auch der ganze so gebildete Haufe wenig vom Regen leidet. Dringt auch etwas Feuchtigkeit ein: so ist deren nicht so viel, daß sie das Auswachsen der Körner veranlassen könnte; auch trocknet sie von jedem Luftzuge, vermöge der aufrechten Stellung der Garben schnell wieder aus. Wie viel Garben man in die Pyramide setzen will, das hängt von deren Größe ab; jedenfalls darf aber letztere nicht größer seyn, als daß sie von der obern Garbe ganz überdeckt werden kann. Sechs bis acht Garben von mittlerer Größe werden jedenfalls hinlänglich zu einer solchen Pyramide seyn. — Daß man in den Gebirgsgegenden des südlichen Deutschlands das Getreide auf Hüffelstangen bringt, habe ich schon oben bemerkt. Man kann dazu sich derselben Stangen bedienen, die man auch zur Abtrocknung des Kleeheues anwendet.

Zum Binden des Getreides bedient man sich, wie schon bemerkt, Bänder von Stroh oder Getreide. Man setzt

mann die Garben auf verschiedene Weise zusammen. Im nord-estlichen und westlichen Deutschland macht man fast durchgehends itiegen von 20 Garben, im Süden Mandeln von 15, meistentheils er von 16 Garben, welche letztere man denn vorzugsweise rndte-Mandeln nennt. In manchen der letztern Gegenden t man auch nur 10 Garben zusammen und nennt sie des-lb doch noch Mandeln. Die Art der Zusammensetzung ist enfalls verschieden. Man legt z. B. unten sechs Garben it den Aehren gegen einander, darauf vier auf gleiche Weise, lich oben mit diesen gekreuzt drei, dann zwei, dann eine. it Genauigkeit gelegt, dringt in solche Haufen der Regen enig ein. In vielen Gegenden aber legt man die Garben s Kreuz, so daß sie eine Art von Stern bilden.

Fast überall hat man hinlänglichen Scheuerraum, m alles Getreide unter Dach bringen zu können. Jedoch t man bei besonders gesegneten Erndten auch Feimen, die nn, wenn sie nicht durch nasse Witterung leiden sollen, mit ner gewissen Uebung und Kunst gesetzt seyn wollen. Die rmen dieser Feimen sind meist rund; indeß bildet man sie e und da auch, den Häusern nach, setzt sie also unten vier-ig, und oben darauf dachartig. Diese kann man leicht it Stroh eindecken, und das Getreide steht in ihnen dann mlich geschützt. In Mähren herrschte noch vor Kurzem die chtheilige Gewohnheit, daß man die Mandeln bis tief in den erbst im Freien stehen ließ und sie nur allmählich einräumte, enn man erst etwas Platz in den verhältnißmäßig viel zu kleinen cheuern bekommen hatte. Der Schaden macht aber die dasi-n Bauern, bei denen dies hauptsächlich vorkam, klug, und sie len jetzt so schnell als möglich mit ihren Früchten unter Dach.

Beim Einfahren bedient man sich gewöhnlich der 12 — Fuß langen Erndtewagen, auf welchen man bei mittlerer Stärke des Gebundes ungefähr 2 — 2½ Schock à 64 Garben ie dann Feldschocke heißen) ladet. In den Gebirgsgegenden sind in der Mitte der Wagenleitern Oeffnungen, die mit Stricken bezogen sind und weit ausgelassen werden können. Man nennt sie Bäuche. Wenn diese recht voll geladen wer-

den, dann stellen sie das Gleichgewicht her, so daß der Wa-
gen, wenn er auch ziemlich hoch beladen ist, nicht leicht um-
fallen kann, was bei den schmalen und oft vom Wasser aus-
gerissenen Wegen jener Gegenden sonst häufig geschehen würde.

Die Heuerndte, theilt sich jetzt, nachdem der Klee-
bau allgemein geworden ist, in die der Wiesen und die
Klees. Erstere wird auf die einfachste Art vollzogen. Die
Schwaden werden zerstreut, und wenn das Gras etwas ab-
trocknet ist, dann wird es näher zusammen (in Scheiben) ge-
bracht. Des Abends bringt man es in kleine Häufchen (Kup-
pen), und wenn es ganz dürre ist, in große Haufen (Schober),
aus denen es dann auf Erndtewagen geladen wird. Die
Erndtezeit ist natürlich verschieden, da es Wiesen zu drei, zwei
und auch nur zu Einem Schnitte giebt. Bei den dreimähigen ist
die erste Heuerndte gewöhnlich schon zu Ende Mai; bei den zwei-
mähigen zu Anfang Juli und bei denen zu Einem Schnitte erst
gegen Anfang August.

Den Klee trocknet man auf dreifache Art. Die ein-
fachste, aber am meisten Zeit und Arbeit erfordernde ist die, daß
man ihn in Schwaden erst übertrocknen, ihn dann wenden und
wieder halb dürre werden läßt, und ihn nach diesem in kleine Häuf-
chen bringt, die man dann einige Tage in Luft und Sonne lie-
gen läßt, während dem man sie ein oder ein paarmal auflockert.
Wenn dies geschehen, werden sie entweder sogleich aufgeladen,
oder man bringt deren erst immer drei bis vier in eins, um das
Aufladen zu erleichtern. Darauf aber hat man besonders zu
sehen, daß diese Häufchen in graden Linien gesetzt werden und
zwischen denselben Straßen bleiben, durch welche die Wagen
fahren, und wo an beiden Seiten aufgeladen werden kann.

Die zweite Art des Kleedörrens besteht in dem Aufhän-
gen auf Häffelstangen, in Schlesien Kleereiter genannt. Es
sind dieß 10 — 12 Fuß lange Stangen, die ungefähr
zwei Fuß tief in die Erde gegraben werden. Etwa zwei Fuß
über der Erde sind die ersten Querhölzer, die kreuzweis in die
Stangen gebohrt, und immer etwas über einen Fuß von ein-
ander entfernt sind. Auf diese wird der Klee, so wie er nach

dem Abmähen nur etwas überwelkt ist, gehangen und zwar so, daß die ganze Stange damit verdeckt ist, und diese dann einer grünen Pyramide gleicht. Ist er einmal in dieser Lage, und hat man ihn nicht etwa zu fest zusammengepackt, so daß ihn die Luft nicht durchdringen könnte, wo er dann mulstrig wird; ich sage, ist er gut aufgehangen, dann schadet ihm fast keine Witterung mehr, und man kann ihn, wenn er trocken ist, ganz nach Bequemlichkeit abfahren. Nur muß man die Vorsicht gebrauchen, die Stangen fest einzugraben, weil sie sonst, besonders wenn die Erde feucht ist, leicht vom Winde niedergelegt werden. Diesem entgeht man aber dadurch am leichtesten, wenn man, wie dies in Mähren häufig geschieht, nur Stangen von etwa 5 — 6 Fuß Länge nimmt, diese nur mit vier Querhölzern versieht und sie je drei und drei so gegen einander stellt, daß die obern Hölzer in einander greifen und sich fest zusammenstellen. Wie schon weiter oben bemerkt, bedient man sich in den Gebirgsgegenden des südlichen Deutschlands auch solcher Stangen zum Aufhängen des Getreides; nur werden sie dort überall einfach in die Erde gegraben. Der auf diesen Stangen getrocknete Klee behält ganz sein grünes Ansehen, und wird nur von der Außenseite etwas von Luft und Sonne gebleicht. Er giebt daher auch ein überaus kräftiges und dem Vieh angenehmes Futter.

Endlich trocknet man den Klee auch nach Klappmeyerscher Methode, die ihren Namen von ihrem Erfinder hat. Man läßt ihn nämlich erst welk werden, und bringt ihn dann in große und hohe Haufen auf einander. Je fester man ihn da zusammentritt, desto besser. In dieser Lage kommt er nun sehr bald in Gährung und erhitzt sich. Von der Temperatur der Luft hängt es freilich ab, wie schnell dies geschieht. Ist sie nicht unter 12 Grad nach dem Reaumurischen Thermometer: so ist der Klee den zweiten Tag nach seiner Aufhäufung schon so heiß, daß man ihn beinah kochend nennen kann. Man prüft ihn, ob er die gehörige Gahre habe, d. h. ob er gänzlich durchgebrannt sey, dadurch, daß man mit der bloßen Hand in den Haufen dringt. Kann man ohne sich zu verbrennen, nur einige Zoll eindringen, dann ist es Zeit, den Haufen auseinander zu reißen.

Dieses muß nun mit aller Kraft geschehen, und es sind meh[rere]
Arbeiter erforderlich, damit der Klee bald in die Breite gebra[cht]
werde. Man streut ihn ungefähr 3—4 Zoll dicht auf die K[orn-]
stoppel, und hat man günstiges Wetter, so trocknet er in [...]
Stunden völlig ab. Sein Geruch gleicht, wenn er auseinan[der]
gerissen wird, dem von gebratenen Aepfeln. Es haben aber a[uf-]
merksame Landwirthe dieser Methode folgende beide Ausstell[un-]
gen gemacht. Erstens sagen sie, verdirbt der Klee sehr lei[cht,]
wenn man zur Zeit des Auseinanderreißens Regenwetter tri[fft.]
Es ist allerdings wahr, daß dies ihn leicht verdirbt, weil er
gerade in einem Zustande von Auflösung ist, und folglich [der]
Regen in ihn eindringt und ihn auslaugt. Aber er trocknet, [so]
wie es nur etwas besseres Wetter wird, bald ab. Daß er a[ber]
mehr und schneller ausgelaugt werde, wie jeder andere, das [ist]
nicht zu läugnen. Zweitens behaupten sie, daß dem Klee du[rch]
die starke Verdunstung, welcher er beim Aufreißen des H[au-]
fens ausgesetzt ist, zu viel von seiner nährenden Kraft entge[he.]
Dies ist keinesweges in Abrede zu bringen, und ich selbst habe m[ich]
davon überzeugt, daß, wenn ich ihn auf diese Art trocknete, u[nd]
auch ohne Regen einbrachte, er dennoch nicht die Nahrhaftigk[eit]
hatte, wie anderer. Es bleibt daher die Methode des Aufh[äu-]
felns wohl ohne Widerrede die zweckmäßigste, nur daß sie [in]
holzarmen Gegenden leider auch die kostspieligste ist.

Nach der Erndte des Kleeheues müssen wir nun au[ch]
die des Kleesaamens folgen lassen, besonders da sie i[n]
neuerer Zeit ein sehr einträglicher Zweig der deutschen Land-
wirthschaft geworden ist. Der Kleesaame blieb eine zeitlang
gleichsam ein Monopol der Rheinpfalz und einiger Gegenden
in den Niederlanden. Von dort aus ging er nach England,
und brachte seinen Erzeugern nicht geringen Gewinn. Als im
nördlichen Deutschland durch einen rationellen Betrieb des Land-
baues auch der Anbau des Klees sehr zunahm, da erzeugte
man sich denn auch, um alle unnöthigen Ausgaben zu ver-
meiden, seinen eigenen Saamen. Dies war um so lohnender,
als der Centner zuweilen bis auf 30 Rthlr. (45 fl. C. M.) ge-
stiegen war. Bald gewann man aber über den Bedarf und

suchte sich für den Ueberfluß einen Absatz. Man fand ihn nach England. Besonders gewann man in Schlesien sehr bald große Quantitäten Kleesaamen über den Bedarf, und er ward dadurch ein Gegenstand des Handels. Bei dem viel höhern Werthe der Grundstücke in England konnte man ihn nicht zu dem niedrigen Preise erzeugen, wie man ihn vom Auslande bezog. Man ließ sich also von dorther versorgen. Die Nachfrage nahm daher in Deutschland von Jahr zu Jahr zu und die Speculation auf diesen Artikel ward dermaßen rege, daß manche Handelshäuser jährlich bis zu 20 — 30000 Ctr. davon versandten. Der äußerst lohnende Preis, wo der Centner sogar im October 1827 wieder bis auf 18 Rthlr. preuß. Cour. stieg, reizte zu immer mehrerer Erzeugung. Dies hat hie und da schon eine Ueberfüllung des Marktes und ein Herabdrücken des Preises zur Folge gehabt: besonders da man nunmehr in fast allen deutschen Provinzen sich auf den Anbau des Kleesaamens legt. Ueber den starken Verbrauch desselben in England herrscht in Deutschland noch Ungewißheit. Die ungeheuren Massen, welche jenem Reiche alle Jahre zugeführt werden, machen seinen sämmtlichen Verbrauch zur Aussaat fast unwahrscheinlich, und man hat daher die Vermuthung aufgestellt, daß man ihn als Farbestoff benutze. Diese Vermuthung ist um so weniger absurd zu nennen, als man auch in Deutschland, namentlich in Wien, schon gelungene Versuche mit dem Kleesaamen zu gleichem Zwecke gemacht hat. — Uns kümmert aber die Art seines Verbrauches weniger, als der Verbrauch selbst, der uns dessen Absatz sichert. Wie die Sachen jetzt stehen: so ist die Angabe nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß für Kleesaamen allein jährlich einige Millionen Thaler von England nach Deutschland strömen. — Wir kommen nun auf seine Gewinnung.

Da die Hauptnachfrage bisher immer mehr auf weißen als rothen Kleesaamen gerichtet war: so befleißigte man sich auch des erstern vorzugsweise, und namentlich gewann man in Schlesien sehr bedeutende Partien davon. Günstig traf es sich dabei, daß grade die vermehrte Schafzucht Veranlassung

geworden war, diesen weißen Steinklee (trifolium repens) als Weide häufig anzubauen. Von diesen Flächen ward es nun, bei kluger und sparsamer Eintheilung leicht, etwas zu erübrigen und zum Saamentragen stehen zu lassen. Dies war um so eher thunlich, als auf Boden von einiger Kraft dieser Klee so schnell wächst, daß er, selbst wenn man ihn bis in den Juni hinein abweiden läßt, dennoch zeitig genug zur Blüthe kommt, um gegen das Ende des August noch einen guten und reichlichen Saamen zu tragen. Auf diese Weise giebt denn der Acker einen doppelten Ertrag in einem Jahre. Rechnet man nun, daß man leicht vom Morgen à 180 □ Ruthen bis zu zwei Centner und darüber weißen Kleesaamen gewinnen kann: so wird man ihn in Deutschland, so lange diese beiden Zweige Schafzucht und Kleesaamen sich so vereinigen lassen, selbst wenn der Centner nur 5 Rthlr. (7 fl. 30 kr. C. M.) gelten sollte, dennoch mit Vortheil erzeugen können. Es ist daher wahrscheinlich, daß er noch auf länger hinaus einen lohnenden Gewinn in der deutschen Landwirthschaft bringen werde. — Anders verhält es sich freilich mit dem rothen Klee. Denn dieser kann, da er später zur Blüthe kommt, nur höchstens bis in die Mitte Mai's zur Weide, oder zu einem schwachen Schnitte benutzt werden, wenn man die Hoffnung haben will, noch einen guten Saamen zu gewinnen. Am besten eignet sich dazu der früh blühende sogenannte rothe Steinklee. Denn einmal ist dieser dem Lagern nicht so ausgesetzt, wie der langrankige, spätblühende (sogenannte grüne oder steyersche Klee); er giebt also mehr und vollkörnigeren Saamen, und zweitens wird er früh genug reif, um noch Zeit zur Bestellung des Ackers mit Wintersaat zu lassen.

Aus dem eben Gesagten ist die ungefähre Art der Gewinnung des Kleesaamens schon angedeutet, und ich führe zur Ergänzung hier noch Folgendes an. Der weiße Klee gedeiht, wie bemerkt, auf einem sehr mittelmäßigen Boden, den man kaum Roggenboden zweiter Klasse nennen kann. Da dieser nun in seinem Werthe nach seiner Ertragsfähigkeit nicht hoch steht: so giebt er grade in den Jahren, wo er zu weißem Klee als Schaf-

weide und zum Saamentragen angewandt wird, den größten Gewinn. Da wo man dies einsehen gelernt hat, benutzt man ihn auch dazu vorzugsweise. Gut ist es aber dann, wenn man ihn durch die vorhergehenden Getreidefrüchte nicht vor dem Klee allzusehr entkräftet. Thut man dies, so wird man in dem Ertrage des Klees geringe Ausbeute haben. Läßt man ihn aber dazu schon im zweiten oder dritten Jahre nach erhaltener frischer Düngung liegen: so lohnt er das, was man ihm dadurch zuwendet, reichlich. Unter solcher Voraussetzung habe ich dergleichen an sich geringes Land eine weiße Sommerkleeerndte geben sehen, die sich bis auf 3 Centner vom Morgen belief, und die bei den guten Preisen zu 12 — 15 Rthlr. einen Reinertrag gewährte, den eine dreijährige Getreiderndte nicht brachte.

Wie schon bemerkt, kann man den weißen Klee, der Saamen tragen soll, zuvor bis in die Mitte des Juni abweiden lassen. Läßt man dann nur den Pflug unmittelbar folgen, sobald der Saamenklee geerndtet ist: so gewinnt man noch Zeit genug der Winterfrucht eine zweimalige Beackerung zu geben. Was dann auch dem Acker von der Gahre abgeht, das kann man ihm durch stärkere Düngung ersetzen. — Hat man aber nicht nöthig diesen Klee erst abweiden zu lassen, dann tritt er Anfangs Juni schon in die Blüthe, und man erndtet ihn schon gegen die Mitte des Juli. Er stört also den Ackerbau auch selbst in der Dreifelderwirthschaft nicht im mindesten. Besonders aber empfiehlt auch das den Anbau des weißen Kleesaamens, daß das von ihm gewonnene Stroh noch geringem Heue gleich zu schätzen ist, so daß man ihn auch in der Futtererzeugung in Anschlag bringen kann.

In vielen Stücken hat daher der weiße Kleesaamen vor dem rothen den Vorzug. Denn nicht allein, daß er von gleicher Fläche mehr ausgiebt: so ist seine Gewinnung auch leichter, und wegen des Futters ist er einträglicher, da man das Stroh vom rothen selten dazu anwenden kann.

Hat man nur den Saamenklee von beiderlei Art trocken geerndtet: so ist es besonders erleichternd, wenn man Zeit und Arbeiter genug hat, ihn sogleich abdreschen zu lassen: theils um

nicht unnöthigen Raum in den Gebäuden durch ihn zu verlieren; theils aber auch, weil das Dreschen dann viel leichter vor sich geht. Kann man ihn in Hülsen in warmen Sonnenschein bringen, und von diesem weg dreschen lässen: so erreicht man mit halber Arbeit das, was man im Winter zu Stande bringt. Man hilft sich zwar, wenn man es im Sommer mit der Arbeit nicht durchsetzen kann, im Winter dadurch, daß man ihn bei sehr strenger Kälte dreschen läßt, wo die, durch den Frost spröde gewordenen Hülsen leicht aufspringen. Wo man aber dies nicht für hinlänglich erachtet, da dörrt man ihn im Ofen. Geschieht dies ohne große Behutsamkeit: so verliert der Saamen viel von seiner Keimkraft, und diejenigen Landwirthe, welche ihn kaufen, müssen daher sehr vorsichtig seyn, um nicht betrogen zu werden.

Da das Ausdreschen eine langwierige und schwere Arbeit ist: so hat man schon vielfache Versuche angestellt, ihn durch Maschinen auszumahlen. Noch sind diese Versuche aber nicht so gelungen, daß man sich auf sie allein beschränkt, und die Hauptgewinnung geschieht noch immer durch Ausdreschen mit Menschenhänden. Da es an diesen in Deutschland an den wenigsten Orten fehlt: so ist der Handel mit Kleesaamen auch für die arbeitende Klasse zur Wohlthat geworden, indem er viele Hände beschäftigt. — Im Handel hatte, wie schon bemerkt, in den letzten Jahren der weiße stets einen höhern Preis, wie der rothe, weil die Nachfrage nach jenem stärker war, wie nach diesem. Im Jahr 1829 war es aber umgekehrt, und es ist zu erwarten, daß dies auch ferner so seyn werde, da der rothe dem Landwirthe ungleich höher zu erzeugen kommt, wie der weiße.

Ich komme nun zur Erndte der Wurzelgewächse (behackten Früchte). Ein Hinderniß stand dem ausgedehnten Anbaue derselben dadurch im Wege, daß man wegen ihrer Aufbewahrung nicht selten in großer Verlegenheit war. Der einzige Ausweg, zu dem man seine Zuflucht nahm, waren Erdgruben. — Wo man jedoch zur Anlage derselben nicht Erhöhungen oder sandigen Grund hatte, da lief man häufig Gefahr, von den eingegrabenen Kartoffeln oder Rüben im Frühjahre wenig erhalten zu finden. War ein feuchter Herbst und später Winter,

so verfaulten sie meist schon vor demselben. Verwahrte man sie aber auch selbst an den vor dem Verfaulen gesicherten Orten nicht genug vor dem Froste: so gingen sie durch diesen zu Grunde. So große Keller zu bauen, um sie alle darin unterzubringen, erforderte eine so bedeutende Kostenauslage, daß der Gewinn der Hackfrüchte sehr geschmälert ward. Endlich fand man eine Art der Aufbewahrung, die einfach, wohlfeil und im höchsten Grade bequem ist. Ein Zufall soll zu derselben die Veranlassung gegeben haben. — Ein schlesischer Landwirth, so wird erzählt, war mit dem Aufnehmen seiner Kartoffeln beschäftigt, und bestritt es mit seinem Gespann nicht, sie alle abzufahren. Es wurden daher die übrigen in einige Haufen geschüttet und mit Stroh bedeckt. Ein bald darauf folgender Frost hinderte ihn, sie sogleich abzufahren; er ließ daher das Stroh noch mit Erde überwerfen. Der Frost dauerte fort, und er gab seine Kartoffeln längst verloren. Blos um zu sehen, was daraus geworden sey, ließ er sie im Frühjahre aufdecken, und siehe da! er fand sie ganz gut und fast besser erhalten, als die im Keller. Die Sache machte Aufsehen und reizte zu neuen Versuchen, die auch wieder aufs glänzendste gelangen. Nun hatte man das leichteste und einfachste Mittel von der Welt gefunden, die größten Massen dieser Frucht sicher aufzubewahren. — Ich gebe hier die dabei zu beobachtende Verfahrungsart, nach welcher man Tausende von Schäffeln vor dem Froste schützen kann.

Man gräbt die Erde von dem Platze, auf welchen man den Haufen bringen will, ungefähr ½ Fuß tief aus, und wirft sie neben denselben. Dann werden die Kartoffeln pyramidenförmig aufgeschüttet. Die Größe des ausgegrabenen Platzes hängt natürlich von der Menge ab, die man in einen Haufen bringen will. Bei einem Durchmesser von 10 Fuß gehen ungefähr 200 preußische Schäffel in einen Haufen. Die Masse der einzubringenden Kartoffeln verhält sich aber ungefähr wie die Quadrate der Durchmesser der Haufen, so daß man nach obiger Norm leicht bestimmen kann, wie viel auf einen gegebenen Platz einzubringen sind. Ist der Haufe nun fertig, d. h. hat man die Kartoffeln rund bis zur Spitze in die Höhe geschüttet,

dann sieht man genau nach, daß er regelmäßig geformt sey, weil darauf das gleichmäßige Auflegen des Strohes beruht. Dies muß in der ganzen Rundung in gleicher Dicke kommen. Man beurtheile dessen richtige Lage immer darnach, daß sich die Hand, wenn man sie quer hineindrängt, gerade darin verliert. Auch muß man es ringsum so gegen einander schieben, daß es einem dichten und regelmäßigen Strohdache gleicht. Roggenstroh ist dazu am besten, jedoch kann man auch Weizenstroh nehmen. Wenn nun von Unten herauf die erste Lage gelegt ist, dann bedeckt man diese erst mit Erde, und giebt nun die zweite Reihe Stroh. Wollte man sie alle zugleich legen und dann den ganzen Haufen auf einmal mit Erde bedecken: so würde sich das Stroh leicht verschieben und ungleich zu liegen kommen, was dann leicht das Eindringen des Frostes veranlassen könnte. Oben in der Spitze bindet man das Stroh in einen Wirbel und steckt, zuweilen eine schwache Stange in denselben, um an dieser zuweilen zu rütteln, damit der sich bei der Erwärmung des Haufens entwickelnde Dunst heraussteigen könne. Man hat auch sogar hölzerne Duten (eine Art kleiner Schornsteine), die man zu demselben Zwecke hineinsteckt. Ich habe jedoch diese Maßregeln selten genommen, und dennoch nie Nachtheile gehabt. So ließ ich aber allemal im Anfange die Erde nur schwach, etwa zwei Zoll auflegen, und die Haufen so zwei bis drei Wochen stehen. Mittlerweile hatten sie ausgedunstet, und sie bekamen nun ihre volle Erdlage, die mindestens sechs, auch acht Zoll betragen muß. — Bei sehr strenger Kälte bringt man außen auf die Haufen noch Mist, was aber, wenn man nichts bei ihrer Bedeckung vernachlässigt, durchaus überflüssig ist. Ich habe es nie gethan, und doch ist mir der Frost nie eingedrungen. — Die aufzuwerfende Erde gräbt man um den Haufen herum aus, und es bildet sich dadurch ein Graben, der die Nässe abhält. Nur ist besonders die Vorsicht anzuwenden, daß man diesen Graben nicht zu nahe am Haufen mache, sondern mindestens zwei Fuß von demselben ab: weil sonst der Frost von Unten eindringt. Auch ist hinsichtlich der ersten Strohlage besonders zu beobachten, daß das Stroh ganz dicht und fest unten auf die Erde gestoßen

werde. Denn grade der untere Kranz ist es, welcher dem Frost am meisten ausgesetzt ist. Bei genauer Beobachtung aller hier gegebenen Regeln haben die Kartoffeln selbst bei 24° Kälte nach Reaumur nicht gelitten.

Runkelrüben können ganz auf gleiche Weise aufbewahrt werden, und sie erhalten sich eben so gut, wie Kartoffeln. Unterrüben (Torschen) aber erhitzen sich zu leicht über einander, weswegen es besser ist, diese im Keller aufzubewahren. Ein Gleiches gilt von der schwedischen Rübe.

Andere Wurzelgewächse, als: weiße Rüben, Mohrrüben ꝛc. werden theils nicht in so großer Menge angebaut, daß man viel davon für den Winter aufheben könnte, theils aber werden sie bei der Fütterung gewöhnlich zuerst verbraucht, so daß sie meist vor dem Winter aufgezehrt sind, und also auch keine besondere Aufbewahrung derselben nöthig wird. Die weißen Rüben baut man gewöhnlich bald nach der Erndte in die Roggenstoppeln, wohl auch nach Weizen, und füttert sie im Herbste bald aus dem Acker. Um ihnen eine tiefe Erdkrumme zu geben, pflügt man gewöhnlich den Acker dazu in hohe Beete. In fruchtbarem Boden geben sie einen reichlichen Ertrag, und verschaffen oft auf länger als einen Monat (October) dem Rindviehe seine volle Nahrung. Man wirft ihnen vor, daß sie den Acker sehr aussaugen, ich habe aber dies weniger gefunden, und die Frucht ist mir hinter diesen jedesmal eben so gut gediehen, als da, wo keine gewachsen waren.

Ich spreche nun

E. Von den in Deutschland dem Boden abgewonnenen Hauptproducten, die auch meist ein Gegenstand des Handels sind,

nämlich von allen denen, die entweder gar nicht oder auch nicht ganz in den Landwirthschaften selbst wieder zum Verbrauche kommen.

Dazu gehören nun vor allen Dingen die Cerealien. Denn erfordert auch die eigene Consumtion einen großen Theil

derselben: so bleiben deren doch fast überall zum Verkauf
und sie gewähren in den meisten Landwirthschaften einen H
theil der Geldeinnahme. Weizen, Dinkel (Spelt), Rog
Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen sind Gegenstände des
wirthschaftlichen Handels. Ersterer ist freilich manchen Bo
den von Deutschland fast ganz versagt (nämlich allen
Ländereien), und wenn man ihn auch auf ausgesuchten P
dort erbaut: so geschieht dies in so geringer Menge, und
so wenig lohnend, daß er kaum den eigenen Bedarf deckt.
gegen giebt es auch wieder viele Landstriche, wo er die H
frucht ausmacht, und wo sein Anbau besonders in frü
Zeit den Landwirth bereicherte. — Damals aber dehnte
seine Erzeugung zu weit aus, und daher kam es denn, daß
Preis zuweilen den des Roggens nicht überstieg, ja hie
da sogar unter demselben stand. Er ward oft ein Gegen
bedeutender Speculation des Handels nach England. Dies
es aber grade, was zu seinem allzustarken Anbaue reizte,
was ihn dann, wenn jener Handel stockte, so sehr herabdr
Ich werde weiter unten aus den landwirthschaftlichen Ve
nissen der verschiedenen deutschen Provinzen darzuthun su
inwiefern der Anbau des Weizens auf Kosten der übrigen
treidefrüchte nützlich oder schädlich für den Landwirth seyn
und wie hoch sich die Erzeugungskosten desselben nach einem
gefähren Durchschnitte belaufen mögen. Es sind zuweilen
seinen Absatz so günstige Conjuncturen eingetreten, daß er
ches Mißverhältniß in den Finanzen des Landwirths ausgl
In der letzten Zeit, war dies besonders in den Jahren 18
bis 1818 der Fall. Das Jahr 1828/29 war nur ein schwa
Widerschein jener glänzenden Periode. — Wenn nun auch
günstigen Jahre eine Menge Geld aus England nach Deut
land zogen, und dadurch, da dies bald in den ganzen inn
Verkehr überging, großes Leben in allen Gewerben sich reg
so hatte jene Periode doch auch ihren Nachtheil, der sich erst in
den Folgen recht deutlich zeigte. Eine Ueberschätzung des Lan
eigenthums, die den Grund zum nachmaligen Ruin der Land
wirthe legte, war die traurige Folge, die uns die Gegenwart

jetzt

[illegible] recht klar vor Augen legt. Es kommt weiter unten hier- [illegible] Mehreres in dem Abschnitte „über den Werth des [illegible] Grundeigenthums“ vor.

[illegible] Roggen ist von jeher weniger ein Gegenstand des Han- [illegible] nach dem Auslande gewesen, und sein Verschleiß beschränkt [illegible] meist nur auf eine kleine Entfernung. Nur bei Mißwachs [illegible] manchen Gegenden wird er zuweilen ein Handelsartikel von [illegible] Provinz in die andere. Ich muß hier noch als nach- [illegible] schickte Einleitung bemerken, daß fast alle Städte in Deutsch- [illegible] nd, die oft auch nur von geringer Bedeutung sind, einen [illegible] chentlichen Getreidemarkt haben. Auf diesem geht das Ge- [illegible] de aus der Hand des Erzeugers meist direct in die des Ver- [illegible] chers, und nur ein Theil desselben kommt gewöhnlich durch [illegible] schenhändler in die vom Marktplatze etwas entfernteren Ge- [illegible] oder auf andere gewöhnlich etwas höhere Preise ge- [illegible] rende Marktplätze. Auf allen den Märkten der Städte im [illegible] chen und nördlichen Deutschland regulirt gewöhnlich der Preis [illegible] Roggens die der übrigen Getreidearten; weil er die Haupt- [illegible] cht ist und fast alles Brod aus ihm gemacht wird; dagegen [illegible] ist wieder der Dinkel im südlichen und südwestlichen [illegible] die diejenige Frucht, von deren Gedeihen die Preise des übri- [illegible] Getreides abhängen, weil er da, wie der Roggen im übri- [illegible] Deutschland, fast einzig und allein zu Brod verbraucht wird. [illegible] eben so wenig wie der Roggen ist der Dinkel ein Gegen- [illegible] nd des Handels ins Ausland. Ueberdies wird er auch meist [illegible] in den Gegenden gebaut, die stark bevölkert sind, und wo [illegible] große Zerstückelung des Grundeigenthums macht, daß von [illegible] nig Landwirthen große Quantitäten an den Markt gebracht [illegible] rden. — Man baut zwar in diesen Gegenden auch den Rog- [illegible] en, aber bei weitem nicht in der Masse wie im nördlichen Deutschland, wo ganze Landstriche sind, auf denen er mehr als die Hälfte der angebauten Ländereien einnimmt.

[illegible] Gerste ist für Deutschland hie und da eine mißliche Frucht, und dies theils wegen zu schweren nassen, oder zu leichten trockenen Bodens, und wegen hie und da zu rauhen Klima's, welches alles diese Frucht nicht verträgt. Daher hat sie denn

auch in manchen Gegenden meist einen Preis, welcher dem des Roggens gleich ist. Dies gilt besonders von den Ländern, wo viel Bier gebraut wird, und namentlich von Böhmen und Bayern. Ihren Anbau hat aber die da und dort eingeführte Fruchtwechselwirthschaft sehr begünstigt, indem sie nach Hackfrüchten besser als irgendwo gedeiht. Sie hat in den Jahren, wo der Weizen ein so starker Ausfuhrartikel nach England war, lebhafte Nachfrage gehabt: indem große Partieen derselben ebenfalls dorthin ihren Weg nahmen, und die inländischen Brauereien, die sonst auf Weizen eingerichtet waren, bei dem zu hohen Preise desselben, zur Gerste griffen. — Eine besondere Ausnahme im Gerstenpreise hat bisher Schlesien gemacht. Denn hier hat sie seit mehreren Jahren oftmals im Werthe dem Roggen ganz gleich, und meistentheils nur wenig über demselben gestanden. Der Grund davon liegt im ganzen landwirthschaftlichen Betriebe dieser Provinz. Denn erstens erzeugt dieselbe sehr Weizen, der einen Theil des Bedarfs der Bierbrauereien deckt; und zweitens hat die Gerste ihr besonderes Gedeihen den vielen in dieser Provinz bestehenden Fruchtwechselwirthschaften zu danken.

Hafer ist eigentlich die Frucht, welche für alle Localitäten Deutschlands, mit Ausnahme des leichten Sandes, paßt, und der deshalb auch stets einen sehr mäßigen Preis hat. Gewöhnlich hat er den halben Werth des Roggens. Jedoch steht er im Durchschnitt in mancher Provinz drüber, in mancher drunter. Ersteres ist gewöhnlich in Schlesien der Fall. Denn da man hier in den fruchtbaren Theilen des Landes mehr Gerste erzeugt, in den unfruchtbaren sandigen aber der Hafer nicht sonderlich gedeiht: so ist oft kaum der innere Bedarf des Landes gedeckt, der dann in den Landwirthschaften durch andere Kornarten ersetzt wird. Aus diesen Gründen findet denn auch mit dieser Frucht wenig bedeutender Handel statt. Aber auch von den übrigen deutschen Provinzen gilt dies. Böhmen ist fast das einzige Land, was fast immer reichliche Hafererndten erzielt, und deshalb auch immer niedrige Preise für diese Getreideart hat. — Gestaltete es sein herrschendes Wirthschaftssystem (Dreifelder-

wirthschaft) zum Theil um, und ahmte es Schlesien nach, vor dem es im Durchschnitt in Bodengüte Vorzüge hat: so würden sich die Verhältnisse günstiger für den Anbau der Gerste stellen, und der Hafer würde eine besser gewürdigte Frucht werden.

Der Anbau von Erbsen hat in neuerer Zeit ungemein zugenommen, und namentlich hat die Fruchtwechselwirthschaft denselben sehr begünstigt. Sie sind jedoch ein so geringer Handelsartikel, daß sie auf wenig Märkten als eine currente Waare zu betrachten sind: weshalb denn auch sehr selten ein fester Preis für sie besteht. Da wo die wirthschaftliche Einrichtung einen starken Anbau derselben mit sich bringt, werden sie meist zum eigenen Bedarf (zu Pferde-, Schaf- und Mastfutter) verwandt. Dadurch aber vermehren sie die innere Kraft der Landwirthschaften, und sie sind als der kräftigste Hebel zur Emporbringung derselben zu betrachten. Ihre Anfechter haben ihnen zwar vorgeworfen, daß sie meist Ursache des Mißrathens von Roggen sind, dem sie auf dem Acker vorangehen. Aber dieser Vorwurf ist einseitig und trifft meist nur den, der mit dem zweckmäßigen Anbau der Erbsen noch wenig vertraut ist. Aber selbst zugegeben, daß sie den Ertrag des nachfolgenden Roggens auch wirklich ein wenig schmälerten: so ersetzen sie dies vielfach wieder durch die allgemeine Vermehrung des Bodenreichthums, zu dem sie bei eigenem Verbrauche so viel beitragen.

Weiße Bohnen werden in Deutschland meistens nur bei Gartencultur gepflanzt, und zwar zwischen andern Handelspflanzen, als Waid, Krapp rc. auch zwischen Weißkohl und Rüben, wo sie gewöhnlich zur Benutzung der Ecken (Kanten) der Beete dienen. Ob sie gleich von den kleinen Landwirthen zum Verkauf gebracht werden: so ist ihre Quantität so gering, daß man sie an keinem Getreidemarkt bemerkt.

Die großen grauen Bohnen dienen nur zum Pferde- und Mastfutter, und kommen, auch wo sie in ziemlicher Quantität angebaut werden, sehr selten zum Verkauf: da man sie stets zur Verfütterung in der eigenen Wirthschaft anwendet.

Dasselbe gilt meistentheils vom Buchweizen. Denn dieser kommt fast einzig nur zu Grütze und Mehl vermahlen in

den Handel. Er ist ein Haupterzeugniß auf sandigem Boden, und sein Product muß dort vielfach den Weizen ersetzen helfen.

Hirse wird fast in allen Gegenden Deutschlands, aber nirgends in großer Quantität angebaut. Darum kommt auch deren selten viel an den Markt, und sie wird überall meist in der eigenen Wirthschaft verbraucht. Sandiger und humoser Boden sagt ihr am besten zu. Ihre Einsaat nimmt man selten eher vor, als wenn bereits alle übrigen Sommerfrüchte bestellt sind, und man vermeidet so viel als möglich, daß sie nicht bei Regenwetter aufgeht, weil ihr dies sehr nachtheilig ist. Darum richtet man sich nach der Erfahrung, und wählt zu ihrer Einsaat die Perioden, wo man nach jener weiß, daß der Regen am seltensten fällt.

Nächst den Cerealien kommen die sogenannten Handelsgewächse. Deutschland erbaut deren in Menge, und die Landwirthschaft hat überall Boden und Klima benutzt, um dieselben zu ihrem Gewinn zu erziehen.

Ich nenne zuerst den Krapp (die Färberöthe). Ist auch deren Anbau bei weitem nicht mehr so einträglich, wie in frühern Zeiten: so lohnt er doch noch. In Schlesien wird er vorzugsweise häufig betrieben, und es findet mit dem Producte ein nicht unbedeutender Handel von Breslau aus statt. Man hat es jedoch hier größtentheils zur Mode, die Röthe nur ein Jahr wachsen zu lassen und sie sodann schon zum Verkauf heraus zu nehmen. Dadurch verliert sie denn an innerer Güte und steht hinter dem niederländischen Krapp. Einige Anbauer lassen sie jedoch zweijährig werden, und ihr Product ist dem aus dem Elsaß und den Niederlanden völlig gleich zu schätzen. Im tiefen schwarzen Boden, wie ihn Schlesien in der Nähe von Breslau, so wie in einigen Districten näher nach dem Gebirge hat, gedeiht sie am besten, und dort findet man sie auch gerade am meisten. — Die Erzeuger bringen die Röthe gewöhnlich sogleich, wie sie abgetrocknet ist, zum Verkauf, und es ist sodann Sache des Käufers, sie mahlen zu lassen und zum Handel geschickt zu machen.

Taback ist ein Erzeugniß, was man noch vor einem halben Jahrhundert wenig in Deutschland wachsen sah. Später aber nahm sein Anbau überhand, und trug eine sehr reiche Bodenrente. Als man sich desselben aber immermehr befliß, da sank sein Preis und ward zuletzt so gering, daß man ihn kaum mehr dafür zu erzeugen vermochte. In Sachsen und in den deutschen Provinzen Preußens, so wie in Würtemberg und Baden befleißigt man sich desselben. Besonders aber ist dies in der Nähe kleiner aber volkreicher Städte der Fall, wo denn dessen Anpflanzung auf gewisse Quoten für Arbeit und Land betrieben wird. In Oesterreich ist er zu bauen untersagt, weil dessen Verschleiß ein Regale ist, und weil die sämmtlichen rohen Blätter aus Ungarn bezogen werden. In den Gegenden Deutschlands, wo Taback angebaut wird, verarbeitet man ihn gewöhnlich auch bald zum brauchbaren Product, was denn wieder mehrere Menschen beschäftigt und nährt. Hie und da wird er zwar auch roh ausgeführt.

Kümmel wird besonders im Magdeburgischen sehr häufig angebaut. Ob er gleich meistentheils in Deutschland selbst zum Verbrauch kommt: so hat er doch stets einen Preis gehabt, der seinen Anbau lohnt. Er erfordert ein gutes und wohl zubereitetes Land. Die viele bei seiner Erzeugung nöthige Arbeit, und die sich wohl fast der beim Taback gleichstellen läßt, macht, daß er den Gegenden, wo er erzeugt wird, Arbeit und Nahrung verschafft.

Safran erzeugt Oesterreich fast nur allein. Er gehörte ehemals zu den einträglichsten Producten des Landbaues, hat aber jetzt, da sein Verbrauch so sehr beschränkt ist, so in seinem Werthe verloren, daß er wenig mehr rentirt. Man benützt ihn gewöhnlich drei Jahre hinter einander, und die Blüthe des zweiten Jahres wird für die beste gehalten. Man wählt dazu am liebsten einen sehr humosen Sandboden. Außer dem Einsammeln seiner Blüthe erfordert er weniger Arbeit wie der Taback. Man umzäunt ihn überall, wo man ihn im freien Felde baut, um ihn vor dem Wildpret, besonders vor den Hasen, zu schützen.

Cichor ist in seinem Absatze eben so beschränkt, wie Safran. Nur die süddeutschen Provinzen erzeugen ihn.

Ein wichtiges Erzeugniß der deutschen Landwirthschaft die Cichorie geworden, und zwar in dem Grade, daß Surrogat des Kaffee's wiederum eine Menge Surrogatuirt bekommen hat. Hauptsächlich ist dies aber mit der kelrübe geschehen. Tausende von Centnern dieser Rüben unter dem Namen von Cichorie, deutscher Kaffee, und Namen alle heißen, verbraucht. Man wählt sie vorzug weil sie an Masse des Erzeugnisses die Cichorie bei weitem treffen. In der Nähe von Städten, wo dergleichen Surrogatfabriken existiren, werden große Flächen mit den Wurzelfrüchten bebaut. Aber noch hat in Deutschland Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben keinen festen Fuß können. Die Anfänge, die damit gemacht wurden, haben Fortgang gefunden; und ob sie gleich, wie es, wenn diese cation einträglich werden soll, nöthig war, mit der Landwir in Verbindung gebracht wurden: so trugen sie ihren Untern dennoch den Gewinn nicht, den diese sich davon versp Man hat die Idee zu derselben neuerdings wieder angeregt sonders da sie in Frankreich so sehr floriren; aber dennoch dem deutschen Landwirthe der Muth zu fehlen, sich in ungewisse Speculation einzulassen. Wäre es wie in reich, dann würden Runkelrüben zu den recht einträglichen delsgewächsen der deutschen Landwirthschaft gehören.

Ich übergehe die in geringerer Quantität angebauten delsgewächse, die besonders auch meist wieder da, wo sie sen, verbraucht werden, als z. B. Anis, Mohn ꝛc. und nun zu dreien der Hauptfrüchte dieser Art über; diese sind Raps (und Rübsen), der Flachs und der Hanf.

Raps und Rübsen erzeugte man in frühern Zeiten zugsweise und fast nur allein in den fruchtbaren Gegenden Magdeburg, Dessau, Halberstadt, der Uckermark und in Theile von Sachsen. Später eignete sich dessen Anbau andere Gegenden an, und nunmehr ist er so allgemein

[illegible], [illegible] es keine Provinz in Deutschland mehr giebt, wo seine Erzeugung nicht von Jahr zu Jahr zunähme. Am längsten blieben wohl Schlesien und die österreichischen Staaten damit zurück, [illegible] dennoch haben diese Länder großentheils einen so guten Boden, daß die Oelsaaten dort vorzugsweise gedeihen. Es dürfte [illegible] uninteressant seyn, die Ursachen hiervon aufzusuchen. Der Verbrauch des Oels bestimmt, wie natürlich, den Absatz der [illegible]saat. Nun aber hatte Schlesien von jeher den Talg wohlfeil, [illegible] die alljährlich von Rußland nach Breslau kommenden [illegible]waaren dessen jedesmal eine große Quantität mitbrachten, die [illegible] noch durch das aus Polen kommende Schlachtvieh vermehrt [illegible]. Auf Lampen war man wenig eingerichtet, und selbst die Straßenbeleuchtung in den Städten geschah in früherer Zeit mit Talglichtern. Fast eben so war es in den österreichischen Staaten, und was Schlesien aus Rußland bezog, das strömte diesen [illegible] Ungarn und Gallicien zu. Anders aber war es mit den [illegible] gelegenen Provinzen, darum griff auch dort die Landwirthschaft bald zur Erzeugung der Oelsaat. Als nun auch der Wallfischfang fast immer dürftiger ausfiel und man bei vielen Gewerben statt des Fischthrans das Rapsöl wählte: da mußte die Nachfrage nach dem rohen Producte zunehmen. Wie nun aber der Mensch mit der Zunahme des geistigen Lichtes auch [illegible] die physische Dunkelheit unbequem findet: so trat das Bedürfniß einer hellen Beleuchtung überall hervor. Man vervollkommnte die Lampen aller Art, und besonders wählte man sie allgemein zur Erleuchtung der Städte. Dies vermehrte den Verbrauch des Oels auf eine reißende Weise. Da nun der Anbau der Oelsaat nicht in gleich raschem Schritte zunahm: so bekam dieselbe einen hohen Werth, und machte alle diejenigen, die sich damit beschäftigten, wohlhabend. Und dies traf gerade zu einer Zeit, wo die Getreidepreise hoch standen, so daß die Landwirthe in andern Provinzen zufrieden mit ihrem Gewinn waren, und jenen noch reichlicher lohnenden Zweig denen allein überließen, die ihn schon so lange zu ihrem größten Vortheile cultivirt hatten. Die nächsten Nachbarn derselben wurden zwar aufmerksam und nahmen die Oelsaaten im Kleinen auch bei sich auf; aber die

Verbreitung dieser Production ging doch nur sehr langsam, sie blieb nach wie vor für alle diejenigen, welche sie betrieben, sehr lohnend. Und dies währte so lange, bis die unglückliche Katastrophe, die in dem Unwerthe des Getreides Deutschland heimsuchte, eintrat. Zwar hatte man wohl hie und da vor derselben den Anbau der Oelsaaten in Gegenden versucht, wo man ihn früher noch nicht kannte; aber er blieb immer nur auf einzelne unbedeutende Versuche beschränkt. Aber jetzt fing man an, ihn allgemeiner zu betreiben. Dadurch mußte denn der Preis des rohen Products nothwendig sinken. Dies nöthigte denn wieder Viele: so daß eine eben so große Entwerthung, wie die des Getreides, bei den Oelsaaten nicht eintrat. Auch würde diese wohl durch den so reißend zunehmenden Verbrauch des Oels verhütet worden seyn.

Weniger lohnend war aber für die Gegenden der Anbau des Rapses und Rübsens, wo man noch keine Oelschlägereien hatte. Dies waren alle diejenigen, wo man diese Früchte erst eingeführt hatte. Von hier mußte das rohe Product dahin verführt werden, wo man es verarbeitete, und dann das Oel zurückschickte. Rechnet man nun Transportkosten und kaufmännische Provisionen: so leuchtet ein, warum in alle den Provinzen, wo man den Rapsbau erst einführte, der Saamen 25 — 30 % niedriger stand, wie in denen, wo man ihn schon lange betrieb. Die drängenden Zeiten haben aber dennoch die Landwirthe der erstern nicht zurückgehen lassen, und die Erzeugung des Rapses und Rübsens ist nunmehr in ganz Deutschland allgemein geworden, und mit dieser auch die Oelschlägereien.

Werfen wir nun einen Blick auf die Art und Weise seines Anbaues und auf die Einträglichkeit desselben im Vergleich mit den übrigen landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Daß man mit seinem Düngervorrathe in Ordnung seyn müsse, ehe man zur Aufnahme der Oelsaat schreiten kann, das weiß jeder erfahrne Landwirth. Auch wird derselbe im voraus erwägen, ob er sich auch in der Erzeugung seiner übrigen Früchte durch den Anbau des Rapses und Rübsens zurücksetzen werde, um nicht den gehofften Vortheil durch indirecten Nachtheil wieder zu ...

[illegible]en. — Wo die gedachten Bedenklichkeiten gehoben sind, da [illegible] man unter den jetzigen Verhältnissen nicht Ursache haben, [illegible] Aufnahme der Oelsaaten zu bereuen. Bei genau gemachten [illegible]gleichenden Berechnungen wird man finden, daß z. B. ein [illegible]häffel Raps nicht mehr, ja in vielen Fällen weniger zu erzeu[illegible] koste, wie ein Schäffel Weizen. Im Durchschnitt meh[illegible]rer Jahre ist aber der erstere immer bedeutend höher ver[illegible]kauft worden, wie der letztere. Wo nun noch die besondere [illegible]günstigung des Bodens hinzukommt, daß man wegen sei[illegible]s großen Reichthums nur nach Raps guten Weizen erbaut, [illegible]dem letzterer ohne jenen nichts als Lagergetreide giebt, da [illegible]gt die Oelsaat der ganzen Wirthschaft Gewinn, und hilft [illegible] Kasse mehr als irgend ein Erzeugniß füllen. — Wahr und [illegible] bedenken ist es aber, daß sie bei ausgedehntem Anbau der [illegible]äferei in den Weg tritt: indem sie die Brachweide gar [illegible]sehr schmälert. Jedoch hilft sich der umsichtige Landwirth [illegible]ch zugegebenes Grünfutter, was ja grade auf jenem Boden [illegible]hlich wuchert.

[illegible] Man zieht überall auf starkem reichen Boden den Raps [illegible] Rübsen vor: weil er meist einen reichlichern Ertrag ge[illegible]rt, theils auch einen höhern Preis hat. Wo jedoch der [illegible]oden leichter ist, dabei aber den gehörigen Reichthum enthält, [illegible] gewährt der Rübsen eine höhere Rente wie der Raps. Auch [illegible], wo man den letztern in sehr großer Menge erbaut, nimmt [illegible] zuweilen den erstern auf, um in der Erndte nicht allzu [illegible]r gedrängt zu seyn, indem dieser früher zur Reife kommt, wie jener.

In manchen Gegenden ist es eingeführt, den Acker zur Oelsaat schon im Herbste umzubrechen, und ihn den Sommer hindurch mehrere Male zu bearbeiten. Wo aber ein milder Boden ist, da bedarf es dessen nicht, und man kann das Feld [illegible] bis in den Mai hinein zur Schafweide benutzen. Ich habe [illegible] selbst bis Anfang Juni gethan, und doch eine sehr lohnende [illegible]pserndte gehabt. — Viele Landwirthe werfen die Bollen (Schoten) vom Rapse in den Mist. Dies ist aber eine Ver[illegible]schwendung. Denn wo man sparsamer zu wirthschaften versteht,

da gelten sie ein gutes Vermehrungsmittel des Häckerlings. Sachsen, im Magdeburgischen und Dessauischen hat man schon von jeher gethan, und die Pferde auf diese Weise gefüttert. Aber eben so gut, wie jene, fressen sie die ..., wenn man sie ihnen unter die gehackten Wurzelgewächse ... Auf diese Weise erhöhen sie die Einträglichkeit der Oelsaat. ... Stroh fressen die Schafe die Spitzen mit Appetit bis gegen ... Stengel, und diese geben in holzarmen Gegenden ein ... material. Sonst aber werden sie in den Schafstall gestreut, ... zertreten sich da dermaßen, daß man ihre Härte nicht mehr ... wahr wird.

Der Verkauf der Oelsaat kommt dem Landwirthe ge... lich sehr zurecht, weil er in eine Zeit trifft (Monat Juli), ... wenig andere Einnahmen sind, und wo die Erndte eintritt, ... der Ausgaben so viel mit sich bringt. Drischt man sie im ... auf großen Tüchern ab: so trocknet sie so von der Sonne, ... sie bald verkäuflich ist. Wenigstens sind dann einige Tage, ... sie auf einem luftigen Boden ausgebreitet liegt, hinreichend, ... sie so zu trocknen, daß sie sich zum Verkaufe eignet. ... Gegenden von Deutschland, wo man den Oelsaatanbau ... sehr lange betreibt, besonders aber auf großen Gütern und ... mänen, wo ihre Erbauer in frühern Zeiten großen Ge... machten und sie in immer größern Quantitäten erzeugten, ... diese sich eigene Oelschlägereien eingerichtet. Diese bringen ... denn neben dem directen Gewinn noch den großen Vortheil ... guten Mastfutters an den Oelkuchen. Dadurch entgeht ... bei dem Anbau dieser Frucht dem Acker um so weniger, weil ... so vieles in dem vermehrten und kräftigen Dünger zurück... ben wird.

Was hier von der Erzeugung und dem Verschleiß des ... ses und Rübsens gesagt ist, das gilt nur von der Wintersaat. Selten versucht man auch den Anbau der Sommersaat, ... im Ertrage mit jener in keinen Vergleich zu stellen ist, und ... ihr Preis jederzeit weit unter dem der Wintersaat steht. ... wenn diese vom Winter sehr gelitten hat, bebaut man ...

Felder, welche diese Calamität betrifft, mit Gemüse-
fen.

Der Flachs hat von jeher in der deutschen Landwirthschaft
wichtige Rolle gespielt. Sein Anbau hat zu Zeiten so gut
hnt, daß ihm fast kein anderes Product an die Seite zu
n war. Darum ward er auch in den großen sowohl als in
kleinen Wirthschaften aufgenommen. Sein Erzeugniß be-
t einen der nothwendigsten Stoffe zur Bekleidung des Men-
en, und darum hat er ziemlich gleiche Wichtigkeit mit der Wolle.
n ward aber in Deutschland nicht blos für den innern Be-
f eine Menge von Linnenwaaren hervorgebracht, sondern es
gen davon zu Zeiten fast eben so viel ins Ausland. Alle tro-
hen Länder können diese Producte nicht entbehren, und doch
ihnen die Natur grade die Hervorbringung des rohen Er-
isses versagt. Darum mußte sich mit ihnen ein starker
ehr in Linnenwaaren bilden. Deutschland hatte das Glück,
diesem in reger Activität aufzutreten, und besonders waren
die zwei Jahrzehnte von 1786 — 1806, wo der Handel mit
n im höchsten Flor stand. Die sich im Großen damit be-
ftigten, wurden schnell reich, und dies wirkte auf die Lebendig-
des ganzen innern Verkehrs. Besonders wohlthätig waren
die Rückwirkungen auf den Landbau. Denn nicht allein daß
durch den Anbau des Flachses und dessen vortheilhaften
bedeutenden directen Gewinn zog, so blieb auch der in-
te nicht aus: indem Tausende von Händen mit der Linnenfa-
ation grade in den Gebirgsgegenden beschäftigt waren, wo
ihre Nahrungsmittel lange nicht genügend fanden. Dadurch
sich denn ein bedeutender Getreidehandel im Lande, und
die Kornarten erfreuten sich eines guten Preises. Dieser drückte
er die Consumenten nicht, indem sie Erwerbsquellen hatten,
ihnen den Ankauf ihrer Bedürfnisse möglich und leicht mach-
n. — Leider dachten diejenigen, welche sich dieses glücklichen
oses erfreuten, nur zu wenig daran, daß sich dies einmal än-
könnte. Besonders aber wähnten die, welche sich mit dem
nenhandel beschäftigten und durch ihn reich geworden waren,
könne sich nie ändern. Ein dem Einkommen angemessener

Aufwand mußte bestritten werden, und dies selbst dann noch, erstere schon abzunehmen anfing. Verarmung und Bank[...] mußten einem solchen Gebahren folgen. — Als Napoleon [...]ropa, mit Ausnahme von England, Gesetze vorschrieb, un[d] die verderbliche Continentalsperre einführte, da bekam der [...]sche Linnenhandel den Todesstoß. England riß ihn an sich, [...] wandte ihn seinem dürftigen Irland zu. Seitdem hat Deu[tsch]land auf alle Weise versucht, ihn wieder zu gewinnen. [...] seine Blüthe ist dahin, und die Zeit nicht abzusehen, wo [...] wieder bekommen sollte. Diese Katastrophe wirkte denn [...] auf die Landwirthschaft, und nicht allein daß nun plötzlich [die] Erzeugung des Flachses nicht mehr halb so lohnend war [als] früher: so mußten auch die übrigen landwirthschaftlichen Erz[eug]nisse im Werthe verlieren, da eine Menge von Consumen[ten] durch Verarmung dahin kamen, daß sie darben mußten. [...] auch später, im Jahr 1817, die Preise des Getreides noch[...]mal auf eine Höhe gingen, die der nahe kam, auf welche[r] früher zuweilen gestanden hatten, so lag dies nur in dem ent[stan]denen Mißwachsjahre und in den Folgen, welche die allge[mei]nen Umwälzungen dreißig Jahre langer Kriege, herbeige[führt] hatten.

Doch ich kehre zum Anbau des Flachses zurück. Er [ward] vorzugsweise stark in Schlesien betrieben, denn grade diese [Pro]vinz war es, in welcher der Linnenhandel zur Zeit seines [...] besonders blühte. Er ward von hier aus nicht allein über Ham[...]burg nach den andern Welttheilen geführt, sondern auch [nach] Polen und Rußland streckte er seine Arme. Nun ist [...] Schlesien grade mit einem Boden, der dem Gedeihen des Flach[...]ses zusagt, gesegnet, und manche Gegenden dieser Provinz brin[...]gen das rohe Product in einer ausgezeichneten Vollkommenheit hervor. Dazu kommt dann, daß man hier den russischen Lein[...]saamen, der ganz besonders auf das Gedeihen des Flachses wirkt, mit Leichtigkeit haben kann. Ueber Stettin kommt er die Oder herauf nach Breslau und bildet einen nicht unbedeutenden Han[...]delsartikel für Commissionärs sowohl, als für die, welche sich mit seinem Ein- und Verkaufe direct beschäftigen. — Man ha[t]

gewissermaßen unter die landwirthschaftlichen Preisfragen ge-
t, ob wir in Deutschland nicht eben so guten Leinsaamen er-
gen könnten, wie in Rußland, wenn wir dieselbe Methode sei-
Erziehung, wie dort, anwendeten. Besonders hat es auch
Regierung für Preußen nicht an Aufmunterung fehlen lassen,
dieser verarmten Provinz einen Gewinn zuzuwenden. Noch
aber keine genügenden Resultate bekannt geworden. Wenn
schon schwer ist, bei gleicher Güte ein einmal im Gange be-
lichen Product zu verdrängen, so ist es fast unmöglich, daß
geschehen könne, wenn das an die Stelle gesetzte weniger
uch hat. Meine Meinung ist, daß Preußen grade jetzt am
nigsten geeignet ist, mit irgend einem landwirthschaftlichen Pro-
e zu excelliren. Es geht in der Landwirthschaft, wie bei an-
Gewerben. Ist der, welcher ein solches betreibt, erst ganz
gekommen, dann kann ihn nur äußere kräftige Unterstützung
den Stand setzen, seine Kraft und Kunstfertigkeit gehörig
entwickeln, und nur wenn er dieses kann, dann wird er
oducte zu Tage fördern, die mit andern rivalisiren können. —
s nützt den Landwirthen in Preußen die entfernte Hoffnung
es starken und einträglichen Absatzes von Leinsaamen, wenn
ihnen in der Gegenwart noch nichts einträgt und ihnen die
ittel, mit welchen sie Fleiß und Aufmerksamkeit auf die Er-
ung des Products verwenden könnten, nicht im voraus ge-
hrt? — Grade weil in der Ferne nur die Hoffnung liegt,
d in der drängenden Gegenwart das despotische Gebot, Ertrag
d Rente auf der Stelle herauszubringen, grade deshalb be-
eißigt man sich auch in Schlesien nicht einer Behandlung bei
r Erzeugung des Leinsaamens, wodurch er in Güte dem russi-
hen, wenn auch nicht ganz gleich, doch nahe gebracht werden
önnte. Man ist hier nur darauf bedacht, die Menge und Güte
des Flachses zu vermehren, und dabei ist man um den selbst zu
erzeugenden Leinsaamen weniger bekümmert. Zudem nimmt auch
der Anbau des Flachses, wegen seines niedrigen Preises, immer
mehr ab, und es gehört zu den Ausnahmen, wenn der Leinsaa-
men sehr gesucht und gut bezahlt wird. Unter diesen Umständen
treten dann gerade viele der rationellsten Landwirthe außer Concurr

vinz und suchen durch andere Producte eine höhere [illegible] erzielen.

Im südlichen Deutschland ward der Flachsbau nie in [illegible] Größe getrieben, und er beschränkte sich meistentheils nur auf [illegible] innern Bedarf. Darum bezog man auch dort weniger [illegible] Leinsaamen (zumal er auch viel theurer kam, wie im [illegible] Deutschland), und man brachte daher auch den Flachs [illegible] jener Vollkommenheit, wie in Schlesien.

Die Zeit der Einsaat des Leinsaamens ist verschieden [illegible] hat zwei Hauptperioden: die frühe Saat Anfang April [illegible] späte Ende Mai. Welche die beste sey, läßt sich schwer [illegible] men, da die günstige oder ungünstige Witterung, wie sie [illegible] oder die andere trifft, darauf den entschiedensten Einfluß [illegible] Die Erndte des Flachses (sein Ausraufen) nimmt man [illegible] lich schon vor, wenn die letzten Blüthen abgefallen sind, [illegible] er dann zarter in der Faser (Harder) ist. Man giebt ihm [illegible] öfter die Rasen- als Wasser-Röste (Rotte). Letztere macht [illegible] zwar weißer, jedoch weniger geschmeidig. Auch wird sie [illegible] zu stark und schadet der Festigkeit der Faser. Am besten [illegible] sie unter dem Schnee. Nur ist dabei Vorsicht nöthig, [illegible] Flachs nicht verrottet. Das Brechen geschieht fast [illegible] auf einfachen Handmaschinen. Jedoch hat man jetzt auch [illegible] nige Rollmaschinen eingeführt, auf denen der Flachs ohne [illegible] von den Schaben befreit und zu einem feinen Gespinnste [illegible] ders günstig zubereitet wird.

Nächst dem Flachse erbaut man aber auch in Deutsch[illegible] vielen Hanf. Ausgezeichnet sind hierin die badischen Pro[illegible] zen, besonders die Rheinpfalz. Hier erreicht der Hanf eine [illegible] würdige Höhe, die sich bei ausgezeichnet guten Jahren bis [illegible] 10 bis 12 Fuß beläuft. Er giebt der Gegend einen bedeu[illegible] den Gewinn: indem er häufig nach den übrigen deutschen [illegible] vinzen und nach den Niederlanden ausgeführt wird. In andern [illegible] Gegenden Deutschlands wird der Anbau des Hanfes zwar [illegible] aber mit weniger günstigem Erfolge betrieben, und das Pro[illegible] duct daselbst nicht den inländischen Bedarf. So wird dessen [illegible] mentlich viel aus Polen und Rußland eingeführt.

Noch ist mir jetzt übrig, von einem Producte der deut- schen Landwirthschaft zu reden, was zwar mehr zu den Garten- Feldfrüchten zu zählen ist, jedoch aber in vielen Gegenden n bedeutenden Zweig ausmacht und zur Vermehrung der Bo- rente wesentlich beiträgt. Es ist dies der Hopfen. Beson- s stark wird sein Anbau in Bayern und Böhmen betrieben, n er bildet dort einen nicht unbedeutenden Artikel des landwirth- schaftlichen Handels. Aber auch in den übrigen deutschen Pro- zen z. B. in Schlesien, Mähren und Oesterreich befleißigt n sich desselben. Weniger trifft man ihn im nördlichen Deutsch- . Seine Qualität ist sowohl nach der Lage der Gegend, he ihn hervorbringt, als auch besonders nach den günstigen ungünstigen Jahrgängen sehr verschieden. Vorzugsweise t man den in Bayern und namentlich in der Gegend von nberg erzeugten. Nächstdem folgt der aus Böhmen, und aus der Gegend von Saatz. Fast gleiche Güte mißt man aus dem Braunschweigischen zu. Er gehört, wegen der Ver- lichkeit des deutschen Sommers zu den unsichersten Erzeug- n der Landwirthschaft, und es folgt häufig dem größten Ue- e der entschiedenste Mangel. Darum ist er auch in seinem ise einer Veränderlichkeit unterworfen, die fast kein anderes wirthschaftliches Product in dem Grade trifft, so daß es gar zu den Seltenheiten gehört, wenn dieser in einem einzigen e um das Fünf- und Mehrfache verschieden ist. — Mehrere re hintereinander, und besonders von 1820 — 1828 war Preis so herabgedrückt, daß er die Erzeugungskosten nicht trug. Darum gaben ihn auch mehrere Anbauer ganz auf, verwandelten ihre Hopfengärten in Ackerland. Bald aber en sie vielleicht Ursache haben, dies zu bereuen, da sein Preis der bedeutend gestiegen und die Nachfrage nach ihm sehr leb- t ist.

Von einem Hauptproducte der deutschen Landwirthschaft, m Weinbaue, spreche ich weiter unten in einem besondern schnitte.

Ich komme nun dazu den Beweis zu führen:

K. Daß die deutsche Landwirthschaft in neuerer Zeit sehr große Fortschritte gemacht hat, und daß fast alle Production in ihr gegen sonst unendlich gesteigert worden ist.

Die Anhänger des Alten suchen dies zwar zu bestreiten und meinen, man sey namentlich in der Getreide-Erzeugung jetzt nicht mehr so glücklich wie ehemals. Gegen diese Behauptung liegt aber der schlagendste Beweis darin, daß die fast mehr als um die Hälfte gesteigerte Bevölkerung dennoch ihre Nahrungsmittel noch immer hat, und daß trotz dem noch Getreide zur Ausfuhr übrig bleibt. Es ist der Mühe werth, eine Vergleichung anzustellen, wie der Betrieb der Landwirthschaft in Deutschland in neuerer Zeit gegen den in der ältern steht.

Schon oben habe ich bemerkt, daß man ehemals in ganz Deutschland, mit Ausnahme einiger Gebirgsgegenden, die reine Dreifelderwirthschaft betrieb. Unter dieser aber versteht man, daß von den drei Feldern (an manchen Orten Zelgen genannt), das eine jederzeit als reine Brache; d. i. als solche, behandelt ward, die keine Frucht irgend einer Art, sondern lediglich auf kurze Zeit seine natürlichen Gräser zu einer dürftigen Viehweide brachte, und die dann im Juni umgebrochen ward. Daß man von dieser strengen Ordnung aber auch jetzt da, wo man die Dreifelderwirthschaft beibehalten hat, sehr abweicht, ist ebenfalls schon erwähnt worden. — Eine Hauptumwälzung verursachte der Anbau des rothen Klees. Er gab auf einmal die Mittel an die Hand, den Viehstand zu vermehren und zu verbessern; er erhöhte den Werth des Ackers auf eine entschiedene Weise, und machte die Landwirthschaften weniger abhängig von den Wiesen. Nun traten eine Menge derselben, die diese nicht hatten und deshalb früher in ihrem Werthe sehr zurückgestanden hatten, in demselben hervor, und man kann sagen, daß sich dadurch bei den meisten derselben der Grundwerth um die Hälfte erhöhte. Denn nicht allein ward die Masse der thierischen Producte ungeheuer vermehrt; sondern die Bodenkraft ward hin wiederum dadurch in pro-

gressi-

[illegible] gestiegen. Bald aber gesellte sich zu jener so höchst wohlthätigen Pflanze noch eine andere, die in dem Betriebe der Landwirthschaft fast eine noch größere Umwälzung hervorbrachte. Ich meine die Kartoffel. Der wohlthätige Klee versagte den Ländereien mit leichtem Sandboden seine Dienste, aber die Kartoffel befand sich da gerade recht wohl. — Als man sich davon überzeugt hatte und zur Vermehrung ihres Anbaues überging, war nur noch die Frage zu beantworten, ob sie auch ein gedeihliches Futter für die landwirthschaftlichen Nutzthiere geben würde. Denn für den Bedarf der Menschen hatte man deren sehr bald zu viel. Man bezweifelte jenes im Anfange, bis denn mehrere gemachte Versuche die Ueberzeugung gaben, daß nicht blos Schweine, sondern auch Rinder und Schafe, ja selbst Pferde, sich davon nähren, ohne an ihrer Gesundheit Nachtheil zu erleiden. Natürlich nahm nun der Anbau der Kartoffeln reißend zu und da man sie auch in der Dreifelderwirthschaft ohne große Unbequemlichkeit in die Brache aufnehmen konnte: so befließen sich hauptsächlich in sandigen Gegenden, alle Landwirthe derselben. Für die Schafzucht, deren Vermehrung besonders seit ihrer Veredlung überhand nahm, wurden sie das kräftigste Aushülfmittel. Zwar stritt man lange über die Nachtheile bei dieser Fütterung. Vernünftige Landwirthe ließen sich aber nicht irre machen, und der Erfolg hat gezeigt, wie wohl sie daran thaten. Es ist kaum zu berechnen, welchen Gewinn hieraus der Nationalwohlstand gezogen hat. Unzählige Landgüter bekamen jetzt aus der Schäferei eine weit bedeutendere Rente, wie früher aus dem Ganzen. Dazu kommt noch ganz besonders in Erwägung, daß durch dieselbe dem Activhandel ein Product zugeleitet ward, was bald einen Ausschlag in der Wagschale desselben gab, und vermöge der dadurch herbeigeleiteten Geldmittel das Leben im innern Verkehr bedeutend vermehren half. — Wollen wir den zunehmenden Anbau der Kartoffeln blos aus dem Gesichtspunkte der vermehrten Masse der menschlichen Lebensmittel und der darauf gegründeten möglichen Volksvermehrung betrachten: so stoßen wir auf noch erstaunenswerthere Resultate. — Bleiben wir hier besonders beim Sandboden stehen: so giebt eine Fläche, die beim

Getreidebaue nur 10 Menschen ernährt, wenn sie mit Karto[ffeln]
bepflanzt wird, wenigstens für dreimal soviel die Nahrungsmi[ttel]
Indeß sind wohl alle diejenigen, welche die Sache aus dem [rich]-
tigen Gesichtspunkte ansehen, darüber einig, daß dann die K[ar]-
toffeln grade nicht zur größten Wohlthat für die Menschen w[er]-
den könnten: weil sie in diesem Falle nur das Mittel zur Ue[ber]-
völkerung und daraus folgendem unvermeidlichen Elende wür[den].
Darum unterliegt es keinem Zweifel, das die Vermehrung [des]
Viehfutters und damit die erhöhte Productionsfähigkeit des [Bo]-
dens, welche die Landwirthschaft aus den Kartoffeln beko[mmt],
ein ungleich höherer und bleibenderer Gewinn für Deutschl[and]
geworden ist und noch werden wird, als die directe Vermeh[rung]
der menschlichen Nahrungsmittel.

Die Wichtigkeit der in Rede stehenden Frucht erheischt, [daß]
ich die verschiedenen Provinzen von Deutschland hinsichtli[ch der]
Erzeugung derselben mit einander vergleiche. Da schon [be]-
merkt worden, daß die Kartoffeln dem Sandboden ein [Er]-
[satz] für den Klee wurden: so folgt von selbst, daß sie in den [Pro]-
vinzen, welche einen dergleichen Boden haben, vorzugs[weise]
angebaut wurden. Es muß also darin die Mark Bran[den]-
burg, Pommern und das Großherzogthum Mecklenb[urg]
an der Spitze stehen. So ist es auch wirklich. Denn [in]
diesen Provinzen hat sich der Kartoffelanbau bis zu einer [un]-
glaublichen Höhe geschwungen. Tausende, ja bis zu Hun[dert]-
tausenden von Centnern werden dort auf einzelnen Gütern [ge]-
baut, und entweder in den Branntweinbrennereien verwa[ndt],
wo sodann nur die Abgänge zu Viehfutter dienen, oder [di]-
rect hierzu benutzt. Die eingeführten Wirthschaftsysteme [sind]
vorzugsweise diesem Anbau angepaßt, und Koppel- und Fru[cht]-
wechselwirthschaften produciren sie in gleichem Maße. Di[e]
Viehbestände aber sind hierdurch verdoppelt, und namentl[ich]
hat die Schafzucht dabei einen Aufschwung genommen, de[n]
man auswärts für unglaublich hält, wenn man von der na-
türlichen Bodenkraft jener Gegenden Kenntniß hat. Es i[st]
nichts weniger als Uebertreibung, wenn man behauptet, daß
durch den Anbau der Kartoffeln allein jene Provinzen an ih-

[illegible] Grundwerthe weit mehr als die Hälfte gewonnen haben, [illegible] daß sie ohne denselben im letzten Jahrzehent rein unter [illegible] im Ertrage gestanden und so einen gänzlichen Ruin er[illegible]tten haben würden.

Dem Beispiele der genannten Provinzen ist besonders [illegible]hlesien sehr nachgeeifert. Obgleich dieses Land großentheils [illegible]en guten, und nur zum Theil Sandboden hat: so hat man [illegible]nnoch allgemein den Anbau der Kartoffeln sehr gut und in [illegible]hem Grade einträglich gefunden. Auch hier haben durch [illegible] die Schäfereien außerordentlich vermehrt werden können. [illegible]ie vielen Fruchtwechselwirthschaften begünstigen sie besonders [illegible] da die Kartoffeln fast nur zum Viehfutter verwandt wer[illegible]: so hat der Bodenreichthum so zugenommen, daß die [illegible]ngsfähigkeit der Aecker um vieles erhöht und dadurch dem [illegible]e fortwährend gute Erndten, wenn nicht grade allzu un[illegible]stige Witterung vorherrscht, gesichert sind.

Weniger hat der Anbau der Kartoffeln noch in den öster[illegible]ischen Staaten überhand genommen. Die in denselben [illegible] nicht so hoch, wie in Norddeutschland gestiegene Bevölke[illegible]ng, verbunden mit einem meistentheils natürlich guten Boden, [illegible]ben dort diese Frucht zur Consumtion für die Menschen noch [illegible]iger nothwendig gemacht. Desgleichen hat man auch die [illegible]hbestände noch nicht in dem hohen Grade vermehrt, um zu [illegible]derem als Heufutter im Winter seine Zuflucht zu nehmen. [illegible]och fangen hie und da einzelne Landwirthe auch an, das [illegible]eispiel des nördlichen Deutschlands nachzuahmen, und nament[illegible] ist man darauf im Mähren bedacht. Ein ungeheures Feld [illegible] Vermehrung der Viehzucht steht hierin den gedachten Staa[illegible] noch offen.

Fast noch weniger findet man die Kartoffeln in Bayern. Und wenn sie auch in den Gebirgsgegenden dieses Königreichs [illegible] Speise für die Menschen nicht fehlen: so ist ihr Verbrauch [illegible] Viehfutter doch im Allgemeinen so gut als nicht existirend. Man könnte hier, wenn man die Landwirthschaft im Allgemeinen mit der von Norddeutschland vergleicht, verleitet werden, den stärkern oder schwächern Anbau der Kartoffeln für einen Maß-

stab zu nehmen, an welchem man den Stand der ganzen Landwirthschaft messen könnte. In der That wird man aber auch wenig fehl gehen, wenn man, den Klee dazu genommen, diese beiden Gewächse für den Höhemesser der Agricultur hält.

In Würtemberg und Baden, so wie in den Rheingegenden ist die Kartoffel als Viehfutter auch noch nicht von besonderer Bedeutung, so sehr sie auch der übergroßen Bevölkerung als Ergänzung der Nahrungsmittel dient.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich nun noch auf eine Herzählung der verschiedenen in Deutschland angebauten Sorten von Kartoffeln einlassen wollte. Es ist hinlänglich zu bemerken, daß man in den Gegenden, wo sie einen Hauptbestandtheil des Viehfutters ausmachen, eine große weiße Sorte, die unter dem Namen der peruvianischen bekannt ist, vorzugsweise hegt. Neben derselben giebt es auch eine ähnliche, mit rother Haut, der man noch mehr Nahrungsstoff zuschreibt. Wo man sie aber fast nur ausschließlich für den Menschen anbaut, da findet man noch an sehr vielen Orten die sogenannte deutsche, d. i. eine aus weißen und rothen Knollen gemischte, etwas kleinere aber sehr mehlreiche Sorte, die von Anfang an in Deutschland eingeführt wurde.

Die vermehrte Vieh-, besonders aber Schafhaltung erforderte jedoch außer dem Anbaue des rothen Klees und der Kartoffeln noch andere Hülfsmittel, besonders auch als Weide. Die Natur wies hierin die Landwirthe an. In dem Felde, welches das Brachfeld hieß, findet man in den meisten Gegenden von Deutschland eine Menge weißen Steinklee, der den Schafen eine willkommene und ihnen gesunde Weide gab. Man half daher, wo er nicht in Menge wuchs, durch Ansäung nach. So bildete man sich die üppigsten Weideplätze, wo man auf zwar geringer Fläche doch viel Vieh ernähren konnte. Welcher Gewinn nebenbei aus diesen noch durch Saamenklee gezogen wurde, habe ich auseinandergesetzt. Aber auch andere Gräser mischte man unter diesen Steinklee, weil dieser, als alleinige Nahrung, den Schafen auf die Länge nicht mehr ganz behagte.

Der auf genaue Berechnung und Aufmerksamkeit angewie

Der jetzige deutsche Landwirth begnügt sich mehr mit den beiden Futterkräutern, dem Klee und den Kartoffeln im Felde, und widmet dem Anbau der Wicken weniger Aufmerksamkeit, wie in früherer Zeit: indem ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß er diese nicht so wohlfeil, wie jene erzeugen kann. Lucerne und Esparsette hat noch keine völlige Allgemeinheit erlangt: theils weil man ihrer da, wo der rothe Klee gedeiht, entbehren zu können glaubt; theils weil ihr Anbau weniger leicht ist. Jedoch sind sie im südlichen Deutschland viel häufiger zu treffen als im nördlichen.

Durch dergleichen überlegtes und wohlberechnetes Verfahren ward es denn möglich, fast doppelt so viel Vieh, wie ehemals auszuhalten. Die Vermehrung des Düngers und somit die Ertragsfähigkeit des Bodens wirkte auf eine höhere Production, und wenn auch das dadurch entstandene neue Ackerbausystem weniger Bestellungen oder Pflugarten der Felder gestattete: so erhöhte sich nichts destoweniger der Ertrag des Getreides. Die Frage ist daher nur *bejahend zu beantworten*, wenn wir sie dahin stellen: *ob jetzt mehr als ehemals Getreide erbaut werde?* — Ueberschwenglich ist aber der Vorzug der neuen Verfahrungsart, wenn wir auf die allgemeine Production, nämlich der animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse sehen.

Wenn aber bei der Ausbildung der neueren Landwirthschaft dem Boden mehr abgewonnen wird, wie ehemals, so muß auch nothwendig bewiesen werden:

6. Daß dies nicht auf Kosten der nachhaltigen Ertragsfähigkeit desselben geschehe.

Zu dem Ende müssen wir *den Ertrag der Früchte mit der Aussaugung der Bodenkraft vergleichen.*

Es ist allerdings eine schwierige Aufgabe für den Landwirth genau anzugeben, in welchem Maße jede der erzeugten Früchte die Kraft und den Reichthum (die Ertragsfähigkeit) des Bodens in Anspruch nimmt, da dies selbst für die Physik und

Chemie noch immer eine nicht genügend gelöste Aufgabe bleibt.
Jedoch hat ersterer einen ziemlich festen Anhalt in seinen Erfah-
rungen, die meistentheils mehr Sicherheit geben, als alle
so scharfsinnigen Forschungen.

Es hat aber ein Land wie Deutschland, das meist nur ei-
nen niedrigen Wärmegrad der Luft genießt, den physischen Nach-
theil, daß die natürliche Ertragsfähigkeit seines Bodens weniger
durch äußere Einwirkungen erhöht und vermehrt wird, als wie
eines andern mit höherer Temperatur. Auch ist es an sich schon
in ersterem weit schwieriger, die Bodenkraft aufzuschließen und
in die Gewächse überzuleiten. Darum hat auch hier die Land-
wirthschaft manche Hindernisse zu bekämpfen, die ihr in Ländern
mit milderem Klima nicht entgegen treten. Wenn nun der ver-
ständige Landwirth bei dem Betriebe seines Gewerbes vor allen
Dingen darauf zu sehen hat, daß er den Stock seines Capitals,
der grade in der Ertragsfähigkeit seines Bodens liegt, nicht al-
lein nicht schwäche, sondern vielmehr in aller Art zu vermehren
suche: so muß er bei den zu erbauenden Früchten stets diesen Ge-
sichtspunkt im Auge behalten. Wer darin fehlt, büßt seine Miß-
griffe allemal in der Folge hart. Weil nun aber, wie bemerkt,
die Physik und Chemie uns noch keine ganz sicheren Anhalts-
punkte gewährt, in wie weit jede Frucht jenen Stock des Capitals
angreift, so ist allemal nur der Landwirth der Glücklichste, der
mit Verstande und Aufmerksamkeit sich einen Schatz von Erfah-
rungen gesammelt hat, der ihm in diesem Falle ganz besonders
zu Statten kommt. Diese werden ihm dann sagen, daß nicht al-
lein die verschiedenen Oertlichkeiten und klimatischen Verhältnisse,
sondern auch oftmals geringfügig scheinende Witterungswechsel
einen entschiedenen Einfluß nicht allein auf das Gerathen der
Früchte, sondern auch auf die Verminderung der Ertragsfähig-
keit des Bodens haben. Sache des aufmerksamen und denken-
den Landwirths ist es sodann, die hierdurch entstehenden Lücken
durch zweckmäßiges Verfahren wieder auszugleichen.

Ob in der deutschen Landwirthschaft im Allgemeinen nach
diesen Principien gehandelt werde, das wollen wir ein wenig nä-
her untersuchen.

Ich kann mich hier auf die oben angegebenen Grundsätze, welche man bei einer verständig geleiteten Fruchtwechselwirthschaft befolgt, berufen. Nach diesen macht man sich es grade bei derselben zur Aufgabe, den eben angegebenen Vorschriften nachzukommen. — Da nun sowohl die Dreifelderwirthschaft als auch die Koppel- und sogenannte freie Wirthschaft ebenfalls in neuerer Zeit jenen Grundsätzen huldigt, und bei ihrem Verfahren das System der Schonung und Wiederherstellung der Ertragsfähigkeit des Bodens im Auge hat, so läßt sich wohl behaupten: *daß die Art und Weise, wie die Landwirthschaft im Allgemeinen jetzt in Deutschland betrieben wird, ganz dazu geeignet ist, die Menge der Erzeugnisse für die Zukunft in eben dem, ja vielleicht in noch höherem Maße hervorzubringen, wie ihr dies jetzt gelingt.*

Um dies zu beweisen, darf ich nur im Allgemeinen auf die Grundsätze, die man in der deutschen Landwirthschaft befolgt, hinweisen. Eine weit stärkere Viehhaltung, wie sonst, giebt dem Boden eine viel reichlichere Düngung und darin einen vollen Ersatz für die mehreren aus ihm gezogenen Producte. Die richtige Folge der Früchte nimmt die Ertragsfähigkeit jederzeit nur in so weit in Anspruch, daß sie immer zur nächstfolgenden wieder hinreichend vorhanden ist, um deren Gedeihen zu sichern; endlich aber ist die Cultur des Bodens von der Art, daß die auf demselben wachsenden Producte ihres Gerathens, unter übrigens nicht ganz ungünstigen Verhältnissen, gewiß sind. Dies alles zusammengenommen hat der deutschen Landwirthschaft jenen Aufschwung gegeben, der sie in Stand setzte, nicht allein für sämmtliche Bewohner des Landes alle natürlichen Erzeugnisse hervorzubringen, sondern deren auch fast jederzeit für das Ausland eine Menge übrig zu behalten. — Es enthält diese Behauptung keinesweges einen Widerspruch mit den Ereignissen der neuern Zeit, wo der Landbau in dem Unwerthe seiner Erzeugnisse unterzugehen in Gefahr war, sondern diese sind fast nur eine Bestätigung der gedachten Behauptung. Denn grade die

vermehrte Erzeugung [illegible] zu [illegible] Unwerthe.

Ich würde nur in Wiederholungen gerathen, wenn ich weiter ins Einzelne gehen und zeigen wollte, auf welche [illegible] bei dem Betriebe der neuern Landwirthschaft in Deutsch[illegible] gleich mehr erzeugt wird, wie bei der frühern, ohne [illegible] bei die Ertragsfähigkeit geschwächt wird. Bewiesen ist die [illegible] überzeugend, und mehr bedurfte es nicht. Aber eine wichtige [illegible] geht aus diesem Gegenstande hervor, sie betrifft:

II. Die Erzeugungskosten und bis zu welchem [illegible] gefähren Preise die Erzeugnisse steigen müssen, [illegible] diese zu decken.

Denn grade darauf beruht das Bestehen der ganzen Land[illegible]schaft. Werden die Kosten der Erzeugung gedeckt, so strebt [illegible] Gewerbe nach Vervollkommnung und nach Vermehrung [illegible] Producte; ist jenes nicht der Fall, dann geht es rückwärts.

Schwierig ist allerdings die Aufgabe, da das Resul[illegible] allzuvielen zum Theile sehr unsichern Prämissen beruht. Um [illegible] nur einigermaßen genügend zu lösen, müssen wir mehrere [illegible] diesen vorausschicken.

Zuvörderst sind es die Zinsen des Capitals, [illegible] man für das Land bezahlt, welche einen Theil des Preises [illegible] Erzeugnisse bestimmen. Nun ist aber der Werth der Grund[illegible] theils nach ihrer innern Güte, theils nach den Gegenden [illegible] Provinzen sehr verschieden. Weniger kommt dabei in Ans[illegible] daß mancher Käufer derselben, nach den bestehenden Verhält[illegible]sen, zu theuer oder auch zu wohlfeil kauft. Nach allen [illegible]gleichungen, welche die verschiedenen Gegenden Deutschla[illegible] darbieten, kommt im Durchschnitt auf Boden erster Qualität [illegible] ländlichen Besitzungen von etwas großem Umfange ein Preis von 50 — 60 Rthlr. (75 - - 90 fl. C. M.) für den preußische[n] Morgen von 180 Ruthen, diese zu 144 □Fuß gerechnet. [illegible] ist aber nur von Grundstücken die Rede, welche vorzugsweise für den Getreidebau bestimmt sind. Andere in der Nähe von gro-

[illegible] Ländern, die man zu Handelsgewächsen und Gemüse benutzt, [illegible] wohl das Doppelte und drüber, und Wein- und Hopfen-[illegible] das Vierfache. Da es sich aber hier nur um Ausmitte-[illegible] des Kostenpreises des Getreides handelt, so kann auch nur [illegible] Getreidefeldern die Rede seyn. — Die landüblichen Zinsen [illegible] fünf vom Hundert, mithin hier 2¼ — 3 Rthlr. (3 fl. 45 kr. [illegible] 4 fl. 30 kr. C. M.) Die Culturkosten berechnen sich nach [illegible] [illegible] Provinzen in folgender Art. Ein Gut von 500 Mor-[illegible] giebt uns die beste Richtschnur, da es zwischen den ganz gro-[illegible] und den kleinen Besitzungen ziemlich in der Mitte steht. [illegible]) Staatsabgaben (diese sind zwar sehr verschieden, weichen [illegible] in der Hauptsumme nicht so sehr ab, als wie es nach den [illegible]zelnheiten der verschiedenen Staaten den Anschein hat. Ue-[illegible] werden ungewöhnliche Belastungen schon beim Kaufpreise [illegible]sichtigt, und dieser wird nach Maßgabe derselben herabge-[illegible]): 140 Rthlr. 2) Ablohnung der Dienstboten [illegible]. Beköstigung: 570 Rthlr. (Alle Dienstboten, die [illegible] zur Verpflegung des Nutzviehes angestellt sind, als Schäfer, [illegible]ägde 2c. sind weggelassen, weil diese bei der Viehnutzung [illegible] Rechnung kommen.) 3) Handwerkskosten aller Art [illegible] Rthlr. 4) Capitalszinsen (diese können nur ⅔ von [illegible] ganzen Area berechnet werden, weil ⅓ dem Futterbaue über-[illegible] wird, und zur Viehnutzung gehört), von 3 Rthlr. pr. [illegible]orgen, auf 316⅔ M. 950 Rthlr. 5) Arbeitslöhne für [illegible], Dreschen 2c., da dieses mit den vorhandenen Dienstbo-[illegible] nicht bestritten werden kann: 320 Rthlr. Diese 5 Rubriken, [illegible] ganz und allein zum Ackerbaue gehören, betragen zusammen [illegible]0 Rthlr. Die Unterhaltung des Zugviehes in Gelde zu ver-anschlagen, würde die Rechnung nur unnöthig verlängern, da dieselbe vom Getreide-Ertrage abgezogen wird. Was sie an Heu bekommen, das kann füglich gegen den Dünger, den sie geben, abgerechnet werden.

Auf den gedachten 316⅔ M. können bei guter Cultur und günstiger Witterung über die Einsaat wachsen 700 Ctr. *) Wei-

*) Ich habe alles Getreide nach Gewicht und zwar den Centner zu

zen, 450 Ctr. Roggen, 600 Ctr. Gerste und 250 Ctr. Hafer. Zur guten Bestellung der in Rede stehenden Ackerfläche sind zwölf Pferde erforderlich, diese bedürfen zu ihrer Ausfütterung pro Kopf jährlich 26 Ctr., zusammen also 312 Ctr. Dies absorbirt den Hafer und 62 Ctr. Roggen. Es bleiben also zur Deckung der obigen Ausgaben 700 Ctr. Weizen, 388 Ctr. Roggen und 600 Ctr. Gerste. Wenn nun der Preis dieser Getreidearten ihrem relativen Werthe und dem currenten Markte gemäß in dem Verhältnisse wie 4. 3. und 2¼ stehen, und wir das obige Geldquantum nach demselben Verhältnisse theilen, so kommen mit Hinweglassung des Bruchs auf die 700 Ctr. Weizen: 1153 Rthlr., auf 388 Ctr. Roggen 480 Rthlr., und auf 600 Ctr. Gerste 557 Rthlr. Mithin kostet der Ctr. Weizen: $1\frac{453}{700}$ Rthlr. d. i. ungefähr 1 Rthlr. 19½ Sgr., der Ctr. Roggen; $1\frac{48}{97}$ Rthlr. = 1 Rthlr. 14 Sgr. 10 Pf. und der Ctr. Gerste 27 Sgr. 8 Pf. Wo Dinkel statt Weizen gebaut wird, da dürfte sich das Verhältniß für die ausgehülsete Frucht, den Kernen, wohl ziemlich dem des Weizens gleich stellen. Nun ist aber bei meiner gegebenen Berechnung nichts auf Risico und auf Abnutzung des Zugviehes berechnet. Ersteres müßte wenigstens auf die Hälfte der Capitalszinsen, also auf 425 Rthlr. und letzteres auf 75 Rthlr. berechnet werden. Es treten daher zur obigen Summe noch 500 Rthlr. zu, welches 24 % beträgt, um welche alle Getreidearten dadurch theurer werden. Darum kostet dann der Ctr. Weizen über 2 Rthlr., der Ctr. Roggen 1 Rthlr. 26 Sgr. und die Gerste 1 Rthlr. 5 Sgr. Wenn nun in den letzten 10 Jahren der Durchschnittspreis lange nicht jene eben berechnete Höhe erreicht: so ist klar, welche große Verluste in derselben der Landbau erlitt. Freilich war er in den frühern 20 — 30 Jahren im Durchschnitt höher; aber leider hatte dies die Folge, daß dadurch der Werth der Grundstücke

---

100 Pfund berechnet, weil dieses eine leichtere Uebersicht gewährt und weil darnach leicht die vielfachen Reductionen nach den verschiedenen in Deutschland üblichen Maßen vorgenommen werden können.

gesteigert ward; die Landwirthe sich groß einrichteten und verwöhnten; weshalb denn nicht alle sich einen Nothpfennig sparten, die Viehzucht vernachlässigt wurde, und darum erst in der Zeit der Noth mit großen Kosten hergestellt werden mußte, und überhaupt jeder gar nicht an die Möglichkeit dachte, daß die Periode niederer Getreidepreise lange dauern könne: weshalb denn die wenigsten bei Zeiten sich darauf einrichteten, dem Mißgeschick zu begegnen und es zu mildern.

Ich habe nun noch zu dieser Aufstellung folgende Bemerkungen zu machen:

1) Finden zwar von meinen angenommenen Prämissen manche Ausnahmen statt. Es konnte aber auf diese um so weniger Rücksicht genommen werden, als sie meist nur auf besondern Localitäten und Persönlichkeiten beruhen, und darum auf die Allgemeinheit wenig Einfluß haben können.

2) Wenn auch manche deutsche Provinz vielleicht etwas wohlfeiler und eine andere etwas theurer producirt: so wird meine Berechnung gewiß vom mittlern Durchschnitt der Productionskosten in Deutschland wenig abweichen.

3) Habe ich mit guter Ueberlegung zwei Drittheile des ganzen Areals zur Berechnung bei der Getreideproduction gezogen und das letzte Drittheil ganz weggelassen, weil dieses sowohl in der verbesserten Dreifelder- als in der Fruchtwechselwirthschaft zum Viehfutter benutzt wird, und also bei der Berechnung der animalischen Producte vorkommt. Diese werde ich weiter unten, wo ich von dem Zustande der Viehzucht in Deutschland spreche, anlegen, und es wird sich dabei zeigen, daß auf diese Weise die Rechnung der Kosten und des Gewinns einer ganzen Landwirthschaft am leichtesten anzulegen und durchzuführen ist.

4) Stellte ich das Beispiel an einem Landgute mit gutem Boden deshalb auf: weil dieser doch immer der Regulator für den geringern in seinem Preise bleiben muß, und weil sich nach diesem leicht der Grundwerth und die laufenden Ausgaben auf Gütern von geringerer Bodenqualität berechnen lassen.

5) Stroh und Dünger mußten um so mehr außer aller

Berechnung bleiben, als sie in einer guten Wirthschaft un-
keiner Bedingung veräußert werden können, und nur zur C-
lation der wirkenden Kräfte gehören.

6) Der Preis des Hafers, der hier gar nicht zur Be-
nung kam, würde sich gegen den der Gerste wie 3 zu 4
halten, was auch die deutschen Getreidemärkte im Durchsch-
als richtig bestätigen.

7) Bei allen Ausgaben habe ich nur die Hauptsummen a-
geführt, weil deren Specification zu weitläufig geworden wä-
Daß sie aber nicht aus der Luft gegriffen, sondern auf Er-
rung und genaue Berechnung gegründet sind, davon wird s-
der aufmerksame und erfahrne Landwirth, wenn er sie mit se-
Praxis vergleicht, überzeugen können.

8) Ist auch nicht zu vergessen, daß der berechnete Ko-
preis der Producte nur für den Ort der Erzeugung gilt,
daß er jeden Augenblick zunimmt, sobald dieselben zum Ver-
weiter geschafft werden müssen.

Es würde sich sonach der Preis für den Ctr. Weizen, w-
der Erzeuger für seinen angewandten Fleiß, für die Gefahr,
er mit seinem Grundcapitale läuft, und für die Transportko-
nur einigermaßen entschädigt werden sollte, auf mehr a-
2 Rthlr. (3 fl. C. M.), für den Ctr. Roggen auf bei-
2 Rthlr. und für die Gerste auf fast 1⅕ Rthlr. stellen. W-
wenn Mißwachs den oben angenommenen Ertrag vielleicht u-
die Hälfte und mehr herabsetzt: so wird auch natürlicherweise
Preis doppelt so hoch.

Ich gehe nun zu der Beantwortung der Frage über:
die Aussaugung oder Verminderung der Ertragsfähigkeit, welch-
eine jede der genannten Getreidearten auf den Boden ausübt,
demselben Verhältnisse statt finde, wie deren gegenseitiger W-
steht?

Hier muß nun die Erfahrung und Intelligenz des Land-
wirthes für seine Localität entscheiden. Denn wenn es auch
wohl so ziemlich erwiesen ist, daß eine und dieselbe Frucht z. B.
der Weizen jedem Boden, auf welchem er auch immer ge-
baut werden mag, fast gleich viel Pflanzen-Nahrungsstoff ent-

er so ist dieser, obgleich er das eigentliche Grundkapital aus-
; dennoch so verschieden wirtheilt, daß er nicht überall zu
chem Werthe angeschlagen werden kann. Zum Beweise hier-
wähle ich ein recht in die Augen fallendes Beispiel. Im
Marschlande wächst der Weizen mit großer Ueppigkeit, und
findet darin ein so überschwengliches Maß von Nahrung,
er deren so viel zurücklassen muß, daß die ihm folgende
cht eben so üppig schwelgen kann, ohne daß man eine große
nahme derselben bemerkt. Und dazu kommt denn, daß der
izen durch seinen üppigen Blattwuchs, den er auf solchem
den zeigt, einige Aehnlichkeit mit der Wirkung der Brach-
hte hat. Er entzieht mithin dem Acker nicht ganz so viel,
sein chemischer Gehalt an Stroh und Körnern zeigt. Dazu
mt denn noch, daß er hier gleichsam als Wohlthat für die
folgenden Früchte dient, indem er die allzu große Geilheit
Bodens etwas schwächt und dem Lagern derselben vorbeugt.
ches und in noch höherem Grade gilt von den Oelsaaten.
e äußern dieselbe wohlthätige Wirkung für den Weizen, die
eben von diesem für die übrigen Früchte gerühmt habe. Setzen
dagegen einen dürftigen Boden, der erst durch starke und
erholte Düngung zum Weizenanbaue fähig gemacht werden
. Ihm fehlt gleich fürs erste jener geile Blattwuchs, und
Weizen entnimmt ihm daher das volle Quantum des für sein
oh und Korn nöthigen Nahrungsstoffes. Dazu kommt nun,
ein solcher Acker durch eine Weizenerndte sehr erschöpft wird,
bei dem Umbruche über Winter selbst noch wenig oder gar
t gestärkt wird: weil grade ein solcher Boden die Fähigkeit
iger besitzt, sich die Nahrungsstoffe aus der Luft anzueignen,
ein geiler. Es heißt hier wie die Bibel sagt: wer da hat,
wird gegeben. Ist nun ein Landwirth bei einem dergleichen
rftigen Boden darauf versessen, den Weizenbau ausgedehnt zu
treiben, so kommt ihm die Frucht, wenn er auch wirklich sei-
Acker nur nach Werth gekauft hat, dennoch über die Gebühr
über den Durchschnitt der Landesverhältnisse theuer, und
erleidet einen mittelbaren Schaden, den er in der Folge em-
findlich fühlt, den aber viele nicht hell genug sehende Landwirthe

andern Ursachen zuschreiben. Das ist es aber, was der rati
Betrieb des Landbaues hauptsächlich Wohlthätiges für das
hat: daß er jede Frucht dahin versetzt, wohin sie gehört,
daß er dadurch alle dieselben in größerer Menge und
wohlfeiler erzeugt, als dies bei einem unzweckmäßigen Ge
der Fall ist.

Ungleich leichter und wohlfeiler, wie der Weizen, er
sich der Roggen. Fürs erste ist er weniger gewählt mi
Acker, auf dem er gedeiht, und dann bringt er auf Bode
geringerem Werthe, besonders bei der Koppelwirthschaft,
Ernte, die fast jederzeit mehr als seine Erzeugungskosten
Freilich hat Deutschland auch Gegenden, wo dieser fast e
schwierig und mit Aufopferungen zu erbauen ist, wie in
der Weizen. Ich meine den naßkalten und armen Thon
Auf diesem kann nur, wenn man es nämlich mit der
gung durchzusetzen im Stande ist, lohnend Weizen wachsen
nächst ihm Hafer. Roggen und Gerste ihm aufgedrungen,
den die theuerste Frucht, die man darauf bringen kann.

Schon oben habe ich bemerkt, daß durch Einführung
Fruchtwechselwirthschaft die Gerste zu einem besondern G
hen gekommen ist. Sind Felder, die man in dies System
nommen hat, nur mit Mittelboden begabt: so wird der Fa
wiß sehr selten vorkommen, wo man nicht eine reichliche
stenerndte hat. Dadurch nun, und daß sie zwischen zwei
terfrüchten (Kartoffeln und Klee) zu stehen kommt, die,
weiter unten in der Berechnung der Viehnutzung vorkom
wird, fast die höchste Bodenrente gewähren, wird die G
ungewöhnlich wohlfeil, und ihr Erzeugungspreis kommt
den des Hafers: besonders wenn dieser nicht grade auf günst
Localitäten erbaut wird. In der That hat sie auch, wie wi
oben schon bemerkt, in Gegenden, wo der Fruchtwechsel ü
hand nimmt, den Preis wenig über diesem.

Wohlfeil erzeugt man da den Hafer, wo große Teich
wechselnd gewässert und dann wieder unter den Pflug genom
und mit dieser Kornart besäet werden. Rechnet man hier, da
er wenig Bestellungskosten erfordert, und den Feldern durch sein

Stroh eine Masse von Dünger gewährt, den er nie zurück verlangt: so sind bei ihm fast nur die Zinsen von dem Capital des Grundwerthes zu berechnen. Anders ist es jedoch, wo diese günstigen Verhältnisse nicht statt finden. Dort nimmt er die Ertragsfähigkeit des Ackers eben so, wo nicht mehr in Anspruch, wie die Gerste, und er hat noch den Nachtheil, daß nach ihm selten der Klee so gut wächst, wie nach dieser. Es muß ihm folglich auch noch dieser Nachtheil zur Last geschrieben werden. Er ist sonach, wenn man ihn nicht grade nur auf Boden bringt, der ihm vor jeder andern Frucht zusagt (z. B. Moorland oder frischen Umbruch von Lehden und Rodungen), die theuerste Getreideart für den Landwirth, nämlich im Verhältniß zu seinem currenten Preise.

Hirse und Buchweizen werden fast nur zum Bedarf der innern Wirthschaft gebaut, mithin können ihre Erzeugungskosten wenig in Betracht kommen.

Anders aber ist es mit Flachs und Hanf. Da beide ein gutes und an Nahrungsstoff reiches Land verlangen: so muß der berechnende Landwirth wohl erwägen, ob er auch bei der Erzeugung dieser Gewächse durch Schwächung seines Bodens einen indirecten Schaden erleide, der den scheinbaren Gewinn sehr schmälern würde. Da, wo man ihn in das dritte oder Brachfeld baut, gehört seine Berechnung, meinem angelegten Plane zufolge, mit in die Viehnutzung. Jedoch thut man dies nicht überall, und namentlich nicht in den Gebirgsgegenden, wo hie und da bedeutender Flachsbau ist. — Es ist freilich nichts Außerordentliches vom Morgen 4 Ctr. zu erndten, und den Centner dann zu 10 Rthlr. zu verkaufen, was scheinbar eine ungemein hohe Rente giebt. — Rechnet man aber die viele Arbeit, den Saamen (dessen Einkaufspreis nicht allemal durch den wiedergewonnenen gedeckt wird), die Culturkosten, Verminderung des Bodenreichthums 2c. ab: so schmilzt jene Summe sehr zusammen. Dazu kommt denn noch hauptsächlich das oftmalige Mißrathen dieses Gewächses: so daß eine gute Erndte zuweilen zwei schlechte übertragen muß, wodurch denn jene um die Hälfte herabgesetzt wird. — Jedoch wird er immer seine Erzeugungskosten sämmt-

lich decken und auch noch einigen Gewinn bringen, wenn ihn auf Boden erbaut, der ihm zusagt. Dies ist aber s der bei Mildigkeit (die durch leichte Bearbeitung sich beurk Reichthum an schon zersetztem Pflanzennahrungsstoff (H und eine feuchte, besonders aber eine solche Lage hat, w der nächtliche Thau vorzugsweise trifft. Der Hanf erforder allen diesen Eigenschaften noch eine Tiefe des guten Bodens. Da jedoch diese beiden Gewächse von den Zufälligkeiten des dels abhängen: so ist auch ihr Preis stets wechselnd, und fordert daher eine besondere Aufmerksamkeit des Landw jene Zufälligkeiten richtig aufzufassen, um deren günstige lungen zur rechten Zeit zu benutzen.

Doch ich breche hier diesen Abschnitt ab und gehe zu über, der einen Gegenstand behandelt, welcher auf die Frucht fähigkeit des Bodens, mithin auf die reicheren oder ä Erndten, und somit auf die wohlfeilere oder theurere H bringung der Producte den wesentlichsten Einfluß hat, n dies:

I. Die Erzeugung, Behandlung und Anwend des Düngers.

Auch die stärkste Kraft und der überschwenglichste thum eines Ackers erschöpft sich am Ende, und je länger mit der Wiederherstellung derselben zögert, um so schwi wird sie. Es ist aber der Dünger, welcher diese Wied stellung bewirkt. Darum nennt man ihn auch das Leben ein der Pflanzen, weil durch ihn die Pflanzennahrung im den geweckt und vermehrt und zum Uebergange in die Gew fähig gemacht wird. Das richtige Maß der Vertheilung ist freilich, was die Fruchtbarkeit des Bodens ganz besonder wirkt, und wenn es dessen giebt, bei dem auch die allers Düngung ohne Gefahr gegeben werden kann; so findet man Bodenarten genug, wo leicht ein Uebermaß statt findet, denn mehr schadet als nützt. Der innere Gehalt des Dü ist freilich dabei sehr zu berücksichtigen, und seine Masse scheidet nicht allemal den Reichthum, den er dem Acker mitth

Fer

ner kommt es auch darauf an, wann und wie er ange-
acht wird. Wir haben also dreierlei abzuhandeln, nämlich:
Erzeugung, die Behandlung und die Anwendung des Dün-
s. Von den ersten beiden hängt seine Güte ab.

1) Die Erzeugung des Düngers wird zunächst durch
in der Landwirthschaft gehaltenen Viehstände bewirkt. Bei
ter Nahrung wird dann die Masse nicht allein, sondern auch
besondere die Güte desselben vermehrt. — Ein Landwirth,
cher daher seinen Aeckern die Wohlthat einer kräftigen Dün-
g verschaffen will, muß vor allen Dingen auf reichliches Fut-
für sein Vieh bedacht seyn. Nirgends aber greift wohl im
ischen Leben eins so ins andere; nirgends zieht ein Gewinn
andern so unmittelbar nach sich, wie im Betriebe der Land-
hschaft. Gut genährtes Vieh giebt vielen und guten Dün-
nur als Zugabe, indem seine gelieferten Producte in Menge
Güte da sind und den Lohn für ihre gute Verpflegung brin-
. Guter und vieler Dünger kräftigt und bereichert den Bo-
, der dann wieder neben seinen übrigen Producten vieles
gutes Futter für das Vieh liefert. Ein Landwirth, der
den Dünger nicht nach Werthe zu schätzen versteht, der hat
n Vortheil noch nicht erkannt, und er muß sich dann nicht
dern, wenn er wenig Gewinn von seinem Gewerbe hat.
Sache scheint so nahe zu liegen, und doch wird sie von vie-
durchaus nicht richtig begriffen. Wie es hierin in der
chen Landwirthschaft stehe, das soll im Nachfolgenden ge-
t werden.

Aus dem Vorhergehenden ist zwar schon einleuchtend ge-
den, daß bei den in neuerer Zeit so sehr vermehrten Vieh-
nden auch die Erzeugung des Düngers ungemein zugenom-
habe. Aber wie sich dessen Erzeugung verhalte, und wie
besondere hierin die einzelnen Viehgattungen gegen einander
en, das muß hier vorzugsweise erörtert werden. Zum soge-
nten animalischen Dünger gehören die Excremente der Thiere
Stroh. Letzteres, um erstere aufzufangen, einzuhüllen
ihre Gährung auf eine für den Acker wohlthätige Weise
bewirken. Wo also dieses Vehikel fehlt, oder doch nicht in

hinlänglicher Menge vorhanden ist, da geht nicht allein an Menge des Düngers vieles ab, sondern dessen Güte wird vermindert. Wir kommen weiter unten darauf, wie nach verschiedenen Bodenarten diese Verminderung höher oder weniger anzuschlagen ist. — Wenn nun der Landwirth für gute reichliche Ernährung seines Viehes gesorgt hat, so muß er jenes Vehikel zur Erzeugung von vielem und gutem Dünger, Stroh, in gehörigem Verhältnisse herbeizuschaffen suchen. zu kaufen, ist nicht überall möglich, und auch keinesweges rathen: weil in der Landwirthschaft mehr, wie in irgend einem Gewerbe, alle Ausgaben, die nur irgend zu vermeiden wegbleiben müssen, indem sie, wie überall, den Reinertrag absetzen. Engherzig darf freilich diese Ersparung nicht seyn, besonders nicht zur Sucht werden, weil man sonst sehr einen großen Gewinn verlieren kann, blos um eine kleine gabe zu vermeiden. Doch dies gehört an einen andern Ort. das Stroh in gehörigem Maße zu erzeugen, darf der Anbau Getreides nicht durch den des Futters zurückgesetzt werden. Grade dieser Vorwurf ist es, den man der Fruchtwechselwirthschaft in Deutschland so oft gemacht hat. War er zuweilen nicht ungerecht: so traf er nicht sowohl das System, als vielmehr dessen falsche Anwendung. Besonnenheit ist bei der Ausübung eines jeden Gewerbes nothwendig, und Verstand dazu, um Verhältnisse richtig zu erwägen, und sie entweder seiner Oertlichkeit anzupassen, oder nach derselben die gegebenen Regeln zu modificiren. Leider geschah dies bei dem Uebergange zu jenem System nicht überall, und der Reiz der Neuheit, vielleicht auch allzugünstig und blühend dargestellte Art und Weise seiner Ausführung blendete so manchen, dem erst die Augen klar aufgingen, nachdem er sich den Schaden zugezogen hatte. Daraus bildete sich denn das allgemeine Vorurtheil, daß es nicht möglich sey, eine Fruchtwechselwirthschaft durchzuführen, ohne entweder alljährlich eine Masse Stroh zu kaufen, oder aus Mangel daran das Vieh im Schmutze stehen zu lassen und nebenbei an Dünger in der Menge und Güte zu verlieren. Nachdem aber das System allgemeiner ward und von rationellen Landwirthen m

[illegible]t und Verstand angewendet wurde, hat sich ergeben, daß [illegible] auch dabei, trotz des vielen Strohbedarfs, dennoch nicht in [illegible]gel zu kommen braucht, und daß ein überaus kräftiger Be[illegible] der ganzen Landwirthschaft auf diese Art mehr als auf [illegible]d eine andere durchzusetzen ist. Ich muß hier ein für alle[illegible] erinnern, daß ich nur die verständige Anwendung der Grund[illegible] des Fruchtwechselsystems verstanden wissen will, ohne es [illegible] einen Leisten zu betrachten, der in einer und derselben Form [illegible] alle Fälle paßt, wie es wohl überall, wo ich es anführe, [illegible]vorleuchtet; und daß sonach eine sogenannte Dreifelderwirth[illegible]aft mit vielem Futterbaue grade in die Kategorie gehört, die [illegible] hier aufstelle.

Bei der Erzeugung des Düngers kommt es aber auch auf [illegible] Vieharten an, die ihn produciren. Abgesehen von der Qua[illegible]ät, machen Schafe unbestritten dessen weniger, wie Rinder. [illegible]doch muß man bei dieser Schätzung sich nicht täuschen. Ein[illegible]al ist der Schafmist trockener, besonders da, wo er im Jahre [illegible]r einigemal ausgefahren wird, und ein Landwirth, der den [illegible]rgleich nach Fudern stellen wollte, würde den Schafen sehr zu [illegible] treten. Jedenfalls kann nur die auszudüngende Fläche [illegible]scheiden. Wenn man da, wie es fast allgemein üblich ist, [illegible] ein großes Rind 10 Schafe rechnet: so wird ungefähr von [illegible]indern $\frac{1}{10}$ mehr Fläche ausgedüngt werden können, wie von [illegible]chafen, d. h. man wird mit dem Miste von 10 Rindern 10 [illegible]orgen eben so stark düngen können, wie von 100 Schafen [illegible] Morgen. Soll nun ausgemittelt werden, ob ein Gut in sei[illegible] Düngung Nachtheil erleide, wenn der Schafbestand gegen [illegible] Rinderzahl zu hoch steht: so muß ganz besonders auf die [illegible]ualität und auf die Wirkung der beiden Düngerarten im Acker [illegible]sehen werden. So sehr nun aber auch die deutschen Land[illegible]irthe mit Aufmerksamkeit und Verstand ihr Gewerbe betrei[illegible]n: so ist die Zeit, seitdem dies geschieht, noch viel zu kurz, [illegible] dergleichen Streitfragen genügend gelöst und die verschiede[illegible] Meinungen alle vereinigt zu haben. — Daß die natürliche [illegible]schaffenheit des Bodens ein Hauptbedingniß sey, welches über [illegible] Werth der genannten beiden Düngungsarten entscheidet, ist

sattsam erwiesen. In welchem Grade aber die oder jene Bo-
beschaffenheit vorhanden seyn müsse, um der einen von be-
den entschiedenen Vorzug zu geben, das ist noch nicht fest ge-
bestimmt. Im Allgemeinen spricht das kühle Klima und
vielfach vorkommende starke Boden in Deutschland mehr für
Schaf- als Rinddünger. Leichter und sandiger, zur sch-
Aufnahme des Wärmestoffs also geeigneter Boden wird
wegen dieser Eigenschaft günstiger für den kühlen Rinddün-
gehalten, wogegen schwerer und kalter, dabei auch zur N-
geneigter Boden jederzeit den Schafdünger lieber hat. D-
giebt nun freilich eine Inconvenienz im Betriebe der Landwi-
schaft, da grade auf Sandländereien die Schafzucht sich am be-
ausübt, und strenger nasser Boden den Rindern eher zusagt.
Besitzungen mit beiden Bodenarten haben denn freilich den Vor-
zug, daß ihnen die Wahl nicht schwer werden kann. — In-
will ich doch hier eine Erfahrung mittheilen, die vielleicht m-
cher Landwirth auch schon gemacht hat. Ich habe nämlich
funden, daß man sich vor der Anwendung des Schafdüngers
Sandland gar nicht fürchten darf, indem er eben so reich-
wo nicht noch vorzüglichere Frucht dort brachte, wie der Ri-
dünger. Da dieser Gegenstand zur Anwendung des Düngers
Allgemeinen gehört, so verschiebe ich seine weitere Auseinan-
setzung bis dahin. — Will man übrigens von Schafen an M-
eben so viel Dünger erzeugen, wie von Rindern (Kühen), so
man jene nur, wie diese, im Sommer im Stalle füttern
die Einstreu nicht sparen. — Daß es übrigens mit der verm-
derten Erzeugung des Düngers bei vermehrter Schafzucht kei-
große Gefahr habe, das beweisen eine Menge deutsche Lan-
wirthe, welche ihre Schäfereien so vermehrt haben, daß sie we-
nig oder gar keine Kühe mehr halten, und die dennoch in
Düngung ihrer Ländereien nicht zurückkommen: welches sie be-
sonders damit beweisen, daß sie neben vielem Getreide noch ei-
Menge Handelsgewächse, als Oelsaat rc. anbauen.

Der Erzeugung des Düngers sind, sowohl nach Me-
und Güte, diejenigen Güter nicht günstig, welche theils we-
Zerstreuung und Entfernung der einzelnen Aecker, theils weg-

...er Abgelegenheit von Märkten für den Absatz ihrer Producte ...rhältnißmäßig viel Zugvieh und besonders Pferde halten ...en. Da diese höchst selten im Stalle stehen: so wird von ... von ihnen gemachten Dünger ein großer Theil verschleppt, ... dabei ist dann überhaupt noch der Mist von den Pferden ...weges dem von Schafen oder Rindern gleich zu schätzen, ...nur etwa auf naßkaltem Boden würde man ihn jenem ziem-...nahe stellen können.

Daß von Schweinen der Dünger weder in großer Menge ... von vieler Güte producirt werde, ist dem Landwirthe be-...t genug. Man sucht seine Qualität durch Vermischung mit ...n Düngerarten zu verbessern.

Der Erzeugung dieses für die Landwirthschaft so heilsamen ...nothwendigen Productes hilft die Bereitung von Kompost. ... hat seit einigen Decennien angefangen, diesen mit Fleiß ...eiten. Erde, Moder, Schlamm ꝛc. sammelt man zu dem ...fe und mischt sie lagenweise, indem man sie häufig von Zeit ...it durcharbeitet und mit Mistjauche begießt. Ein sorgfältig ...ter Haufen Kompost thut auf Sandländereien dann oft ... Wirkung wie animalischer Dünger. Die Benutzung des ...s und Mergels führe ich unten bei Nr. 3 an.

2) Die Behandlung des Düngers. Wenn ich im ...einen auch von dem rationellen Betriebe der Landwirth-... gerühmt habe, daß man auf Vermehrung des Düngers in ...ärkern Viehhaltung bedacht ist: so fehlt es dennoch nicht an ... Menge von Vernachlässigungen bei diesem wichtigen Hebel ...nzen Landwirthschaft. Rügen darüber und Belehrungen ...essern Verfahrungsart sind daher verdienstlich, und der wür-... Staatsrath von Hazzi hat sich durch die eifrigen Bemü-...en, die er angewandt hat, die Landwirthe, besonders aber ...leineren, anzuleiten, wie sie nicht ferner jenen Schatz auf ... so unverantwortliche Weise vergeuden sollen, ein unsterb-...es Verdienst um die deutsche Landwirthschaft erworben. Sein ... über den Dünger hat gewiß schon einer Menge von Land-...en die Augen geöffnet, und wird auch noch ferner die ...reichsten Wirkungen äußern.

Die Behandlung dieses Hebels der Landwirthschaft hat aber in der neuern Zeit unendlich verbessert. Sehen wir das Bild, was wir jetzt noch in den Höfen saumseliger und alten Schlendrian ergebener Landwirthe finden, und was fast allgemein anzutreffen war: so ist dies ungefähr Folgen Eine Grube, in welcher alles Wasser von den Dächern bei gen zusammenfließt, dient zur Aufnahme des Mistes. Der besteht aus bei weitem mehr Stroh, als Vieh-Excrem Diese werden dann durch das Wasser ausgelaugt und fließen Hofe hinaus auf die Straßen, und wenn dann der Rest auf Acker kommt, so besteht er meistentheils in ausgewässertem wenig verrottetem Strohe. — Jedoch nimmt diese unve wortliche Saumseligkeit in der Behandlung dieses wichtigen terials merklich ab, und es finden sich der Landwirthe im mehrere, die hierin ihren Gewinn besser im Auge Freilich giebt es unter diesen auch welche, die wieder auf be dern Seite zu weit gehen, und bei denen die Pflege ihres D gers beinahe in Spielerei ausartet. So legt man künstliche, großen Kosten ausgemauerte Gruben für denselben an und darein Pumpen, um vermittelst derselben die Jauche (über den Misthaufen strömen zu lassen. Ist die Vorrich auch gut und zweckmäßig: so ist sie nicht jederzeit ausführ und sehr häufig verstopfen sich jene Pumpen und werden brauchbar. Auch kosten dergleichen Anlagen oft weit mehr, was sie eintragen: besonders wenn nicht gehörige Aufsicht über geführt wird, daß sie auch zweckmäßig angewandt werd Vorzugsweise pflegt man den Dünger in den Gebirgsgegen weil der hiesige Boden dessen am meisten bedarf, und weil darum hier seinen Werth am besten würdigen gelernt hat. Ma findet hier die Düngerhaufen mit einer Sorgfalt und Reinlig gesetzt, die freundlich anspricht und zur äußern Ordnung de Gehöfte vieles beiträgt. Den Mist der verschiedenen Viehga tungen zu mischen und ihn dann seine Gährung vollenden lassen, ist jederzeit am besten, und man thut dies auch in gut triebenen Wirthschaften, wenn nur irgend die Oertlichkeit, d. die Lage der Ställe, es ohne allzugroße Mühe gestattet.

ihre Erfahrungen damit und fanden, daß sie in Praxi sich als richtig bestätige. Um aber den Mist jederzeit in dem für den Acker günstigsten Zustande zu haben, und nebenbei noch den Vortheil zu genießen, daß man an seinem Volumen durch allzu starkes Verrotten nicht unnöthigerweise verlöre, fanden denkende Landwirthe einen Ausweg. Sie legten ihre Düngerstätten so an, daß sie Raum genug enthielten, um mehrere Haufen auf dieselben zu setzen. Diese konnten denn in derselben Ordnung, wie sie gesetzt waren, auch ausgefahren werden. So vermieden sie die Unbequemlichkeit, die jederzeit da entsteht, wo der Mist nur auf einen Haufen geschüttet wird: daß man nämlich allemal denselben in verschiedenem Gährungszustande ausfahren muß, indem der obere zu wenig und der untere zu stark verrottet ist.

Wir wollen nun aber auch untersuchen, in wie weit in Beziehung auf Boden und Klima in Deutschland jene Theorie sich als richtig und wohlthätig in der Praxis beweisen kann. Bei kaltem Klima und strengem, besonders zur Nässe geneigtem Boden wirkt ohne alle Frage der Mist, welcher nur seine erste Gährung (die in den ersten 4 — 6 Wochen vorübergeht) vollendet hat, weit günstiger, als der ganz verrottete. Ersterer erwärmt den Boden durch die zweite Gährung, die mit ihm dort vorgeht, und löst auf diese Weise zugleich den in ihm verschlossenen Pflanzennahrungsstoff. Er bewirkt also, indem er zugleich dem Acker diesen mittheilt, fast dasselbe, was sonst auch der Kalk thut. Indem er nun den Boden erwärmt und jene Stoffe auflöst, trägt er auch zu dessen Auflockerung bei. Hierdurch macht er ihn geschickt, das überflüssige Wasser leichter auszudünsten und dann den Wärmestoff der Atmosphäre bequemer in sich aufzunehmen. Darin liegt denn auch der Grund, daß ein solcher halbgegohrner Mist troß dem, daß er an Gewicht und innerem Gehalte dem Boden nicht so viel giebt, wie der ganz verrottete, dennoch bessere Wirkungen thut, wie dieser, und daß er gegen ihn auch in der Nachhaltigkeit nicht zurücksteht. Der ganz verrottete dagegen vertorft in dergleichen Boden, weil seine Gährung vorüber ist, und er darum die Nässe und Kälte nicht überwinden kann. Zersetzt er sich auch, wenn er durch das Pflügen

gegenden folgt man noch jetzt dieser Meinung. Es ist der Mü
werth, die Sache nach Theorie und Erfahrung etwas ge
zu untersuchen: ob ein so völlig abgegohrner und verrotteter
wirklich die großen Vorzüge vor einem andern habe, der
nur seine erste Gährung vollendet hat, um das, was man
an Masse verliert, durch seine Güte wieder zu gewinnen.
Gazzer'sche Theorie hat uns zwar hierüber Aufschlüsse geg
welche ganz gegen die völlige Verrottung des Mistes streiten:
gab es in Deutschland schon längst denkende Landwirthe, die
durch aufmerksame Beobachtungen die Erfahrung erworben
ten: daß es keinesweges für die Vermehrung des Boden
thums in allen Fällen vortheilhaft sey, den Dünger seine
Gährung in der Grube vollenden, oder ihn völlig verrotten
lassen. Sie waren besonders dadurch aufmerksam gewor
wenn sie den fehlenden im Herbste nachgefahren und nun
überzeugt hatten, daß dieser, obgleich er erst halb abgego
war, und darum an Volumen weit mehr ausgab, als der,
cher es ganz war, dennoch dieselben Wirkungen auf die Fr
äußerte. Es lag nämlich in der orthodoxen Dreifelderwirths
in der Ordnung, sämmtlichen Dünger bis in den Monat
in der Grube zu lassen, und ihn sodann auf die Brache zu fa
Was man nun von dieser nicht ganz ausdüngen konnte, das
man im Herbste mit dem bis dahin gemachten Miste nach.
nun jener vom Monat October bis in den Juni des nächsten J
res in der Grube blieb: so mußte seine völlige Zersetzung er
seyn; wogegen der von da ab bis in den September produc
nur die erste Gährung vollendet hatte. Als man aber an
die Brache zum Theil anzubauen, da bedurfte man dazu
Dünger, den man im Frühjahre ausfahren mußte. Dadurch
kam man denn auch im Juni solchen, der nicht ganz zersetzt w
und man hatte so doppelte Gelegenheit, Beobachtungen u
Vergleichungen anzustellen.

Als nun die Gazzer'sche Methode bekannt wurde, nach w
cher eine Menge Gase, die zur Befruchtung des Bodens wirk
dem Miste entgehen, wenn man ihn ganz verrotten, oder
zweite Gährung vollenden läßt, da verglichen jene Landwir

nicht zuträglich seyn, dies im Zustande der noch nicht vollende-ten Gährung zu thun, weil er sonst die Wärme nur vermehren und zum Ausdorren der Frucht bei trockener Witterung beitragen würde. Dagegen auf kaltem und feuchtem Acker wird er, wenn er seine völlige Gährung erst in ihm vollendet, fast dieselbe Wirkung thun, wie der Schafmist.

Ob man nun gleich in Deutschland noch nicht allgemein auf diese wichtigen Umstände bei der Anwendung des Düngers Rücksicht nimmt, so ist doch bei der Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die man diesem Gegenstande widmet, zu erwarten, daß man auch darin, zur größern Vervollkommnung des ganzen Landbaues, den richtigen Weg immer mehr einschlagen werde.

Daß man in Würtemberg und Baden, so wie in einem Theile des nördlichen Bayerns, einen großen Theil des Mistes im Herbste auf die Wiesen bringt, und dann im Frühjahre das ausgelaugte Stroh wieder abrecht (abharkt), habe ich schon oben bei der Wiesencultur angeführt. Obgleich der Erfolg von dieser Verfahrungsart sich günstig zeigt, so ist damit noch keineswegs deren Zweckmäßigkeit im Allgemeinen bewiesen. Andere Düngungsmittel, als Seifenasche, Auswurf von Potasche-Siedereien rc.; geben dasselbe und ein noch günstigeres Resultat, und fügen der übrigen Wirthschaft nicht den indirecten Schaden zu, den sie hier durch Verminderung des Düngers für die Aecker erleidet.

Ich komme nun zur Düngung mit Kalk und Mergel.

Man hat lange schon darüber gestritten, ob die genannten beiden Fossile als Düngung, oder blos als Reizmittel für den Acker anzusehen wären. Theorie und Erfahrung hat verschiedene Ansichten aufgestellt, und es sind die Acten über diesen Streit noch lange nicht geschlossen. Mir scheint die Sache auf Mißverstand der Worte zu beruhen. Fragen wir einmal, was Düngung des Ackers überhaupt sey? und wir nähern uns, wenn wir die Antwort hierauf ganz mit Erschöpfung des Begriffs geben, vielleicht der Entscheidung des Streits am leichtesten, —

Wenn der praktische Landwirth von Düngung spricht: so m[illegible] er damit allemal die Wiederherstellung der Kraft des Ackers, durch die früher aus ihm gezogenen Früchte geschwächt wo[illegible] ist. Diese Kraft, oder vielmehr Ertragsfähigkeit, besteht [illegible] hauptsächlich aus Humus, und dieser aus zersetzten animali[illegible] und vegetabilischen Stoffen. Was dem thierischen Körper Nahrung ist, das ist dem Acker der Dünger. So wie aber Lebensthätigkeit bei jenem die Nahrung allein nicht genug [illegible] und dabei noch andere äußere und innere Potenzen wirken: ist auch für die Pflanzen der Dünger nicht das alleinige [illegible]tationsprincip. In ihm liegt neben dem Ernährungsmitte[illegible] Pflanzen zugleich der anregende Stoff, der das Leben ders[illegible] erhält und fördert, und ohne diesen würden jene in einer Ue[illegible]füllung ersticken. Das sehen wir bei Pflanzen, die auf M[illegible]haufen oder übermäßig gedüngten Feldern wachsen. Hier ist [illegible] anregende Stoff in zu geringem Verhältnisse da, um das [illegible] zu erhalten. Dieser tritt aber durch eine Wahlverwandtschaft [illegible] dem im Acker befindlichen gleichartigen zusammen, und so be[illegible] er, was die ausübende Landwirthschaft beabsichtigt. Die [illegible] jede Düngung zu lösende Aufgabe ist also: Ersatz des Pfl[illegible]zennahrungsstoffes, verbunden mit der Anregu[illegible] der auf die Lebenskraft derselben wirkenden P[illegible]tenzen. Letztere liegen ohne Zweifel in den entwickelten [illegible]schiedenen Gasarten. — Wenn nun durch eine zweckmä[illegible] Düngung jene Aufgabe genügend gelöst worden ist, dann v[illegible]binden sich mit den erwähnten Potenzen, die in den freudig wa[illegible]senden Pflanzen vorherrschen, wiederum verwandte äußere, d. [illegible] in der Luft frei befindliche. Hieraus wird denn klar, was auch dem sorgfältig beobachtenden Landwirthe die Erfahrung lehrt, daß eine zweckmäßige Düngung jederzeit Erndten bewirkt, die im innern Gehalte bei weitem mehr austragen, als jene, obgleich der Acker durch sie in keine größere Entkräftung versetzt wird, als worin er sich vor jener Düngung befand. Wäre dies aber auch nicht, und hülfe die Atmosphäre hierin nicht das Gleichgewicht wieder herstellen: so müßte zuletzt das Land so entkräftet werden, daß es nichts mehr trüge: da ja alljährlich im

Betriebe der Landwirthschaft alle verkauften Producte außer Circulation der intensiven Kraft gesetzt werden.

Machen wir nun von den hier aufgestellten Sätzen die Anwendung auf Kalk- und Mergeldüngung. Erstere trägt zur eigentlichen Ernährung der Pflanzen wohl nichts bei. Denn findet die Chemie auch in den meisten derselben Bestandtheile von Kalk: so hat dieser nicht sowohl die Pflanzen ernährt, sondern nur die Nahrung zersetzen und in ihnen verbreiten helfen. Er gehört also zu den die Lebenskraft der Pflanzen anregenden und fördernden Potenzen. Da er sie nun aber als solche befähigt, sich leichter zu nähren und sich nebenbei die in der Atmosphäre frei schwebenden Nahrungsstoffe anzueignen: so kann man ihn wohl wenigstens in der Beziehung eine Düngung nennen. Denn, wie schon bewiesen, würde es den Begriff dieses Ausdrucks nur halb erschöpfen, wenn man in ihm nur die bloße Ernährung der Pflanzen setzen wollte. Der Mergel ist aber dann ein um so mehr als Dünger zu benennendes Fossil, als er noch sehr häufig mit Humus sehr stark gemischt ist, und folglich Nahrung und Anregung zugleich enthält. Wo dies aber auch nicht der Fall ist, da besteht seine Mischung aus Erdarten, die, wenn sie sich mit denen, worauf der Mergel gebracht wird, vereinigen, die Fruchtbarkeit des Bodens um deswillen erhöhen, weil nun gleichsam das Gefäß, in welchem der Pflanzennahrungsstoff aufbewahrt ist, geschickter wird, diesen zur rechten Zeit, und im rechten Maß zu geben und zurückzuhalten.

Die deutsche Landwirthschaft würdigt die genannten beiden Düngungsmittel ganz nach Werthe. Denn große Massen von Kalk werden auf die Aecker da verwendet, wo die Natur diesen Schatz hingelegt hat. Besonders aber erfreuen sich, wie schon früher bemerkt, die Gebirgsgegenden desselben. Und grade hier ist seine Anwendung am rechten Orte, weil Kälte und Nässe Trägheit im Umlaufe der nährenden Stoffe bewirken, und somit eine starke Anregung derselben Noth thut. Aber auch in die Ebenen holt man fleißig den Kalk, und seine guten Wirkungen bleiben auch hier nicht aus. In der Definition der Rückwirwirkungen des Kalkes auf das Wachsthum der Pflanzen liegt

es übrigens auch: daß sein zu starker Gebrauch Schaden bri
würde. Freilich sind die Bodenarten verschieden, und
die viel Pflanzennahrung enthalten, dabei aber träge sin
sen der Anregung mehr, wie diejenigen, in deren natürliche
schung diese schon zum Theil liegt. Verstand und Erfahrung
sen hier den Landwirth leiten.

Der Mergel spielt seit einigen Jahrzehnten eine sehr be
tende Rolle in der deutschen Landwirthschaft. Sein Geb
hat so zu sagen ganze Provinzen umgestaltet. Durch ih
ben namentlich Mecklenburg, die Mark Brandenburg und
mern ihren Grundwerth fast verdoppelt: wenigstens ist di
der Bodenrente geschehen. Man benutzt ihn systematisch,
das Auswerfen und Ausfahren desselben ist ganz in die Or
der jährlichen Arbeiten aufgenommen worden. Wenn nun
das Sprüchwort sagt: „der Mergel macht reiche Väter und
Söhne", so konnten die Lobpreiser der alten Zeit hierin
vollen Grund zum Tadel gegen das Verfahren der neuern
wirthschaft finden. Die Sache möchte aber wohl nicht ge
seyn. Denn der rationelle Betrieb des Landbaues weiß,
ders in der vermehrten Viehhaltung, die angeregten Kräfte
nen festen Kreislauf zu bannen, und so sind sie ihm für di
kunft gesichert; ja was noch mehr ist, sie vermehren sich in
selben von Jahr zu Jahr. — Aber auch außer den gena
Provinzen wird ein fleißiger Gebrauch von Mergel gemacht.
wendet man ihn zum Beispiel in Schlesien ziemlich allge
an, und diese Provinz hat das seltene Glück dieses Fossil
einer besondern Güte zu besitzen. Mischungen, die fast au
den Boden wohlthätig wirken müssen, kommen da vor.
80 % Kalk, und mehrere Procent Humus enthält es hie
da. Darum sichert es auch dem Lande seinen Bodenreich
auf Jahrhunderte hinaus, und wird auf den Wohlstand
Landwirthes stets günstig wirken. — In den Rheingeg
in Würtemberg und andern Staaten kommt der Mergel
als Gestein vor, und er bedarf eines längern Liegens an der
um für den Acker brauchbar zu werden.

Ich muß nun auch noch des Gypses erwähnen. —

man ihn grade nicht gleich zur Düngung der Aecker anwendet, so vermehrt er diese doch mittelbar, daß er den Wuchs der Blattfrüchte auf eine überschwengliche Weise befördert und dadurch das Viehfutter und mit diesem den Düngerhaufen vermehrt. Man wendet ihn meistentheils im ungebrannten Zustande und nur zu feinem Pulver zermahlen, an. Ueber seine Wirkungen ist man noch nicht ganz im Klaren. Manche Landwirthe haben überraschend günstige Resultate von ihm gehabt, wogegen andere wieder keinesweges befriedigt sind. Soviel ist indeß durch vielfache Erfahrung bestätigt, daß auf die Beschaffenheit des Bodens, auf welchen man ihn anwendet, eben so viel ankommt, als auf die Zeit und Art seines Ausstreuens. Man hat nämlich gefunden, daß überall, wo ein milder Lehmboden vorherrschend ist, die Wirkungen des Gypses vorzugsweise gut waren, wogegen man diese oft kaum wahrnahm, wenn man ihn auf strengen Thon- oder losen Sandboden anwandte. Ferner konnte man ihn für halb verloren achten, wenn man ihn bei Trockenheit ausstreute; umgekehrt war aber der Erfolg jedesmal günstig, wenn man feuchtes Wetter und besonders die Zeit der starken nächtlichen Thaue dazu wählte. — Klee und Erbsen sind es, denen er ganz besonders dient, und auf Boden der ersten Art ist seine Wirkung bei diesen Früchten in der That überraschend. Es geht so weit, daß man jeden Wurf des Gypses auf denselben unterscheidet; so daß man allerlei Spielereien damit treiben, und z. B. Figuren, Namen ꝛc. damit bezeichnen kann. — An manchen Orten zieht man den gebrannten Gyps dem rohen vor, es unterliegt wohl aber keinem Zweifel, daß beide Arten die gleiche Wirkung auf die Blattfrüchte hervorbringen. — Hie und da benutzt man ihn auch auf Halmfrüchte, jedoch bei weitem nicht mit dem guten Erfolge. Auch thut man dies nur in sehr mildem und reichem Lehmboden. — Auffallend ist die erhöhte Lebensthätigkeit nicht allein der unmittelbar mit Gypse bestreuten Pflanzen, sondern auch der nachfolgenden Frucht. Die Ursache hiervon kann nur in der Anregung liegen, welche der Gyps auch auf die Stoffe im Acker, welche den Pflanzen Leben und Gedeihen geben, ausübt: da er selbst in viel zu geringer

Menge aufgestreut wird, um einen mechanischen Einfluß auf Boden zu haben.

Man findet den Gyps in mehreren Gegenden von Deutschland, theils als Flötzgebirge, theils in einzelnen Nestern. Ueberall weiß man diese große Wohlthat der Natur aufzusuchen und nach Werthe zu schätzen. In Schlesien und Oestreich sind vorzugsweise reiche Lager davon. Wo man ihn aber nicht in der Natur findet, da hat man sich bemüht, ihn durch die Kunst nachzubilden. Dies ist namentlich in Böhmen geschehen. Indeß ist er da freilich nur Surrogat, und hat auch nur den Werth eines solchen.

An der Stelle des Gypses bedient man sich auch, wo er nicht zu haben ist, der braunen Steinkohlen, so wie der Vitriolerde. Ersteres geschieht häufig in Böhmen, letzteres in Schlesien da, wo der Gyps zu entfernt, und dagegen die Vitriolerde nahe zu haben ist. Die Wirkungen dieser beiden Fossile sind aber keinesweges der des Gypses gleich zu schätzen. Viele Landwirthe wollen jedoch bemerkt haben, daß sie besonders auf den Klee deswegen besser anzuwenden wären, weil er nach ihnen nicht so übermäßig geil wächst, und darum im grünen Zustande zur Viehfütterung weniger gefährlich ist. — Wahr ist es allerdings, daß bei gegypstem Klee die größte Vorsicht nöthig ist, wenn man ihn als Grünfutter anwendet. Denn wegen seines allzugeilen Wuchses bläht er das Vieh auf eine gefährliche Weise auf, und es ist nicht selten, daß dann zuweilen großes Unglück durch Verlust von vielen Stücken entsteht. — Die Gefahr schwindet aber, wenn man den Klee zu Heu abtrocknet. Nur erfordert er alsdann viel Zeit und trockene, warme Witterung. Am leichtesten geschieht dies nach der oben angeführten Klappermeyer'schen Methode.

Mit Knochenmehl zu düngen hat man zwar in Deutschland schon vielfach versucht, jedoch ist dies immer noch nicht grade auf eine erfreuliche Weise gelungen. Da man dies nun in England so häufig thut und die Knochen mit großen Kosten aus allen Ländern zusammenführt: so ist fast mit Gewißheit anzuneh-

nehmen, daß es uns in Deutschland noch an einer richtigen Methode der Anwendung fehlen muß.

Besser gelingt es mit Hornspänen, die man in der Nähe von Städten, wo sie zu haben sind, mit dem entschiedensten Erfolge anwendet. Ihre Wirkung ist schnell und nachhaltend, und selbst der entkräftetste Acker zeigt nach ihnen augenblicklich eine seltene Ertragsfähigkeit.

Die grüne Düngung kennt und übt man in Deutschland ebenfalls. Nur scheint man es für Verschwendung zu halten, den Acker mit Getreide zu besäen, und dies, wenn es einige Höhe erreicht hat, unterzupflügen. Aber man thut dies besonders mit dem Klee, den man beim zweiten, oder wo er vorzüglich stark wuchert, beim dritten Wuchse etwa 6 Zoll hoch wachsen läßt, und sodann unterpflügt. Mit Haidekorn und Wicken hilft man sich da, wo der Klee nicht gedeihen will. Die Wirkungen dieser Düngung sind nicht überall gleich. Im Grunde eignet sie sich mehr für den südlichen und überhaupt für den wärmern Theil von Deutschland, wie für den kältern. Im ersteren ist ihr Erfolg sicherer und glänzender.

Andere Düngungsmittel, als Asche rc., übergehe ich, da sie nur von wenig Belange sind und meist nur in kleinen Wirthschaften angewandt werden.

H. Der deutsche Weinbau.

Obgleich dieser schon oben, wo ich von den verschiedenen Producten sprach, die auch ein Gegenstand des Handels sind, hätte mit abgehandelt werden sollen: so that ich dies doch deshalb nicht: weil er im Grunde genommen in der Landwirthschaft selbst isolirt und in wenigen Beziehungen mit den andern Erzeugnissen derselben steht. — Wir wollen ihn hier aus zweierlei Gesichtspunkten auffassen, und zwar in Hinsicht der Art seines Betriebes, und in der seines Erfolges.

Um beide Gesichtspunkte im Allgemeinen aufzustellen, müssen wir die Gegenden in gewisser Ordnung durchgehen, in welchen er betrieben wird. Die Qualität der Frucht muß uns dabei mehr zum Wegweiser dienen, als die natürliche Lage oder Größe

der Provinzen, in welchen deutscher Wein wächst. Nach die-
ser Ordnung stehen dann die Gegenden des Mittelrheins
Mainz bis herab nach Coblenz oben an. Sie liefern ein Ge-
wächs, was seit Jahrhunderten berühmt ist, und was den
zer eben so erfreut, wie den Trinker. Die geschützte Lage
Weinberge; die natürliche Beschaffenheit des Grundes, wo
die Reben stehen; die große Sorgfalt der Weinbauer; und be-
sonders auch die Mühe, welche sich dieselben von jeher ga
nur edle Reben zu ziehen, geben dem Erzeugnisse eine
Qualität, und haben ihm seinen Ruf für immer gesichert.
lich sieht der Winzer den Schweiß seiner Stirn eher tro
wie den Saft der goldnen Traube, indem er z. B. den D
auf die Hauptlagen seines Weinberges auf dem Rücken hin
tragen muß. Aber überschwenglich wird er auch belohnt, we
ein guter Jahrgang ihm günstig ist, und dann im Herbste
Most in Strömen fließt. — Zu seiner Aufmunterung hat
Erzeugniß auch jetzt an Werth gewonnen, seitdem der freie Ve
kehr zwischen Hessen-Darmstadt (welches den meisten Rhein
erbaut) und Preußen hergestellt ist, wodurch die Preise
Weines in jenen Gegenden bedeutend gestiegen sind.

Dem Rheinwein an Güte nahe steht der an der Mosel
zeugte, der jetzt, seitdem jene Gegenden an Preußen gekom
sind, auch zu den deutschen Producten gehört. Fast gleiche Be
handlung findet hinsichtlich des Weins an beiden Flüssen st
Der Rebenschnitt trifft, wenn der Frühling sich nicht verspät
Mitte April, und die Weinlese Anfang October. Frühe S
ten geben zuweilen schon im Juli, fast jederzeit aber im Au
weiche Trauben. Einen Hauptabzug haben die Moselwein
welche im preußischen Antheil erzielt werden, nach den übri
Provinzen dieses Staates, und die Winzer gewinnen dadur
ungemein.

Obgleich die Gewächse am Oberrheine (in der Rhei
pfalz) den beiden genannten in der Güte nicht ganz glei
stehen: so können sie ihnen doch unmittelbar folgen. Wie über
all, so entscheidet hier freilich die Lage der Weinberge die Quali
tät der Weine, und es giebt deren hier in Menge, die nic

nur mit den mittlern, sondern auch mit den bessern Sorten des Mittelrheins in Güte wetteifern. Der stockende Absatz und die daraus folgende Wohlfeilheit des Products hat jedoch hier die Winzer muthlos gemacht, und man widmet dem Weinbau nicht die große Sorgfalt, wie man es bei bessern Preisen wohl thun würde.

An Geist und Würzigkeit folgen nun die Frankenweine. Wer kennt nicht den Stein- und Leistenwein? — Aber wie viele Millionen Flaschen gehen auch unter diesem Namen, die jene beiden Berge nicht berührten, wenn sie dieselben auch, wie Moses das gelobte Land, in der Ferne sehen. Der Steinwein wächst nämlich nur auf einer schmalen Berglage südwestlich von Würzburg. Das Ergebniß des eigentlichen und wahren Steinweins ist jährlich wenig über tausend Eimer. Jedoch liefern die an jene Lage stoßenden Berge ein Product, was jenem ziemlich nahe, und was eigentlich als Steinwein in den Handel kommt. — Der Leisten ist von noch beschränkterem Umfange, und nur der südliche Abhang des Berges, worauf das alte Schloß in Würzburg steht, liefert ihn. Mit ihm ist es, wie mit dem Johannisberger am Rheine: er bleibt Privateigenthum und kann nur durch besondere Verbindungen in fremde Hände, und somit in den Handel kommen. Man sieht dessen darin zwar genug, aber die Taufe, und nicht die Gluth des Schloßberges hat ihn meist dazu gemacht. Uebrigens sind fast sämmtliche in der Nähe von Würzburg wachsende Weine von guter Qualität, und nähern sich dem geistigen Gehalte nach sehr den Rheinweinen. — Die Weine an der Tauber stehen jenen aber nach; auch hat man hier nicht wie dort von jeher so streng auf gute Reben und Sorgfalt bei der Lese gedacht.

Hervorragend in der Ausdehnung des Weinbaues ist Würtemberg, und man findet ihn beinahe im ganzen Königreiche. Am bekanntesten sind hier die Neckarweine. Ob sie gleich an Geist ziemlich reich sind, besonders wenn sie auf guten Lagen wuchsen: so haben sie dennoch etwas Eigenthümliches im Geschmack, was gewöhnlich dem Fremden im Anfange selten behagt. Es ist dies gleichsam etwas Erdartiges. Ein Hauptvorwurf

9*

trifft den Anbau in Würtemberg, nämlich der, daß man d[illegible] stets nur auf die Vermehrung der Menge, nicht aber auch gleich auf die der Güte sieht. Ersteren Zweck erreicht man und dort auf eine überschwengliche Weise, was besonders in Gegend von Reutlingen der Fall ist. Vergleicht man da Menge des gewonnenen Weines mit der Fläche, wora[illegible] wuchs: so müßte, wenn man die Trauben am Stock pr[illegible] und den Wein davon fließen ließe, im eigentlichsten Sinne Wortes, derselbe auf der Erde strömen. Um dem Nacht[illegible] abzuhelfen, welcher aus der übergroßen Menge des Weines Mangel an Güte entsteht, läßt der weise Regent auf se[illegible] Privatbesitzungen das Beispiel aufstellen, daß ein besseres wächs, wenn auch in Menge weniger, doch im Geldertrage m[illegible] einbringe. Er hat nämlich die edelsten Reben anschaffen und seine Weinberge pflanzen lassen. Der Wein, der jetzt schon von gewonnen ward, steht den feinsten französischen Wei[illegible] gleich, und könnte, wenn er nur erst in größerer Menge Lande erzeugt würde, jene verdrängen: wodurch denn g[illegible] Summen in demselben zurückgehalten würden. Wirkt jedoch solches Beispiel auch nur langsam: so bleiben die guten F[illegible] nicht aus, und Würtemberg wird auch hierüber ganz beson[illegible] in künftigen Zeiten seinen vortrefflichen König segnen. Wen[illegible] ein Fürst den Namen pater patriae verdient: so ist gewiß es, was ich auch besonders bei den väterlichen Anstalten zu [illegible] gen Gelegenheit haben werde, die Er zum Aufblühen des La[illegible] baues im Allgemeinen in seinem Staate getroffen hat.

Böhmen hat im Ganzen ein rauhes Klima, und wenn m[illegible] es in seiner ganzen Ausdehnung mit Ausnahme der nördlich[illegible] Spitze desselben durchreist: so ahnet man nicht, daß es in die[illegible] einen Wein erzeugt, den man unbedenklich zu den edlen zäh[illegible] kann. Es ist dies der unter dem Namen Melnicker bekann[illegible] Nicht allein hat dieser Wein viel Geist, sondern er verei[illegible] damit eine Milde und Annehmlichkeit, die fast jedem, des[illegible] Zunge er berührt, besonders behagt. An den Bergen und F[illegible] abhängen, welche die Elbe von Melnick nach Leutmer[illegible] bespült, wächst er, wovon die Hauptlagen fürstlich Lob[illegible]

zisches Eigenthum sind. Seine Farbe ist roth, und die Re-
n sollen sämmtlich direct aus Burgund herbeigeholt worden
n. Nach diesem Melnicker erzeugt die Gegend noch einen
ten Wein, welcher weiß ist und den Namen Czernosecker
rt. Dieser enthält schon mehr Säure und wird auch jenem
gesetzt. Im Ganzen giebt der Weinbau dieser Gegend viel
hrung und Leben, indem der hier erzeugte Wein ein nicht
deutender Handelsartikel ist. Man pflegt die Reben mit
em Fleiß, und läßt ihnen eine sehr richtige Behandlungs-
e angedeihen. Ohne Zweifel hat sich dieser von den ersten
nzern, deren wohl mehrere aus Burgund mit den Reben
erkamen, auf die Nachkommen fortgepflanzt und bis jetzt
lten. Das Beschneiden des Stocks geschieht ungefähr 14
e später wie am Rhein, und 8 Tage später wie in Franken
Würtemberg. So tritt auch die Lese um fast eben so viel
r ein.

Und nun kommt Oesterreich an die Reihe. Sein
nbau wird ins Große betrieben, und es ist fast unbegreiflich,
der dort erzeugte Wein alles verbraucht werden kann, da die-
ch nur aufs Inland beschränkt, und da in demselben noch
eler aus Ungarn eingeführt wird. Die Gegenden an der
au, besonders bei Krems, sind diejenigen, wo am meisten
nbau getrieben wird. Nächstdem folgen die Gebirge von
ter-Neuburg und Lang-Enzersdorf. In den genannten Ge-
en bedeckt der Weinstock alle Höhen mit südlicher Lage, und
o nicht allein, sondern auch viele nördlich abdachende. Aber
en Höhen blieb man nicht, sondern man ging auch damit
b in die Ebene. Man kann wohl sagen, daß hier der Wein-
zu einer Art von Manie geworden ist, indem diejenigen,
e ihn betreiben, nicht zu berechnen scheinen, ob er ihnen
ferner ihren Unterhalt und eine Bodenrente sichern werde.
n nicht allein ist es der über alle Maßen herabgegangene
is des Weins, welcher den hiesigen Landbesitzer zu Grunde
en muß; sondern der mittelbare Verlust, den er sich dabei
einem Acker zugezogen hat, trägt dazu das Seinige ganz be-
ers bei. Man verwendet nämlich fast allen erzeugten Dün-

ger nur in die Weingärten und Berge. Dadurch wird er d[illegible]
Acker entzogen und dessen Tragbarkeit von Jahr zu Jahr m[illegible]
vermindert. Um die Mißgriffe voll zu machen, sehen die W[illegible]
bauer, wie in Würtemberg, nur auf die Menge, und nicht [illegible]
die Güte des Weins. Dadurch verliert das Product immer m[illegible]
an seinem Rufe und Werth. In der That ist es aber auch e[illegible]
harte Zumuthung, die man dem Fremden, der an diese G[illegible]
nicht gewohnt ist, macht, wenn man ihm hier Wein von g[illegible]
gen Jahrgängen vorsetzt. Munden doch selbst die bessern J[illegible]
gänge, wenn sie nicht von vorzüglich guten Lagen stammen, [illegible]
Ausländern nicht besonders. Kommen sie aber von letztern: [illegible]
gleichen sie sehr den französischen Weinen. In der Behand[illegible]
des Weinstocks begeht man ebenfalls viele Mißgriffe. So sch[illegible]
det man ihn z. B. zu hoch, auch läßt man die Gelände zu [illegible]
werden, ehe man zum Umarbeiten des Weinberges schreitet. [illegible]
Sollten einige Getreide-Mißwachsjahre in Oestreich komm[illegible]
so würden die falschen Operationen, welche eine Menge der [illegible]
sigen Landwirthe begehen, erst recht klar ans Licht treten. I[illegible]
deß fangen wohl auch hier, wie überall, die bessern Beisp[illegible]
an zu leuchten, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, [illegible]
diese ihre Wirkungen aufs Ganze zeigen werden. — Das [illegible]
Gewohnte legt der Mensch freilich nicht gern ab, und wenn [illegible]
mal der ganze Betrieb einer Landwirthschaft in einem gewis[illegible]
Zuge ist, dann lassen sich besonders die wenig Gebildeten n[illegible]
gern herausbringen. Wendeten die österreichischen Weinba[illegible]
nicht allein mehr Sorgfalt auf eine bessere Auswahl und Pfle[illegible]
der Reben, sondern gingen sie besonders bei der Lese etwas m[illegible]
samer zu Werke: so daß sie z. B. nicht rothe und weiße, re[illegible]
und unreife Trauben zusammennähmen und kelterten, so wür[illegible]
sie sehr bald ein besseres Produkt liefern, was auch leicht [illegible]
Handelsartikel ins Ausland werden könnte. Jetzt ist dies ni[illegible]
und kann auch nicht seyn, da der hier erzeugte Wein nicht d[illegible]
Transport und die Zölle erträgt.

Ganz und in jeder Art gilt das von Oesterreich Gesag[illegible]
auch von dem Weinbaue in Mähren. Gleiches Verfahre[illegible]
gleiches Product, gleich niedrige Rente. Hier fängt man jedoc[illegible]

und da schon an, die Weingärten in Ackerland zu verwan-
n. Immer aber lohnt hier der Weinbau, besonders in den
en, die ihm günstig sind, besser wie in Oesterreich: weil er
t solche Massen erzeugt, und darum im Lande immer einen
s bessern Preis hat.

Wer kennt nicht das schöne Elbthal von Dresden nach
ißen? und wessen Augen haben nicht die das rechte Ufer
Elbe bekränzenden Weinberge erfreut? Freilich ist dem Gau-
n der Wein von diesen nicht ganz so angenehm, wie jene dem
e. Aber dennoch ist der hiesige Landwein wohl dem in Oester-
ch erbauten ziemlich gleich zu schätzen. Nur genießt der hiesige
Vorzug vor jenem, daß er mehr eine Seltenheit ist, und als
he eher geschätzt wird. Bei kühlen und nassen Jahrgängen
den jedoch in dieser Gegend die wenigsten Trauben reif, und
ngt man sie dann auch unter die Kelter; so geben sie nur einen
echten Essig.

Und nun den Grünberger, von dem man so manche
ige Anekdote hat. Er ist der Wein, der in Europa am mei-
nördlich, nämlich unter dem 52. Grade N. Breite wächst.
hon dies ist eine schlechte Empfehlung für ihn. Indeß stre-
die hiesigen Winzer jetzt darnach, jenen üblen Ruf zu ver-
hten, und in der That erzeugen sie bei guten Jahrgängen ein
odukt, dem man nur einen andern Namen zu geben braucht,
es den Trinkern schmackhaft zu machen. In Massen
rd es auf diese Weise in den Verbrauch gebraucht, und
Ort der Erzeugung muß sich begnügen, ihn dadurch an
Mann zu bringen. Die Lage von Grünberg, in einem kessel-
igen Thale; der viele im Sommer brennende Sand; die we-
n der nördlichen Lage im Juni und Juli sehr langen Tage
d warmen Nächte: alles dies trägt viel dazu bei, die Reife
s Weins zu befördern, und ihm mehr Zuckerstoff zuzuführen
nd zu entwickeln, als man glauben sollte. — Da man nun in
neuerer Zeit mit allem Eifer darnach strebt, die gute Qualität,
welche die reif gewordenen Trauben haben, nicht durch beige-
mischte unreife herabzusetzen; da sich mehrere Weinbauer verei-
nigt haben, hierüber zu wachen, und auch eine strenge Scheidung

der Sorten vor der Kelter vorgenommen wird: so hat in der T[illegible] der Grünberger Wein bei günstigen Jahrgängen eine Qua[illegible] erreicht, die man ihm früher nicht zutraute. Dadurch nun i[illegible] in Credit gekommen, und man führt ihn schon hie und da [illegible] seinem eigenem Namen im Weinhandel. Hiermit gewinnt [illegible] jene Gegend ungemein; denn sie eignet sich zum Getreide[illegible] wenig, und würde durch denselben das lange nicht eintragen, [illegible] ungleich weniger Menschen ernähren, als jetzt mit dem Wein[illegible]

L. Hindernisse, welche noch der bessern Cultur [illegible] Wege stehen, und was für deren Hinwegräum[illegible] bereits geschehen ist.

Wenn ich oben von dem hohen Ertrage der Landwirthsc[illegible] im Allgemeinen in der gegenwärtigen Zeit sprach und dabei [illegible] Fortschritte der Agricultur hervorhob: so hätte ich freilich [illegible] davon sprechen sollen: daß jener höhere Ertrag auch mit auf[illegible] beseitigten Hindernissen beruhe, die früher der Landwirthsc[illegible] Fesseln anlegten. Es ist jedoch dieser Gegenstand von besonde[illegible] Wichtigkeit, und er berührt eine Menge verschiedener Verhältni[illegible] so daß ich ihm nothwendig einen eigenen Abschnitt widmen mu[illegible]

1) Oben an stehen als Fesseln eines freien und ration[illegible] Betriebes der Landwirthschaft die gegenseitigen Ser[illegible] tute. Sie sind oft von der Art, daß sie absichtlich zur [illegible] schränkung der Rechte und der freien Ausübung des Landba[illegible] ersonnen zu seyn scheinen.

Gehen wir nicht auf den Ursprung dieser Servitute zur[illegible] so dünkt es uns räthselhaft, wie dergleichen gegenseitige La[illegible] aufkommen konnten. Sie entstanden aber meistentheils mit [illegible] Feudalwesen zugleich. Die Mächtigen hatten sich die Ländere[illegible] zugeeignet, und da sie dieselben für ihre Person nicht beba[illegible] konnten: so vertheilten sie einzelne Partien an ihre Vasallen, [illegible] diese ließen denn das ihnen zugefallene Land wiederum durch i[illegible] Untergebenen (zum Theil Sclaven) gegen gewisse Antheile [illegible] Ertrage anbauen. Scheint nun auch das daraus entstande[illegible] Verhältniß der Abhängigkeit und Beschränkung der Anbauer h[illegible] und drückend: so konnte dieß bei seiner Entstehung um so wenig[illegible]

der Fall seyn, als diese dadurch Versorgung und Erwerb erhielten, und ihrer ganzen Lage und Denkungsweise nach, sich dabei nicht unglücklich fühlen konnten. Die Sache wird uns auch um so weniger grell erscheinen, wenn wir mit jenen Zeitverhältnissen die gegenwärtigen vergleichen. Fürs erste war die damalige niedere geistige Bildungsstufe des Volkes schon Ursache, daß dasselbe ein Verhältniß nicht drückend und der Sklaverei ähnlich fühlen konnte, wie dies wohl in unserm Zeitalter der Fall ist; zweitens aber ist es auch wohl dem der Dienenden in der gegenwärtigen Zeit nicht ganz unähnlich. Diese sind ja nach der einmal bestehenden Ordnung und Nothwendigkeit der bürgerlichen Verhältnisse verpflichtet, ihren Herrschaften in allem zu Willen zu seyn, was sie denselben bei ihrer Verdingung versprochen haben. Damit ist ihr freier Wille in einzelnen Beziehungen ebenfalls beschränkt, und sie können über ihre Kräfte nur in sofern schalten, als es ihnen das Verhältniß zu ihrer Herrschaft gestattet. Ist nun vollends noch die Ablohnung für Dienste in einem Antheile an dem Natural-Ertrage des Landes bestimmt, welches die Dienstboten anbauen helfen, oder werden ihnen auch gewisse Ackertheile gegen eine Naturalabgabe überlassen. Dann haben wir dieselben Servitute, nur in wenig veränderter Form, als wie sie aus den frühern Zeiten noch hie und da bestehen. Recht augenscheinlich findet dies da statt, wo man die alten Frohnen ablöset, dagegen aber, um sich Arbeiter zu sichern, Häuser baut, diese mit Aeckern ausstattet, und dann Menschen hineinsetzt, die beides benutzen dürfen, dafür aber ein bestimmtes Quantum von Arbeit leisten müssen. Nur darin besteht der wohlthätige Unterschied der neuen Einrichtung: daß der Verpflichtete sein Verhältniß nach seiner Wahl und Willkür eingehen und verlassen kann, wogegen in der alten die auf solchen belasteten Grundstücken Gebornen schon von ihrer Geburt an verpflichtet waren, nicht von demselben zu gehen, und alle darauf liegenden Lasten tragen zu helfen; was sie nur mit Geld abkaufen konnten. Dies Verhältniß ist es auch, was sich mit dem Geiste unsrer Zeit nicht verträgt, und was auch in jedem human regierten Staate abgeschafft wird. Wir haben es aber hier weniger mit der Persön-

lichkeit der Landanbauer als vielmehr mit dem zu thun, was d
Landbau unmittelbar fördert oder hindert. Da haben wir de
bei den Servituten vor allen Dingen

a. Die Frohnen aller Art anzuführen. Frohn
in den östlichen deutschen Provinzen mit dem slawischen Nam
Robot bezeichnet, ist eigentlich nichts anders, als Bezahl
durch Arbeit. Als sie in der uralten Zeit eingeführt ward,
war das Geld selten, und diejenigen, welche den Acker un
telbar zu bebauen bekamen, ermangelten dessen am meis
Um aber seine Rente für den hingegebenen Acker heraus zu
kommen, ließ der Eigenthümer sich sein zurückbehaltenes
durch die, denen er Theile verliehen hatte, als Verzinsung be
beiten. Da dies nun aber nur in einer gewissen Quote beste
konnte, so mußte denn auch ein bestimmtes Quantum an Ar
geleistet werden. Dies vertheilte sich unter den Empfängern n
Maßgabe des erhaltenen Ackertheils. Wer so viel bekom
hatte, daß er Zugvieh darauf halten konnte, der mußte se
Frohne mit diesem abthun. Wo aber so geringe Theile ge
waren, daß deren Empfänger sie mit eigener Hand bebauten,
hatten diese auch nur für ihre eigene Person, oder mit ih
Händen die Frohne abzuthun. Ersteres wurde Spann- u
das andere Handfrohne genannt. Dies ganze Verhältniß h
aber, wenn die Arbeiten die Kräfte derer, welche sie zu lei
haben, nicht überstiegen, durchaus nichts, was den Mensch
rechten zuwider liefe. Denn welcher Unterschied ist denn wo
ob der, welcher empfangene Aecker zu verzinsen hat, dieses du
Frohne thut; anstatt daß er in einem andern Falle mit derselben Ar
beit an anderem Orte das Geld erst verdienen, und dann bezahl
müßte? — Sobald ein solches Verhältniß nur nicht für imm
bindend, sondern nach freier Wahl der Betheiligten aufzulösen ist,
kann man es weder dem Zeitgeist widersprechend, noch die Fr
heit des Frohnenden beschränkend nennen. Aus diesem Gesich
puncte haben es auch die meisten deutschen Regierungen angese
hen, indem sie es nicht unbedingt aufgehoben; sondern nur den
Parteien den Weg öffneten, auf welchem sie, wenn es ihnen vor
theilhaft dünkte, es aufheben konnten. — Vorstehendes war

von Frohne in abstracto zu sagen, was aber in concreto darüber aufzustellen ist, das folgt hier.

Das Verhältniß der Frohne ruht nicht in ganz Deutschland auf gleichen Grundlagen. Am drückendsten hatte es sich in den östlichen Provinzen, und zwar besonders in denjenigen gestaltet, die von eingewanderten Slaven bewohnt waren. Hier beschränkte es meist die persönliche Freiheit, und legte den Belasteten eine Menge von Arbeiten auf, unter denen sie fast hätten erliegen mögen. Die natürliche Folge davon mußte seyn: geistige und körperliche Entkräftung des Volkes. Wie konnte dies wohl anders seyn, wenn diesem zur eigenen Arbeit und zum eigenen Erwerbe oft kaum ein Tag in der Woche übrig blieb? Wie konnte es Liebe und Anhänglichkeit an diejenigen haben, die es nur als seine Zwingherren kennen lernte, und die zwischen ihm und dem Vieh in der Behandlung oft wenig Unterschied machten? Wie durfte man sich wundern, wenn der männliche Theil des Volkes sich dem Trunke ergab, um wenigstens auf kurze Zeit das Drückende seiner Lage zu vergessen? — Welche Arbeit konnte aber ein Volk leisten, das sich nur auf das dürftigste zu nähren im Stande war? — Was konnte dem Landbauer sein eigener Acker bringen, wenn ihm zu dessen Bestellung so wenig Zeit und Kräfte übrig blieben? und wie mußte sein Zugvieh schwach und verkrüppelt seyn, wenn es eben deßhalb dürftig genährt ward und dabei ununterbrochen arbeiten sollte? — Der Schaden hiervon trug sich ganz natürlich auf diejenigen über, welche die Frohne zu fordern hatten. Arbeit mit Widerwillen und erschöpften Kräften gethan, hat wenig Werth. Die Cultur des Ackers ward schlecht vollzogen, und der Ertrag ungemein herabgesetzt. Es ist nicht zuviel gesagt, daß dies an manchen Guten bis auf die Hälfte der natürlichen Ertragsfähigkeit des Bodens ging. Dies erkannten die auf das Wohl ihrer Unterthanen aufmerksamen Regierungen, und sie gaben Gesetze, die dem Uebel abhalfen. Damit gewannen sie intensiv an Nationalkraft. Denn neben der mehr entwickelten Kraft des Grund und Bodens lebte auch die des Volkes auf. Das hat sich in Preußen am klarsten gezeigt. Ich komme weiter unten auf die hierauf Be-

zug habenden Gesetze. — Lehrgeld giebt im menschlichen Leben fast ein Jeder, folglich ist auch der Gesetzgeber nicht davon aus geschlossen. Das war auch in den deutschen zu Preußen gehörenden Provinzen der Fall. Die Erkennung des Uebels erregte einen zu schnell auflodernden Enthusiasmus, und es wurden Institutionen zu rasch umgestoßen, die freilich der Zeitgeist nicht dulden konnte, die aber alle allmählich leicht zu vernichten waren. Das an Unterwürfigkeit gewöhnte Volk fühlte sich kaum vom Drucke ein wenig befreit, als es auch sein Haupt schwindelnd empor hob und aller Verpflichtungen entledigt zu seyn glaubte. Wie es die höhere Macht in seine Schranken wies, murrte es, und glaubte, man bereue, den Druck aufgehoben zu haben, und wolle es auf's neue ins Joch spannen. — Dadurch entging dem Gesetzgeber der Dank, obgleich der Segen nicht ausblieb. — Das eben Gesagte kam vorzüglich bei Aufhebung der Erbunterthänigkeit vor, die eigentlich die weitere Ausdehnung der Verpflichtung zur Frohne enthielt.

Da aber viele Landwirthe noch nicht die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es nicht allein im Allgemeinen, sondern auch fast in allen einzelnen Fällen dem Landbaue viel vortheilhafter ist, denselben ohne gezwungene, und besonders ohne solche Frohne zu betreiben, die dem Fröhner nicht Zeit und Kraft genug läßt, sein eigenes Feld gut und zweckmäßig anzubauen: so wird es hier am rechten Orte seyn, das Für und Wider genau aufzustellen.

Die Vertheidiger der Frohne sagen: es sey für den Landbau vortheilhaft, wenn sie bestehe: weil mit derselben die großen Landgüter schneller und meist besser bestellt werden, wie mit eigenem Gespann und bezahlter freier Arbeit. Saat und Ernte können in sehr kurzer Zeit vollbracht, und dabei jedesmal die beste Witterung wahrgenommen werden. Nun seyen aber grade die großen Güter diejenigen, welche die Märkte mit Getreide, die Manufacturen und den Handel mit Wolle, Flachs 2c. am meisten versorgen und somit auf den Flor des Landes am stärksten wirken. Sie führen ferner an, daß diejenigen, welche Frohne zu leisten haben, grade dadurch zur Thätigkeit angehalten werden, und sich so allmählich daran gewöhnen, während sie ohne dieselbe sich der Trägheit und Lüderlichkeit überlassen würden.

Dagegen wenden die Anfechter der Frohne ein: der Ackerbau werde durch die Spannfrohne vernachlässigt; die Fröhner brächten schwaches Vieh und bösen Willen mit auf den Acker, und es wäre ihnen nur darum zu thun, den Tag hinzubringen, oder wenn sie ein bestimmtes Pensum zu arbeiten hätten, so geschehe dies auf die schlechteste Weise: Ihre eigenen Felder müßten sie dabei gänzlich vernachlässigen, und es entstände so in der Production eine ungeheure Lücke, die aufs nachtheiligste auf den Nationalwohlstand einwirke. Es wären daher überall, wo man die Frohne aufgehoben habe, sogleich die wohlthätigeren Folgen ans Licht getreten. Das Volk sey fleißiger geworden, es habe seine Besitzungen im bessern Stand gebracht, und die Masse der erzeugten Producte sey dabei so auffallend vermehrt worden, daß dieß auf deren Preis einen bedeutenden Einfluß gezeigt habe. Jedoch hätten, trotz dem Herabgehen derselben, die Producenten nicht grade verloren, indem das Mehrerzeugte sie entschädigt habe. Endlich aber sey der Einfluß auf die Moralität des Volkes unverkennbar. Ein sclavischer Zustand ließe diese nie aufkommen, und wenn es auch hie und da scheinen möchte, als würden in neuerer Zeit mehr Verbrechen begangen, wie früher: so erschiene das gegenwärtige Uebel immer größer wie das vergangene; auch wären bei dem Uebergange aus der Sclaverei in die Freiheit jederzeit Vergehungen, die mehr dem, aus dem Gefühl der Freiheit entstandenen Muthwillen, als aus innerer Verderbtheit entsprängen, unvermeidlich.

Wollen wir über beide Behauptungen ein unparteiisches Urtheil fällen, so müssen wir uns an Thatsachen halten, und dann dürfte es wohl lauten: daß hier, wie überall, die Wahrheit in der Mitte liege. Sehen wir z. B. auf Preußen: so hat die Aufhebung der Frohne in ihrer weitesten Bedeutung unstreitig die segensreichsten Folgen gehabt. Ausnahmen hiervon haben jedoch auch statt gefunden, und finden noch statt. Es kommt bei dergleichen Verhältnissen immer nicht auf die Sache allein, sondern oftmals ganz besonders auf die Personen an, welche die Sache leiten. Wo der Frohnberechtigte von humanen Grundsätzen ausgeht, wo er die Belasteten schont, so weit es nur im-

mer thunlich ist; wo diese hinwiederum jene Schonung und guten Willen bei ihrer Arbeit anerkennen: da besteht eigentlich im strengsten Sinne des Wortes, keine Frohne. Denn diese setzt Zwang und Strenge voraus, welches beides im angeführten Falle nicht statt findet, da bei beiden Theilen der gute Wille und die moralische Freiheit vorwaltet. Es besteht daher hier [illegible] was ich oben sagte: man bezahlt unmittelbar mit Arbeit die Rente, die man sonst durch das anderwärts erworbene Geld entrichtigen müßte. Daß im vorliegenden Falle weder eine Ablösung zu wünschen, noch vortheilhaft wäre, liegt in der Natur der Sache. Der berechtigte wäre genöthigt, Arbeiter zu suchen und zu bezahlen, und dazu müßten ihm die Belasteten das Geld geben, was sie sich wieder erst durch anderwärts gesuchte Arbeit zu erwerben hätten. — Beide haben dies aber bei ihrem bestehenden Verhältnisse nicht nöthig, und es ist hier, so zu sagen, die Welt wie sie seyn soll. Da sie dies nun aber nicht überall ist: so kann auch der gegebene Fall nicht überall Anwendung finden. Betrachten wir dagegen den andern, wo Zwang und Strenge auf der einen, und Trägheit und Widerwille auf der andern Seite obwaltet; erwägen wir die Fälle, wo die Frohne fast alle Kräfte des Belasteten in Anspruch nimmt; wo sie willkürlich ist und auf dem Willen des Berechtigten beruht; wo sie also das Volk entwürdigt und seiner persönlichen Freiheit beraubt; wo sie bei demselben Trägheit und Lüderlichkeit erzeugt: da ist ihre Aufhebung ein für das physische und moralische Fortschreiten der Menschheit höchst nothwendiges Erforderniß. Da nun das Letztere weit häufiger zu treffen ist, wie das Erstere: so fällt ohne Frage der Spruch zu Gunsten der Aufhebung der Frohne aus. Ihr Bestehen kann im Allgemeinen nur nachtheilig und hemmend auf den verständigen und höhern Betrieb des Landbaues wirken.

b. Zu den gegenseitigen Servituten gehören ferner die Hutungsberechtigungen. Sie sind ein Ueberbleibsel aus dem Nomadenzustande der Völker und können daher sich unmöglich mit einer hoch ausgebildeten Stufe des Landbaues vertragen. Es haben sich aber diese Berechtigungen in Deutschland

auf mancherlei Weise gestaltet. Daß die der größern Grundbesitzer, oder der Herrschaften sich oben anstellen, ist zu erwarten, da diese ursprünglich das Recht der Vertheilung der Ländereien hatten, und bei derselben sich selbst unmöglich vergessen konnten. Sie waren auf den Aeckern und Gründen der mit Grundstücken Betheilten eine Zugabe zur Frohne. Eigentlich waren sie bei ihrer Entstehung für die Belasteten wenig oder gar nicht drückend. Da die Dreifelderwirthschaft allgemein war: so blieb ohnedies der dritte Theil der Aecker unbenutzt, und auf diesem ließ der Gutsherr sein Vieh weiden. Einen Theil davon überließ er jedoch dem Betheilten, und da dieser wenig Viehstand hielt: so hatte er damit genug und überließ ohne Nachtheil dem Berechtigten die Hutung. Dazu kam denn noch, daß man fast in allen Ansiedelungen (nachher Dörfer genannt) ein Stück Land ganz allein zur Weide übrig ließ, auf welchen alle, welche von den vertheilten Aeckern erhalten, das Recht hatten, ihr Vieh zu weiden. Da nun hiezu nicht selten die besten Flächen gewählt worden waren, und diese nun immer und ewig zur Weide benutzt wurden: so ward auf ihnen eine Menge Dünger verloren und eine Kraft gesammelt, die niemanden etwas nützte. Bei den Ackertheilungen der neueren Zeit wurden solche Strecken dann ebenfalls zerstückelt und vertheilt, und die so lang ungenutzte Bodenkraft in Umlauf gesetzt.

Das Recht der Grundherren, ihr Vieh auf den, an ihre Unterthanen ausgegebenen Feldern zu weiden, war aber meist sehr ausgedehnt, und beschränkte besonders alsdann die freie Benutzung derselben, als man anfing, mehr Vieh zu halten, und die Brache zum Anbau von Futter zu benützen. Die, welche jenes Weiden zu dulden hatten, suchten es dadurch zu beschränken, daß sie sorgfältig darüber wachten, daß es sich nicht weiter ausdehnte, und daß es nur streng in der Art ausgeübt ward, wie es bisher bestanden hatte. Daraus entstanden denn mancherlei sonderbare gegenseitige Beeinträchtigungen. So z. B. durften da, wo bei Schafheerden von früherher nur immer Hammel geweidet hatten, weder Widder noch Mutterschafe, und umgekehrt jene nicht dahin, wo diese ihr Weiderecht hatten, ge-

trieben worden, weil sonst das ganze Recht verloren ging. Hinwiederum hatten aber auch die Grundherren den Unterth gestattet, Vieh auf die herrschaftlichen Stoppelfelder tr zu dürfen: weil die Weide auf denselben entweder vom nen Viehe nicht ganz aufgezehrt werden konnte, oder auch Schafen nicht ganz heilsam war. Dies ward bald zu einer servanz und zu einer Gerechtsame für die Gemeinden. Eb hatten die mit kleinen Besitzungen, wo verhältnißmäßig zu Vieh gehalten wurde, von ihren Herrschaften Weideplätze in Brache, und nebenbei auch Feldraine, Lähden und Waldu zur Graserei, für einen geringen Zins erhalten. Auch dies im Laufe der Zeit zur Gerechtsame. Alles dieses hindert freie Benutzung des sämmtlichen Feldes, und stand der hö Cultur im Wege. — Zwar besteht mehreres derselben noch den meisten deutschen Provinzen, aber dennoch ist es sehr besch worden, und es wird immer mehr auf die gänzliche Aufheb von allen Seiten hingearbeitet.

c. Der Zehent. Es ist eine der ältesten Einrichtu bei der Landwirthschaft; denn schon in der Bibel finden wir, er in der Verfassung der Juden aufgenommen ward. Urspr lich war er nur eine Abgabe an die Kirche, später wurde er an den Staat, oder dessen Stellvertreter entrichtet. Er ge ohne Zweifel zu den lästigsten und die Freiheit des Land am meisten beeinträchtigenden Institutionen. Denn er ent den belasteten Grundstücken allmählich ihre Kraft dadurch, ihnen alljährlich ein Theil ihrer Erndte entzogen wird, die ih nie wieder zu gute kommt. Zeigt auch sein Name auf den z ten Theil hin, der abgegeben werden muß: so ist er dies nicht mehr überall. Man hat ihn hie und da durch Abk men verändert, und zuweilen in eine feste Abgabe verwand die von der reichern oder ärmern Erndte unabhängig ist. D noch hat man ihr den Namen des Zehnten gelassen. Neben aber, daß dem Acker seine Kraft durch den Zehnten allmäh entzogen wird, hat er noch das Drückende, daß er den Landb in seinen Erndtearbeiten beschränkt: indem es noch hie und Sitte ist, daß die Erndte nicht eher angefangen und die Fru

nicht

nicht eher abgefahren werden darf, bis der Zehntberechtigte (Zehntherr) seinen Theil in Empfang nimmt und abholen läßt. Er lastet, wo er statt findet, auf allen Erzeugnissen, und man hat ihn in neuerer Zeit, wo die Brache stark angebaut wird, auch auf die in derselben gewonnenen Früchte ausgedehnt.

2) **Ist zu den Fesseln, welche den freien Betrieb der Landwirthschaft hemmen, zu zählen: das Durcheinanderliegen der Grundstücke.** Da die Ackerflächen (Feldmarken) welche die Grundherren an ihre Unterthanen überließen, nicht durchgehends Boden von gleicher Güte enthielten: so wählte man, um der Ungleichheit bei der Vertheilung zu begegnen, einen Ausweg, der zwar für die damaligen Zeiten der bequemste war, der aber nach den veränderten Verhältnissen und den umgetauschten Ackersystemen zur größten Unbequemlichkeit ward. Man zerlegte nämlich das Ganze in gewisse Theile, die man nach ihrer innern Güte begränzte. Diese wurden dann an die sämmtlichen Theilnehmer in der Art vergeben, wie dieselben größere oder kleinere Portionen zu erhalten hatten, oder zu erhalten wünschten. Je verschiedenartiger nun der Boden einer ganzen Feldmark war, desto mehrere Theile entstanden dann, und diese waren oft von verschiedener Größe. Es ward freilich auf diese Weise am sichersten eine gleichmäßige Eintheilung bewirkt, aber die Bestellung so vieler von einander abgesondert und entfernt liegenden Ackerstücke ist schwierig, und es wird durch das Hin- und Herziehen des Zugviehes viel Zeit unnütz verloren. Man vertheidigt diese Vertheilung außer dem Grunde der Gleichmäßigkeit in der Güte auch noch dadurch, daß z. B. bei Hagelschlag oft nur ein Theil einer Feldmark betroffen wird, und daß alsdann nicht grade einzelne gänzlich beschädigt werden, sondern daß dies Alle, und zwar nur zum Theil erfahren. So kräftig auch diese Gründe sind: so werden sie dennoch durch die Bequemlichkeit und die Vortheile überwogen, die dem Landwirthe daraus hervorgehen, wenn er sein ganzes Feld im Zusammenhange hat, und darauf ganz nach seinem freien Willen und richtiger Einsicht handeln kann. Denn bei dem Durcheinanderliegen sämmtlicher Grundstücke ist jeder Einzelne verpflich-

tet, sich nach den Uebrigen zu richten, und überall dieselbe Fruc
anzubauen, welche die Andern haben. Es kann also kei
weder ein zweckmäßigeres Ackersystem, noch einen stärkern Vi
stamm einführen. Daß man dies auch allgemein gefühlt h
leuchtet daraus hervor, daß man von Seiten des Staats Ges
zur Aufhebung dieser Verfassung gab, und daß von Seiten d
Privaten dieselben fleißig benutzt werden.

3) Die zurückgebliebene Volksbildung. E
dürfte scheinen, als wollte ich hier etwas aufstellen, was in d
Wirklichkeit nicht mehr da ist. So sehr man indeß auch bemü
seyn mag, den aufgestellten Satz zu bestreiten, und so v
Gründe man auch zu dessen Widerlegung aufbringen kann:
hat doch einmal die Bildung des Volkes erst in ganz neue
Zeit sich etwas verbreitet, und einen Gang genommen, der
einem vorgesteckten Ziele führen kann. Zweitens ist sie aber
der That in Deutschland noch nicht so allgemein, um in Wa
heit behaupten zu können, daß sie hoch genug stehe, um zu de
höhern Aufschwunge der Landwirthschaft so zu wirken, d
diese sich ihrer gänzlichen Vollkommenheit nähern könnte. D
ich hier ein etwas schwieriges Thema berühre; so will ich m
die größte Schonung in der Darstellung zur Pflicht machen; a
unterwerfe ich gern meine Ansicht einer andern bessern, vora
gesetzt, daß diese als solche in der Anwendung anzuerkennen ist.

Volksbildung in dem Sinne, wie ich sie hier als Landwir
nehme, ist zwar im Allgemeinen dieselbe, wie sie für jedes a
dere Fach auch brauchbar ist; jedoch darf sie in meinem Fa
gar nicht so vielfältig seyn, wie in andern. Die erste an sie
machende Forderung ist: gesunder und gerader Sinn de
Landmannes. Er schließt die überall und am meisten bei de
Betriebe der Landwirthschaft verderbliche und in unsrer Zeit
häufig vorkommende Afterbildung aus, und faßt seinen Gege
stand nur so auf, wie er es werden muß, wenn ein sicher
Erfolg im Betriebe vorkommen soll. An den Himmel zunäch
ist der Landwirth gewiesen, ihm muß er vertrauen, aber nic
blind, und dadurch, daß er die Hände in den Schooß leg
Was ihm die Vorsehung an Mitteln zur Verbesserung sein

nderreien, nahe legte, das muß er sehen und benutzen. Dazu
darf er meist keiner großen Gelehrsamkeit; sondern nur jenes
sunden und graden Sinnes. Diesen zu wecken und zu pflegen
die erste Aufgabe für den, welcher mit der Volksbildung zu
un hat. Nicht immer hat man dies gethan, und darum ver-
scherzte man sich so leicht das Vertrauen des schlichten Landman-
s, und dies besonders dann, wenn man ihn zu schnell auf
e höhere, oder wissenschaftliche Bildungsstufe heben wollte.

Die zweite Forderung ist: Schärfung jenes Sinnes,
rch Wirkung des Nachdenkens. Praktisch muß
r Unterricht für Kinder seyn, die meist Landwirthe werden
llen. Was ich aber hier unter praktisch verstehe? — Das
s man dem Kinde lehrt, muß in Beziehung gebracht werden
f seinen künftigen Beruf. Man braucht ihm deßhalb nicht
ausübende Landwirthschaft vorzuzeigen. Kenntniß der
äfte der Erde, der physischen Wirkungen der Luft u. s. w. sind es,
ihm nützen, und die der ausübende Landwirth, wenn er sie sich
in dem Betriebe seines Gewerbes durch Erfahrungen sammeln
, oft theuer bezahlen muß. Nur andeuten kann ich hier,
n ich mich nicht in ein zu weites Feld verlieren will.

Die dritte Forderung ist: Liebe zur Ordnung und
fmerksamkeit auf das, was um den Menschen
rgeht. Darauf hat die Jugendbildung zu sehen, daß die
Bildenden jedem Dinge seinen rechten Platz anzuweisen wissen.
e Beobachtung der Natur wird dazu die beste Anleiterin.
ihr greift das Kleinste wie das Größte genau in einander
d dadurch bringt sie jene erstaunenden Wirkungen hervor. Wer
ran gewöhnt wird, hierauf zu achten, und auch zu beobachten,
s in seinem Fache geschieht, der eignet sich schnell das an, was
r ihn am zweckmäßigsten ist, und die Ordnung in seinem gan-
n Wirken bringt jederzeit den günstigsten Erfolg herbei.

Die vierte Forderung ist: Ehrfurcht für bestehende
inrichtungen und Institutionen. Nichts ist für den
ndwirth gefährlicher, als Unzufriedenheit mit diesen und die
Meinung, es würde besser seyn, wenn er da oder dort Aende-
ungen machen könnte. Er verliert sich dabei in vage Specula-

tionen, und das Mißlingen derselben und die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung macht ihn in jeder Art unglücklich.

Und nun die fünfte Forderung: wissenschaftliche Ausbildung derer, die als Obere und Vorgesetzte im Betriebe der Landwirthschaft da stehen. Hier muß ich eine Saite berühren, die noch so wenig zur Harmonie stimmen will. Eine hie und da falsch geleitete Ausbildung vieler solcher Landwirthe, die sich dann durch Mißgriffe aller Art in der Praxis signalisirte, hat Mißtrauen gegen jene im Allgemeinen veranlaßt. Verspottung ward ihr Theil und dieser folgte der Vorsatz, lieber der wissenschaftlichen Ausbildung in seinem Fache zu ermangeln, und blos durch Uebung (Praxis) sich seine Kenntnisse zu erwerben. Eins thun und das Andere nicht lassen, das machten sich nur wenige zur Regel. Daher kam es denn auch, daß der große Haufe derer, die sich der Landwirthschaft widmeten, um dereinst als Beamtete (Inspectoren, Verwalter 2c.) angestellt zu werden, auf ihre wissenschaftliche Ausbildung keinen Fleiß verwandten, und darum in der gebildeten Welt eine unbehülfliche Rolle spielten, die sie denn nicht allein zur Zielscheibe des Witzes und des Spottes aufstellte, sondern auch veranlaßte, daß sie in ihrem Fache keine Fortschritte machten, und vom höhern Betriebe der Landwirthschaft keine Ahnung hatten. Ein handwerksmäßiger Schlendrian mußte anstatt eines verständigen Verfahrens sich festsetzen, und das Fortgehen mit der Zeit blieb für jene eine Sache, die sie nicht begriffen. Die vielen in Deutschland errichteten landwirthschaftlichen Bildungsanstalten haben dieses Uebel zwar sehr vermindert, aber doch noch nicht ganz ausgerottet. Da auf den hier bezeichneten Individuen der Betrieb in den größern Landwirthschaften meistentheils beruht: so leuchtet ein, welch Hinderniß für eine höhere Agricultur sie noch darbieten. Trostvoll sieht aber der rationelle deutsche Landwirth auf die Fortschritte, welche die Bildung des landwirthschaftlichen Publicums so unverkennbar macht. Immer weiter und blühender wird das Feld der landwirthschaftlichen Litteratur, und die Zahl, welche es benutzen, wird von Tage zu Tage größer. Wird nur erst der gesunde und gerade Sinn des Landmanns immer mehr

weckt und ausgebildet, dann wird er sich auch auf jenem Felde weiter umsehen, und mit verständiger Auswahl dasselbe benutzen.

Habe ich nun von den Hindernissen, welche der bessern Cultur im Wege stehen, gesprochen: so kann ich nun auch nicht mit Stillschweigen übergehen: was zu ihrer Hinwegräumung bereits geschehen ist.

Berühre ich zunächst die Frohne: so ist für ihre Aufhebung besonders von den Regenten Deutschlands bereits alles geschehen, was die Zeitverhältnisse erheischen. Ich führe zuerst Preußen als den Staat an, der mit eingreifenden Maßregeln und Gesetzen voranschritt. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 und 1807 hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß bei Fortbestehung des sclavischen Zwanges, dem besonders der Hauptstand im Staate, das ist der Landmann, unterlag, die Heilung der dem Lande geschlagnen Wunden schwer und fast unmöglich wäre. Der väterlich gesinnte König ward von humanen Rathgebern unterstützt, und es bildete sich eine neue Agrargesetzgebung, die, als sie in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anwendung kam, ihre wohlthätigen Wirkungen in den schönsten Erfolgen zeigte. Es hatte bisher neben der Hand- und Spannfrohne hie und da noch die Leibeigenschaft bestanden, so daß die Dorf-Insaßen ihrem Gutsherrn noch mit ihrer Persönlichkeit verpflichtet waren, und sich davon nur durch Geld loskaufen konnten. Ihre Kinder mußten dem Grundherrn zwangsweise und für den von jenem bestimmten sehr niedrigen Lohn dienen, und niemand durfte aus der Gerichtsbarkeit desselben treten, wenn er sich nicht zuvor losgekauft hatte. Diese aus der finstern Zeit des Feudalwesens herübergekommene Einrichtung ward gänzlich aufgehoben, und jeder erhielt somit seine persönliche Freiheit. Was also noch auf den Unterthanen lastete, das betraf allein ihre Grundstücke, und man übernahm mit deren Erwerbe auch zugleich die Lasten. Konnte nun auch der Staat jene persönliche Unterwürfigkeit, als dem Zeitgeiste widerstreitend, und als ein im Laufe der Zeit nur angemaßtes und gemißbrauchtes Recht ohne Weiteres aufheben: so ging dies mit den auf den Grundstücken liegenden Servituten nicht in gleicher Art: weil sonst als eine Ungerechtigkeit gegen

den einen Theil hätte angesehen werden müssen, was dem a
dern als eine Wohlthat ertheilt worden wäre. War doch di
selbst bei der Aufhebung der Erbunterthänigkeit nicht ganz
vermeiden; indem die gegenwärtigen Berechtigten den für sie a
derselben entstehenden Gewinn bei Erwerbung ihrer Besitzung
mit bezahlt hatten. Es ließ sich aber zur Entschuldigung für d
Gesetzgeber hierbei anführen, daß derjenige, welcher ein an
maßtes und unerlaubtes Recht kauft, stets gewärtig seyn m
es ohne Entschädigung wieder zu verlieren. Anders war
aber mit der Frohne. Sie war eine in uralter Zeit überno
mene Verpflichtung, die von beiden Theilen genehmigt und
Zahlung für die erhaltenen Grundstücke betrachtet worden w
Sonach wäre es ein Eingriff in das Privateigenthum gewes
wenn diese ohne alle Entschädigung hätte aufgehoben werden s
len. Um aber den Parteien die Sache zu erleichtern, wurden Ges
als Normen gegeben, nach denen man das bisher bestand
Verhältniß aufheben konnte. Es wurden zu dem Ende mehr
Auswege eröffnet: so daß die Parteien jederzeit den einschlag
konnten, der für sie am leichtesten und zweckmäßigsten zu geh
war. Vor allen Dingen mußte aber festgesetzt seyn: ob u
wie jene auf eine Ablösung des in Rede stehenden Servit
dringen könnten. Darum ward bestimmt, daß es hinlängl
sey, wenn eine von beiden darauf antrüge. Es wurden Co
missionen ernannt, die mit der Anwendung des neuen Gesetz
bekannt und mit dessen Ausführung beauftragt waren. Bei dies
wird der Antrag gemacht. Sehr weise aber ward festgesetzt, d
der zuerst Antragende sich auch gefallen lassen müsse, in welch
der im Gesetz vorgeschlagenen Arten er entschädigt werden soll
Man kann nämlich seine Verbindlichkeit entweder durch ein baa
bezahltes, nach dem Werthe, der für den Berechtigten in jene
liegt, ausgemitteltes Capital ablösen; oder man kann durch ein
Verzinsung desselben, also in einer gezahlten jährlichen Rente,
oder auch durch abgetretenes Land, sich von der Frohne frei ma-
chen. Letzteres wird fast überall da gewählt, wo Armuth der
Unterthanen ihnen nicht gestattet, Capital oder auch Rente zu
zahlen, und wo noch dazu das Land gering und in großer Aus-

hnung vorhanden ist. — Eine leicht zu errathende Unbequem-
keit geht aber daraus für die Grundherrschaften hervor. Diese
ommen nämlich ungeheure Flächen von geringem Werthe. Sie
en nun nicht allein ihre früher besessene Area mit ihrem eigenen
gviehe bearbeiten, wo sie sonst dies meist durch Frohne tha-
, sondern überdies noch eine Menge neu erhaltene Aecker, die
wöhnlich in schlechter Cultur sind, bestellen und verbessern.
zu gehören große Geldmittel, die nicht einem jeden zu Gebote
hen. In dieser entstandenen Unbequemlichkeit liegt namentlich
Hauptgrund mit, warum im Königreich Preußen die großen
üter so unglaublich tief in ihrem Werthe gesunken sind. Dort,
wie in einem Theil von Pommern, der Mark Brandenburg
d Oberschlesien wurde die entzogene Frohne den großen Gü-
n häufig zum Verderben: weil es ihnen zur neuen Einrichtung
d zum kräftigen Betriebe an Geldmitteln mangelte. Der
undwerth mußte damit fallen: indem keine Liebhaber da sind,
welche man das überlästig erhaltene Land verkaufen könnte.
ücklicherweise hilft in den letztgenannten Provinzen die ver-
edelte Schafzucht aus.

Besteht auch in den österreichischen deutschen Staaten die
ohne noch: so sind doch zu deren Ablösung eine Menge Wege
ffnet. So sind z. B. auf den Staatsgütern die Frohnen
r Art in eine sehr mäßige Geldabgabe verwandelt worden.
i Privatgütern wird zwar von Seiten des Staats kein Zwang
gewandt, um sie dort aufzuheben, aber dennoch ist in den dar-
f Bezug habenden Gesetzen die Sache auf alle Art erleichtert.
den meisten Orten, so wie besonders in Böhmen, wünschen
e Unterthanen die Ablösung ihrer Frohndienste in keiner Art.
ie sind der Meinung, daß sie dabei nicht gewinnen könnten:
sie einmal darauf eingerichtet sind. Jedenfalls spricht dies
r eine viel größere Humanität, mit welcher die Frohne jetzt
fordert wird, gegen früher, wo man die Unterthanen den
klaven gleich achtete.

Die Weisheit und väterlichen Gesinnungen der beiden Mo-
narchen von Bayern und Würtemberg läßt schon von selbst,

schließen, daß in diesen beiden Staaten alles, was die freie B
wegung der Landwirthschaft hemmt, hinweggeräumt wer
müsse. Und so ist es auch in der That. Vorzüglich weit
diehen ist die Aufhebung aller lästigen Servitute in Würtemberg

In Baden ist man ebenfalls schon längst damit besch
tigt, dieselben abzulösen. Fast am wenigsten ist hierin noch
Sachsen geschehen. Man hat es dort von langer Zeit
zum Hauptgrundsatze der Regierung gemacht, wenig an
alten Institutionen zu rütteln, und wenn man auch dazu ge
thigt ist, dies mit der größten Behutsamkeit zu thun. Di
Grundsatz ist an sich sehr lobenswerth, wird er aber bis da
ausgedehnt, daß dabei der Staat gegen seine Nachbarn zur
bleibt: so können die spätern Folgen nicht die besten seyn.
die größern Staaten schließen sich die kleinern allmählich an,
es ist die Zeit wohl nicht so fern mehr, wo die deutsche La
wirthschaft aller dieser lästigen Fesseln entbunden, sich ganz
bewegen und in ihrer Production immer weitere Fortschritte
chen wird.

Wie mit der Frohne, geht es auch mit den gegens
tigen Hutungsberechtigungen. Auch hier hat Preu
in der Ablösung das erste große Beispiel aufgestellt, welches
immer allgemeiner nachahmt. Besonders thätig ist man
damit in Würtemberg und Sachsen. Denn obgleich in letzte
Staate, wie oben bemerkt, die alten Institutionen sich am l
sten fast in ganz Deutschland erhalten haben: so fühlt man
Lästige und Unbequeme der Hutungsservitute dort grade bei
goldenen Zweige der Landwirthschaft, der veredelten Schafz
am meisten. Die Berechtigungen der Grundherren sind d
mancherlei höchst sonderbare Beschränkungen dermaßen be
trächtigt, daß man wohl einsieht: es sey eine mäßige Entsch
gung bei der Ablösung immer vorzuziehen.

Der Zehent ist fast durch ganz Deutschland, wo er
steht, auf den Staatsgütern in eine feste Abgabe verw
delt worden. Die mancherlei Plackereien bei seiner Einzieh
und die Unterschleife, welche dabei von den Einziehern so hä
gemacht wurden, öffneten den Regierungen die Augen,

immten sie, ihn lieber auf ein festes Quantum für immer zu
en.

Auch für das Durcheinanderliegen der Grund=
cke hat man in der Theilung der Aecker eine Abhülfe
nden. Commissionen, die mit der Sache vertraut sind, haben
Auftrag, mit Strenge und Unparteilichkeit zu untersuchen,
Güte der Aecker gegen einander zu prüfen, und bei der
en Vertheilung derselben, nicht allein in der Lage auf die Be=
mlichkeit eines jeden, dem zugetheilt wird, zu sehen; son=
 auch mit Genauigkeit die fehlende Güte überall durch ver=
rte Menge auszugleichen. Daß dies ein sehr schwieriges
chäft sey, liegt am Tage, und es ist fast unmöglich, dabei
rzeit alle zu Betheilenden zufrieden zu stellen. Jedoch findet
meistentheils die Zufriedenheit hinterher, wenn erst ein jeder
mit dem neu Erhaltenen vertraut gemacht und die große
uemlichkeit kennen gelernt hat, die in der nunmehr statt=
enden Einrichtung unverkennbar liegt.

Und nun die Volksbildung. Es hieße die deutschen
gierungen lästern, wenn man die vielen und wohlthätigen
stalten, die von denselben zu diesem Zwecke fortwährend ge=
fen werden, nicht in ihrer ganzen Größe anerkennen wollte.
r nicht gleich können die Wirkungen derselben ins Leben tre=
. Welche Masse von Unwissenheit, Vorurtheilen und bösem
llen ist erst zu überwinden, ehe die wahre, dem Bedürfnisse
 Zeit und der gegenwärtigen Generation angemessene Volks=
dung allgemein werden kann. Und sind denn auch in jeder
hule und Erziehungsanstalt sogleich diejenigen Lehrer, deren
lente den großen an sie gemachten Forderungen gewachsen
d? — Immer werden hier noch Wünsche zu erfüllen blei=
n. — Wenn man aber mit dem Plane für Landschulen je
hr und mehr in den Geist des Volkes eindringen, und wenn
n zwischen gelehrter Bildung und zweckmäßiger
orbereitung zum künftigen Berufe genau genug un=
scheiden wird; alsdann ist Hoffnung, daß die Schule ins
aktische Leben wirksam eingreifen, und dieses zum Besten der
ndividuen sowohl, als des Staatsweise leiten und regeln wird.

Erfreuend ist das Resultat, was wir finden, wenn wir was zur Erziehung und Bildung des Volks in Deutschla[nd] than wird, mit dem vergleichen, was z. B. in Frankreich, selbst in dem sonst so sehr gepriesenen England geschieht. D[a] blüht aber auch der deutschen Landwirthschaft die Hoffnung, sie die englische, die ihr, verschiedener politischer, im zw[eiten] Theile anzuführender Verhältnisse wegen, jetzt noch über[legen] ist, einholen wird. Die französische ist von ihr ohnehin schon ü[ber]flügelt.

Und nun zum Schlusse dieses Bändchens noch eine [Be]merkung, die als Entschuldigung dafür dienen wird, daß i[ch in] demselben von den nordwestlichen deutschen Provinzen so we[nig,] ja eigentlich gar nichts gesagt habe. So z. B. scheinen Hann[over,] Hessen, Oldenburg und die zwischen diesen liegenden kle[inen] Landstriche ganz übersehen zu seyn. Die Veranlassung dazu [liegt] in Folgendem: Einmal liebe ich es nicht, durch eine wieder[holte] Aufzählung der verschiedenen Provinzen den Raum allzusch[nell zu] füllen und langweilig zu werden, und dies besonders alsd[ann,] wenn nicht grade wichtige und lehrreiche Bemerkungen bei [der] Aufzählung zu machen sind. Zweitens aber werde ich im [zwei]ten und dritten Bande noch mehrmals Gelegenheit haben, [die] scheinbare Lücke auszufüllen.

Die

deutsche Landwirthschaft,

nach

ihrem jetzigen Stande

dargestellt

von

J. G. Elsner.



Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Seiner Majestät

dem

König von Würtemberg,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Eurer Königlichen Majestät

[w]age ich, auch diesen zweiten Theil der deut-
[sc]hen Landwirthschaft zu Füßen zu legen. Die
[H]uld und Gnade, welche Allerhöchst Sie dem
[er]sten zu beweisen geruhten, ermuthigten mich
[z]u dieser Kühnheit um so mehr, als dieser zweite
Theil die Haupttendenz der deutschen Landwirth-
schaft ausspricht.

Geruhen Ew. Königl. Majestät huld[illegible]
die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht a[illegible]
nehmen, in der ich ersterbe als

Ewr. Königl. Majestät

unterthänigster Diener

Elsner.

Vorrede.

In diesem gegenwärtigen zweiten Bande der Dar-
ellung der deutschen Landwirthschaft habe ich mich
mühht, so viel in meinen Kräften stand, die in dem-
ben vorkommenden höchst wichtigen Gegenstände
it Gründlichkeit und Klarheit vorzutragen, dabei
er jede ermüdende Weitläufigkeit zu vermeiden.
arin die glückliche Mittelstraße zu finden, ist schwe-
r, als man glaubt, und ich kann darum wohl auf
achsicht hoffen, wenn ich dieselbe vielleicht auch hie
nd da verfehlt haben sollte.

Um der Kritik nicht unnöthige Veranlassung
um Tadel zu geben, mache ich hier auf eine Aus-
assung aufmerksam, die im ersten Bande vorkommt.

Es fehlt nämlich dort Seite 57, wo von eine
zweckmäßig eingerichteten Pfluge die Rede ist, no
der Satz, daß außer dem Gesagten sein Hauptzw
auch der sey, die Erde gehörig umzuwenden, u
das Zersetzen der obern Narbe zu veranlassen.

Der Verfasser.

III. Das ländliche Grundeigenthum.

ie mannichfachen politischen Ereignisse haben in Deutschland mehr, wie in irgend einem andern Lande auf die Zertheilung Grundstücke, die auf demselben haftenden Lasten uud Gerechten und sonach auf deren relativen Werth eingewirkt. Jede ovinz, jeder kleine Staat, deren in Deutschland eine so große nge sind, hat andere Institutionen, andere Gerechtsamen und andere Vertheilung in seinen ländlichen Besitzungen. Wenn B. in England das Land meist nur in großen Gütern verlt ist, wenn deren dagegen in Frankreich wieder weniger, und die Mehrzahl aus kleinen Besitzungen besteht: so sind e Einrichtungen in Deutschland nach den verschiedenen Proen zu finden. In Böhmen sind diese z. B. so groß, daß sie t kleine Fürstenthümer bilden. Dagegen finden sich in Würberg und Baden nur wenige, die man mit dem Namen von rrschaften bezeichnen kann. In Mähren, Schlesien, der Mark andenburg, Pommern, Mecklenburg und Sachsen, sind die dereien verschieden vertheilt, und von großen Herrschaften, lche die Größe von mehreren 1000 Morgen haben, gehen herab bis zu dem Besitz von 2 bis 3 Morgen. Zum Gedeihen Aufblühen der Landwirthschaft ist es ohne Zweifel am vorilhaftesten, wenn diese Art der Vertheilung statt findet. Der folg beweist dies am klarsten. Denn grade in den genannProvinzen hat der Landbau die meisten Fortschritte gemacht, d grade in ihnen hat im Allgemeinen der Druck der Zeit die wenigsten traurigen Folgen gehabt. Land- und Staatswirthe ben sich schon oftmals die Frage vorgelegt, welches wohl die eckmäßigste Vertheilung der Grundstücke sey, wenn dadurch das ohl des Volkes gegründet und dauernd erhalten werden solle?

— Die Antwort hierauf kann unmöglich absolut und auf alle Fälle anwendbar gegeben werden. Thun wir einen Blick zurück in die Geschichte: so finden wir da vielleicht Winke, die uns am sichersten leiten können. Allemal war, wenn ein Volk ein Land in Besitz nahm, Grund und Boden im Ueberflusse vorhanden, und der Mächtige so gut wie der Industriöse eignete sich dessen viel zu. Beide beschäftigten darauf Diejenigen, welche bei der Aneignung zu schwach oder zu träge gewesen waren. So wurden sie deren Vormünder. Unter den Nachkommen mußte sich dies Verhältniß lästig zeigen, und sich hie und da ändern. Gewinn durch Erwerb oder Glück setzte viele der Nichtbegüterten in Stand, Grundeigenthum zu erwerben. Die dessen besaßen gaben nicht gleich ihr ganzes hin; sondern nur einen Theil desselben. Dadurch entstand die erste Zerstückelung. Viele aber machten die noch wüsten Strecken urbar. Die zunehmende Bevölkerung führte eine immer größere Theilung der Aecker herbei. Daß dabei die Cultnr zunahm, liegt in der Natur der Sache, und bewies sich auch in der That. Daraus folgern denn die meisten Staatswirthe, daß die Zerstückelung der Grundstücke zum Gewinn des Landes gereichen müsse: weil durch sie die Masse der Erzeugnisse zunimmt und damit der Unterhalt für die steigende Bevölkerung gesichert sey. Dem zufolge müßten aber alle die Länder, wo das Grundeigenthum in sehr kleine Theile zerstückelt ist, besonders glücklich seyn. Und doch finden wir dies in der Wirklichkeit nicht. Die Ursachen hiervon liegen gar nicht fern. Mit vermehrter Bevölkerung steigt fast jederzeit die Civilisation, und mit dieser die Menge der Bedürfnisse. Diese alle zu befriedigen, giebt es kein Land auf der Erde, was Alles dazu hervorbrächte. Darum muß der Handel zwischen den Völkern das Fehlende herbeischaffen. Ein Volk, was von andern braucht, muß diesen wieder abzulassen haben, wenn es nicht bald verarmen und elend werden soll. Wo aber die Ländereien so zertheilt sind, daß Alles nur zur Erzeugung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verwandt wird, da giebt es wenig Producte, die man in den Tausch geben kann. Selbst die erste Basis alles Handels, nämlich des mit den Bodenerzeugnissen,

untergraben, weil am Ende ein Jeder nur gerade für sich
zug hat. Es können diese freilich von der Fremde bezogen
rden, eben so auch diejenigen rohen Producte, die den Ma-
facturen und Fabriken Beschäftigung geben; jedoch ist ein
her Stand der Dinge nicht allein lästig durch die Abhängigkeit,
welche er ein Land von dem andern setzt; sondern er wird auch
die Dauer gefährlich, wenn sich besonders bei Krieg oder Miß-
ßs andre Länder verschließen. Doch das Bild malt sich von
vollends aus. Darum hier nur die Folgerung. Es ist zum
e eines Landes erforderlich, daß neben den großen Besitzungen
e bestehen, damit es erstens nicht bloß Herren und Knechte,
ern auch einen glücklichen Mittelstand unter den Landbewoh-
s giebt. Zweitens, damit die kleinern Besitzungen Beispiele
die größern aufstellen, bis zu welchem Ertrage der Boden
acht werden könne; drittens aber auch, damit auf den großen
im genug zu Producten bleibe, die Gegenstände des Han-
sind, und das Land vor Verarmung schützen. Das glück-
Verhältniß der Größe ländlicher Besitzungen hat sich überall
en Ländern am besten hergestellt, wo wahre Freiheit in
vernünftigen Volksvertretung aufblühte. Und allemal
letztere die beste, wenn sie die Fürsten selbst ausbilden.
ußen kann darin als überzeugendes Beispiel gelten; so wie
ern und Würtemberg in der neuesten Zeit ein gleiches glück-
s Loos erfahren. — Wie ganz anders ist es dagegen in
land. Während dort das Volk mit einer glänzenden Puppe
Freiheit spielt, schmachtet es im drückendsten Mangel und
sich sein Brod von wenigen Aristokraten zutheilen. Viel
r ist Frankreich daran. Dort sind die Privilegien nicht
in der Tagesordnung, die den Einen unterdrücken, indem
den Andern bereichern. Die Länder sind weise vertheilt,
während in England kaum der Tausendste Theil daran
, ist hier mehr als der Zehnte damit bedacht. Gefährlich
es aber immer, wenn dort einmal das Volk, wie einst in
m, seine Rechte fordern wird.

Nach dieser Einleitung gehe ich zu der deutschen Land-wirthschaft zurück, und spreche:

A. Von den verschiedenen Arten des ländlich[en] Besitzthums in Deutschland.

Es würde mich auf allzugroße Weitläufigkeiten führ[en], wenn ich hier alle und jede Art von ländlichen Besitzungen n[ach] Namen und Verhältniß in den verschiedenen deutschen P[ro]vinzen aufführen wollte. Darum kann ich mich nur m[ehr] aufs Allgemeine beschränken und Einzelnheiten nur insofern b[ei]bringen, als diese zur klaren Uebersicht des Ganzen erforder[lich] seyn können.

Die ländlichen Besitzthümer theilen sich aber zunächst [in] freie und belastete.

1) Freie Besitzungen. In diese Kategorie geh[ören] vor allen diejenigen, welche der Landesherr als persönliches [Ei]genthum besitzt, und eben so auch die, welche dem Staate [als] Eigenthum gehören. Beide sind unter dem Namen von [Do]mänen bekannt. Sie stehen fast durchgehends in glei[cher] Kategorie mit den Rittergütern. Diese aber haben außer ei[ner] bestimmten Abgabe an den Staat (Grundsteuer) wenig auf [den] Grundstücken lastende Verbindlichkeiten an Privatpersonen. I[hre] Benennung schon zeigt den Charakter ihrer ersten Besitzer. [Es] waren Lehne, welche die Landesherren allen Denen verliehen, [die] ihnen im Kriege oder Frieden besondere Dienste geleistet h[at]ten, und für deren Belehnung die Besitzer denselben verpfli[ch]tet blieben, im Kriege mit ihren Hintersassen sich zu stell[en]. Letztere waren wieder diejenigen, welche von den Rittern ei[n]zelne Theile der erhaltenen Lehne zum Anbau unter gewiss[en] beschränkten Eigenthumsrechten bekamen. Als im Fortgan[ge] der Zeit dies Verhältniß sich umgestaltete und der Kriegsdien[st] eine allgemeine Verpflichtung aller Unterthanen eines Staate[s] wurde, die der Landesherr nach Gutdünken in Anspruch neh[-]men konnte; da wurden jene Ritterlehne mit festen und stehen[-]den Abgaben belegt, durch welche denn die Verbindlichkeit zu[m]

Kriegsdienste gewissermaßen abgelöst ward. Anfangs blieb dies Verhältniß eine Zeit lang so, wie es jetzt noch z. B. in Ungarn besteht; es wurden nämlich die gedachten Abgaben so wie die Stellungen der Mannschaften zum Kriegsdienste von den größern Grundbesitzern (Rittern und Ständen) bewilligt, und nach eigener unter einander veranstalteter Schätzung geleistet. Später aber trat, durch innern Streit und Spaltungen die Unbequemlichkeit einer solchen Verfassung sehr hervor, und die Landesherren errangen das Recht, nach eigenem Ermessen und Gutdünken die Abgaben zu bestimmen. Um hierin aber einen sichern Maßstab zu haben, mußten Schätzungen voraus gehen. Diese erzeugten die Cataster, nach welchen eines Jeden Verbindlichkeit bestimmt wird. Jetzt hatten aber die Lehnsherren und Stände ihre Hintersassen nicht mehr selbst zu besteuern und wie ehemals sie gegen den Staat zu vertreten; sondern dieser nahm dieselben direct in Anspruch. Dennoch aber behielten die Rittergüter noch große Rechte über sie, und somit mußten sie nothwendigerweise doppelt belastet seyn. Der immer mehr überhand nehmende liberale Geist aber gestattete dies nicht länger, und so ward in der neuern Zeit wenigstens die eine Art des Drucks gemildert, obgleich die andere, vermöge der bestehenden allgemeinen Staatsverhältnisse nicht aufgehoben werden konnte.

Mehrere einzelne zu einem Ganzen vereinigte Rittergüter wurden zu Herrschaften erhoben, und unter eine und dieselbe Administration gestellt. Die größten derselben finden sich, wie schon bemerkt, in Böhmen. Ueberhaupt erreichte das Feudalsystem unter den slavischen Völkerschaften seine weiteste Ausdehnung. Der Name Herrschaft wird jedoch zuweilen auch einzelnen Rittergütern beigelegt, wie dies namentlich in Schlesien der Fall ist. Dort giebt es deren, die oftmals kaum 100 Morgen Land haben, und die sich doch mit dem Titel eines Dominiums (Herrschaft) brüsten können.

Nächst den Rittergütern giebt es aber auch noch solche, welche keine andern Lasten zu tragen haben, als die der Staatsabgaben. So giebt es freie Lehngüter; in Schlesien freie Scholtiseyen; freie, durch Geld abgelöste Bauergüter rc.

2) Belastete Besitzungen. Dazu gehören zunä
die Bauergüter. Schon im ersten Bande ist etwas dar
gesagt worden, wie sie entstanden, und was ihre Rechte u
Verbindlichkeiten sind. Sie wurden aus Theilen der, d
Rittergütern überlassenen Ländereien gebildet, und diejenige
welchen sie überlassen wurden, mußten sich verbindlich mache
dafür gewisse Verpflichtungen zu übernehmen. Eine der erst
war die Bestellung derjenigen Felder, die sich die Ritter z
eigenen Benutzung behielten. Sie konnten an deren Bear
tung nicht denken, da der Krieg und die Jagd sie allein besch
tigte. So entstand die Frohne, von den Slaven Rob
genannt. Sie war im Anfange um so weniger drückend, d
sie anstatt der Zinsen, die man sonst von dem Capital zu za
len gehabt hätte, geleistet ward. Da nun in jenen Zeiten d
Geld rar und für die Wenigsten aufzubringen war: so mu
jene Art, in den, wenn auch nur scheinbaren, Besitz eines Gru
stückes zu kommen, doch die bequemste seyn.

Nach den Bauergütern folgen die kleinern Besitzunge
die unter einer Menge von verschiedenen Benennungen i
Deutschland bekannt sind. So giebt es Freigärtner und Drei
gärtner in Schlesien, Kossäten in Pommern und der Ma
Brandenburg, ganze, halbe und Viertel-Lehner in Oesterre
u. s. w. Und so in allen Provinzen unter verschiedenen Be
nennungen. Ihre Größe ist ebenso verschieden, wie ihre Be
lastungen. Ich werde weiter unten noch Veranlassung habe
etwas Genaueres darüber anzuführen.

Eine besondere Art des Grundeigenthums findet in de
meisten kleinen deutschen Städten statt. Dort haben eine Menge
von Bürgern kleinere oder größere Ackerbesitzungen, und Sie
heißen deßhalb auch Ackerbürger. In der Regel haben die
Grundstücke außer den Abgaben an den Staat, wenig Lasten zu
tragen, und sie können daher mehr zu den freien, als zu den
belasteten Grundbesitzungen gezählt werden. Sie sind ohne Zwei
fel in den frühern Zeiten als Antheile der einzelnen Bürger an
den Ländereien, welche die Städte bei ihrer Gründung in Besitz
nahmen, entstanden, und mit den Häusern vereinigt worden.

In der Regel wird auf denselben eine sehr sorgsame, oftmals gartenmäßige Cultur getrieben.

B. Von den Rechten und den Belastungen der ländlichen Besitzungen in Deutschland.

Schon oben ist bemerkt worden, daß in den frühern Zeiten, als die Ländereien unter den Besitznehmern des Landes vertheilt wurden, diese gewisse Verbindlichkeiten gegen das Oberhaupt desselben übernahmen, und dafür hinwieder das Recht erhielten, mit ihrem erhaltenen Theile ganz nach Gutdünken zu verfahren. Die Beschützung des Erlangten war die erste gemeinsame Verpflichtung, und deßhalb war der Kriegsdienst die erste Verbindlichkeit, die man einging. In der Folge ward der Krieg mehr ein systematisches Verfahren und mußte eingelernt werden. Dazu erforderte es stehende Heere. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten des Staates kostete ebenfalls bedeutende Mittel. Diese mußten von den Mitgliedern desselben aufgebracht werden. Es wurden Abgaben festgesetzt und diese nach Maßgabe der Größe und des Werthes des Besitzthums vertheilt. Daraus entstanden die Belastungen desselben. Das freie Eigenthum aber gewährte auch mehrere Rechte. Man konnte es veräußern, verpfänden, an Andre gegen bestimmte Leistungen austhun (verpachten), Schutzgelder von den Untergebnen einziehn rc. Es bildete sich das Feudalsystem, nach welchem jeder Besitzer eines Striches Ländereien wieder ein kleiner Fürst seiner Umgebungen ward, und diese nach eigenem Ermessen besteuerte.

Zu den Gerechtsamen der Dominialbesitzungen gehört:

1) Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Da sie das Recht des Grundherrn in sich faßt, alle Rechts- und Gerichtsangelegenheiten der auf seinem Besitzthume Ansässigen zu entscheiden; so könnte man sie fast als eine Schmälerung des Souveränetätsrechtes der Fürsten ansehen, wenn sie nicht dieses anerkennen müßte und demselben in Sachen von Wichtigkeit unterworfen wäre. Sie schreibt sich aus den Zeiten der ersten Einrichtung einer deutschen Staatsverfassung her; und so wie alle ver-

alteten Formen für die neuern Institutionen nicht passen, und in diesen nur meist als störend und oft fast lächerlich erscheinen: so kann dies auch mit diesen Rechten nicht anders seyn. Man darf es aber auch nur mit Aufmerksamkeit zusammenstellen mit der gegenwärtigen Staatsverfassung, um es im hohen Grade unbequem und für das Ganze nachtheilig zu finden. Alle Diejenigen, welche nicht von engherzigen Ansichten befangen sind, und die nicht Wohlgefallen finden an dem Schatten einer Hoheit, der bei näherer Besichtigung verschwindet, haben auch längst die Nachtheile gefühlt, die ihnen aus jenem Rechte entstehen, und die alle Vortheile zehnfach überwiegen. Herrschte nicht bei allen deutschen Regenten der Geist der Schonung und Gerechtigkeit so sehr vor: so würde man die veraltete Form auch längst überall zerbrochen haben. Um aber die Abschaffung derselben im Laufe der Zeit zu bewirken, haben sie Alles aufgeboten, und Veranstaltungen getroffen, die dem Nachtheile der Patrimonialgerichtsbarkeit begegnen, ohne jedoch Eingriffe in die Rechte der Individuen zu thun. In Preußen sind die Kreisgerichte fast einzig und allein zu diesem Zwecke errichtet worden. In Oesterreich traf man ähnliche Veranstaltungen, und in Bayern erwirbt der Staat fast hauptsächlich aus dieser Rücksicht eine Menge Dominialgüter, um diesem Fehler der öffentlichen Gerichtsbarkeit zu begegnen.

Es ist aber nicht genug, eine seit Jahrhunderten bestandene Einrichtung als fehlerhaft zu nennen und zu verwerfen; man muß auch darthun, worin eigentlich ihre Mängel bestehen. In den Zeiten, wo die Patrimonialgerichtsbarkeit aufkam, und auch in einer langen Reihe von Jahren nachher, konnte sie allerdings als sehr zweckmäßig gelten. Die beschränkte Staatsgewalt, welche das Oberhaupt des deutschen Reichs hatte; der ungebundene Geist, der im Volke vorherrschte; das ausgedehnte Recht, welches jedem Ritter und Herrn in seinen Besitzungen zustand, und welches ihn als kleinen Souverän darstellte; die Anerkennung dieses Rechtes von Seiten seiner Unterthanen — alles Dies zusammengenommen, gestattete fast keine andere Art der Ausübung der Gerichtsbarkeit als die der Patrimonien oder Herrschaften. Darum war sie auch in jenen Zeiten die beste. Das Feudal-

ystem erhielt sich nicht allein in Deutschland, sondern auch in en übrigen europäischen Ländern viel länger, als wie man dies ei der fortschreitenden Civilisation hätte erwarten sollen. So inge dies bestand, war die Ausübung der Gerichtsbarkeit von Zeiten der Dominien unvermeidlich, wenn nicht Reibungen und Mißgriffe aller Art vorkommen sollten. Da nun die Gutsherren n der Folge noch, weil sie selbst entweder nicht Zeit oder nicht Einsicht genug hatten, jenes Recht durch Sachverständige und Erfahrne ausüben ließen; da diese endlich ihnen vom Staate ur Bedingung gemacht, und noch besonders von diesem in Pflicht genommen waren: so wurden die Mißbräuche bei Ausübung des n Rede stehenden Rechtes immer seltener, und die allgemeine Gerichtspflege ward durch diese bestehende Ordnung nur verein- facht. Anders mußte es aber werden, sobald an dem Feudal- systeme gemodelt wurde. Der große Impuls zur Ermäßigung und theilweisen Abschaffung desselben ging von Frankreich aus, und theilte sich denn auch, der Ordnung der Dinge nach, den deutschen Provinzen zuerst mit, die zunächst an Frankreich lagen. Durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit, der Frohne und anderer Belastungen wurden die Untersassen der Dominialherren emancipirt; und wenn sie auch dadurch der Rechtspflege unter sich nicht enthoben werden konnten: so mußte doch diese un- mittelbar unter die Aufsicht des Staats gestellt werden, wenn sie nicht an das alte Verhältniß erinnern, oder die Furcht erzeu- gen sollte, es möchte durch sie dasselbe wieder herbeigeführt werden.

Dies wäre der eine Gesichtspunkt, unter welchem die Patrimonialgerichtsbarkeit nur nachtheilig und unpassend für diejenigen erscheint, die ihr unterworfen sind; hingegen aber für diejenigen, zu deren Rechten sie gehört, doch noch den Anschein eines Vortheils trägt. Fassen wir aber auch den andern streng auf: so schwindet dieser Vortheil und wird auch für diese zum Nachtheile. — Abgesehen von den Kosten, welche die Verwaltung der Gerichtsbarkeit denen, die dazu berechtigt sind, verursacht: so giebt sie ihnen keinesweges die Macht und den großen Ein- fluß, den sich Manche dabei einbilden. Wiederholen muß ich es, daß sie nur ein Schatten ist, sobald nicht alle übrigen Verhält-

nisse des Feudalismus fortbestehen. Und das können sie zum Wohle der Menschheit nicht. Denken wir uns nun einzelne Fälle, die eine Ausübung der Gerichtsbarkeit erfordern: so stoßen wir zuletzt immer darauf, daß der Gerichtsherr nur ein Werkzeug in der Staatsmaschine seyn kann, und daß ihm auch nicht einmal die Genugthuung bleibt, daß sein Gerichtshalter ein Werkzeug von ihm ist. Denn dieser ist zunächst und fast nur allein dem Staate verantwortlich, und wenn er es auch in manchen Provinzen noch seinem Gerichtsherrn ist: so erstreckt sich dessen Gewalt nicht weit genug, diese Verantwortlichkeit in allen Stücken geltend zu machen. Darum eben hat sich die Patrimonialgerichtsbarkeit in eine Zwittergestalt verwandelt, von der sich noch keiner, der sie zu üben hat, genau genug Rechenschaft gegeben, ob sie noch ferner ein Recht oder eine Last zu nennen sey.

Die Verfechter derselben führen noch Mehreres für sich an. Es wird aber an Wenigem genug seyn, was ich bemerken will, um die Unhaltbarkeit ihrer Gründe darzuthun. Sie meinen zuvörderst: es würde ein Eingriff des Staates in fremde Rechte seyn, wenn er den Dominien ihre Gerichtsbarkeit nehmen wollte. Daß diese Aeußerung von denjenigen gethan wird, welche in derselben einen gewissen Widerschein von Macht sehen, darf ich nicht erst bemerken. Künftighin mit ihren bisherigen Unterthanen nur ein und dasselbe Gerichtsforum zu haben, dünkt ihnen eine Herabwürdigung zu seyn. Fragen wir aber, ob dies bei den Staatsverhältnissen, wie sie sich bis jetzt gestaltet haben, anders seyn könne: so dürfte die Antwort nicht schwer werden. Hat nicht jetzt schon der Gerichtshalter in vielen Provinzen die Instruction von Rechtshändeln zwischen dem Gutsherrn und seinen sogenannten Unterthanen? — Steht ihm nicht selbst in manchen Fällen von geringerer Bedeutung die Entscheidung zu? — Welche Collisionsfälle gehen aber daraus hervor! Wie sehr wird da nicht der Gerichtsherr sowohl als der Gerichtshalter in die Enge getrieben! — Entscheidet Letzterer auch so unparteiisch: so wird stets, wenn das Urtheil zum Nachtheile des Unterthanen ausfällt, dieser ihn der Furcht und Parteilich-

t beschuldigen. Für den Grundherrn aber kann es doch nimmehr einerlei seyn, ob er von einer höhern Instan oder von em eigenen Gerichtshalter verurtheilt wird. Jedenfalls folgt raus, daß dergleichen Rechtshändel fast niemals in erster Inz geschlichtet seyn werden, weil aus den angegebenen Ursachen esmal der unterliegende Theil die Appellation an eine höhere stanz ergreifen wird.

Sie führen ferner an: es würde mit Aufhebung der Paonialgerichtsbarkeit vollends alles Ansehen des Grundherrn inden, da es ohnehin schon so sehr untergraben worden sey. s der ersten Widerlegung ist aber schon klar, daß, wenn die torität des Grundherrn keine andere Stütze hat, diese grade t ganz geeignet seyn dürfte, sie aufrecht zu erhalten. Wor soll aber auch diese Stütze beruhen? — Auf der Furcht, der rundherr könne durch sein Gerichtsamt jede Vernachlässigung schuldigen Ehrfurcht strafen? Dann stünde es um die Ausng der Gerechtigkeit schlecht. — Oder vielleicht darauf: der richtsherr könne als solcher den Unterthanen nach Belieben tigen und loslassen? — So kraß sind aber in unsern Zeiten Begriffe von der Gerichtspflege nicht mehr. — Bedürfte es ch einer Stütze der Autorität, die zur Aufrechthaltung der emeinen Ordnung auf dem Lande stets nothwendig seyn wird: liegt sie nicht in dem Rechte der Gerichtsbarkeit, sondern in dem Polizei. Und diese haben nach der allgemeinen Landespolizei allen deutschen Provinzen die Gutsherren noch als oberste rfbehörde. Da nun aber besonders in den süddeutschen Staaten se gewöhnlich mit jener in der Ausübung einem und demselben rum übertragen ist: so könnte freilich die Besorgniß entstehen, dürften beide zugleich aufgehoben werden. Sollte dies in der irklichkeit eintreten, dann würden von Seiten des Staates jedenls die daraus nothwendig hervorgehenden Uebelstände auf dere Weise zu heben seyn, wenn anders man den Grundherren cht alsdann noch ein ausgedehnteres polizeiliches Recht zugende, und dies rein von dem der Gerichtspflege schiede.

Um das Unbequeme und Lästige der Patrimonialgerichtsarkeit, was in derselben nicht allein für den, der dazu berechtigt

ist, sondern auch für den Staat liegt, darzulegen, zeige ich n
auf den Fall hin, wo Criminalverbrecher abzuurtheilen sind. Di
gehen zwar von dem Gerichtshofe der Privatgerichte an den
Landes über. Ihre Verhaftung, Unterhaltung, Verhörung
führen jedoch für jene eine Unmasse von Kosten herbei. N
überall sind Inquisitionsfonds, und wo sie nicht sind, da veru
sachen dergleichen Fälle dem Gerichtsherrn so bedeutende Aus
ben, daß er seine scheinbaren Gerechtsamen oftmals gern da
hingeben würde. Was aber in diesen Fällen das ärgste Ue
herbei führt, ist dies, daß man manche Verbrecher, wenn
irgend zu vermeiden ist, gern nicht zur Verantwortung zieht u
zwar aus dem Grunde, um jener Kosten überhoben zu seyn.
Welcher Staat aber könnte wohl, wenn ihm an der allgemei
Wohlfahrt seiner Einwohner gelegen ist, gleichgültig seyn
einem solchen Uebel, das noch dazu immer ärger zu werd
droht.

Ich glaube für das Ermessen, ob es für das Ganze
sprießlicher sey, wenn das Recht der Patrimonialgerichtsbark
ferner nicht bestünde, genug gesagt zu haben, und mache de
halb nur noch die kurze Bemerkung, daß eine weise und unp
teiische Landesgerichtspflege überall kräftiger und übereinsti
mender zum Wohle des bessern Theils eines jeden Volkes ei
greifen kann, als eine so zerstückelte.

2) Das Patronatrecht. Welches darin besteht, d
der Grundherr die erledigten Pfarrer- und Predigerstellen a
seinen Besitzungen zu vergeben hat. Da in den frühern Zeit
und an vielen Orten auch jetzt noch die Dominialbesitzer die Ki
chen erbauten und mit den nöthigen Fonds zu ihrer Unterh
tung versahen: so war und ist es auch in der Ordnung, daß s
die dabei anzustellenden Seelsorger nach ihrer eignen Wahl ein
setzten. Dieses Recht über die Kirchen erstreckte sich aber i
den frühern Zeiten auch darauf, daß dem Grundherrn ein Erb
begräbniß in der Kirche eingeräumt, und er, bei vorkommende
Unvermögen aus dem Kirchen-Aerar unterhalten werden mußt
Seitdem aber die allgemeine Landespolizei über die Gesund
heit der Menschen mehr und sorgsamer wacht, und zu dem

de auch die Begräbnißplätze von den menschlichen Wohnungen entfernen lassen, seitdem hat auch das Recht einer Beerdigung en Kirchen für die Grundherren aufgehört. Auch des Wahl- tes haben sich manche derselben in so weit begeben, daß sie ei- Theil desselben den Kirchengemeinden überlassen.

Da alle diese Gerechtsamen nur in den statistischen Theil der schen Landwirthschaft gehören: so verweile ich bei denen, die t grade in das Praktische derselben mittel- oder unmittelbar reifen, nur kurz, und führe sie nur der Vollständigkeit we- an.

3) Das Recht der Landstände. Jeder Privatmann d in Deutschland durch die Erwerbung eines Dominialgutes dstand, d. h. er hat das Recht, bei den Berathungen über das hl des Landes seine Stimme abzugeben. In allen constitutio- len Staaten wird er wahlfähig, d. h. er kann als Mitglied der ändeversammlung gewählt werden, hat aber auch das Recht, st als Wähler bei den Wahlen aufzutreten. In den preußi- n Provinzen wird er als Landstand fähig, den Credit-Insti- en, die unter dem Namen der General-Landschaft bekannt , beizutreten. Diese Rechte stehen in indirecter Einwirkung f den Betrieb der Landwirthschaft: denn bei den Landstände- sammlungen können die Mitglieder die Vortheile des Landbaues hren, und die Staatsverwaltung zur Vermehrung derselben timmen. Wie wohlthätig aber die gedachten Credit-Institute f die Landwirthschaft im Allgemeinen eingewirkt haben, das hat h in den preußischen Provinzen schon längst recht augenschein- h bewiesen, und es spricht sich auch klar und deutlich in den achahmungen anderer Länder aus. Ich komme weiter unten f deren genauere Darstellung.

4) Das Jagdrecht. Da die alten deutschen Ritter fast inzig und allein nur den Krieg und die Jagd übten: so war es ohl ganz in der Ordnung, daß sie sich das Recht zu jagen, auf len Grundstücken, die sie an ihre Unterthanen verliehen, ohne le Beschränkung vorbehielten. Zuweilen ward dies aber so ge- mißbraucht, daß das Wild dermaßen überhand nahm, daß die Felder von demselben verwüstet, und ein Theil ihrer Erndte zer-

stört ward. Die hierüber geführten Klagen verhallten freilich der alten Zeit; als indeß eine geregeltere Staatsverfassung aufkam, drangen dieselben bis zu den Landesherren, und fanden durch diese meistentheils Abhülfe. Diese war jedoch oftmals nur palliativ. Die Fürsten nahmen den Rittern, welche den Mißbrauch zu weit trieben, die sogenannte hohe Jagd, d. i. die des Wildes, was wegen seiner Größe vorzüglich Schaden verursachte. Wenn sie jedoch selbst leidenschaftliche Jagdliebhaber waren, und das war bei den meisten der Fall, dann waren die Unterthanen oftmals um Nichts gebessert, ja zuweilen war ihr Loos noch schlimmer. Auch hierin hat die neuere Zeit sich aufs wohlthätigste geoffenbart. Durch die vielen Rodungen und Urbarmachung großer Waldstrecken hat ohnedies die Vermehrung des Wildes nicht so überhand nehmen können, und es werden gegründete Klagen, die über Verwüstung geführt werden, welche dasselbe anrichtet, angehört und zu ihrer Abhülfe sogleich zweckmäßige Anstalten getroffen. Freilich ist es hierin nicht in ganz Deutschland gleich, und manchen seiner Fürsten ist die Liebe zur Jagd noch besonders eigen: daß dann auch die Privaten derselben eben so nachhängen können. Daß die Jagd übrigens kein allgemeines Recht, sondern nur ein Privilegium einer bevorrechteten Classe ist, das kann man vertheidigen und anklagen. Wenn dies Recht gemißbraucht wird, dann kann es sehr drückend und nachtheilig für diejenigen werden, die es auf ihren Feldmarken dulden müssen; wenn es aber so ausgeübt wird, daß das Wild weder sonderlich überhand nehmen, noch ganz ausgerottet werden kann, dann ist es ein Schutz gegen die Vertilgung mehrerer, im Ganzen unschädlicher Thiere. Die reißenden sind ohnedies längst in Deutschland ausgerottet. Bären kennt man nur noch dem Namen nach, und Wölfe verirren sich nur in sehr strengen Wintern in die bewohnten Gegenden.

h) Das Recht, Grundzinsen, Frohnen und Schutzgelder auf seinen Besitzungen zu erheben. Dies ist jedoch kaum als ein Recht anzuführen: denn die Grundzinsen so wie die Frohnen sind eigentlich nichts Anderes, als Interessen eines Capitals, was von den Grundstücken bei deren Uebernkommung nicht gezahlt worden ist. Höchstens ist noch die Er-

-same Laudemien bei Verkäufen unterthäniger Landbesitzun- zu erheben, eine besondere Gerechtsame zu nennen: so wie Vorrecht Mühlen, Schankstätten und andere Etablissements -legen, zu derselben zu zählen. Jedoch hat die als Grundsatz -en meisten deutschen Staaten aufgenommene Gewerbsfreiheit, fast überall gegen eine Abgabe an den Staat eingeführt wor- -ist, letztere Gerechtsame sehr geschmälert. Die Schutzgelder -ren zur Ausübung der Patrimonialgerichtsbarkeit, sie sind mit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit sehr vermindert -den.

Ich übergehe mehrere andere unbedeutende, zum Theil auch -h die Zeit veraltete und mitunter fast lächerlich gewordene -te, und gehe zu den Belastungen über. Diese sind, wenn -ei den Ritter- oder Dominialgütern stehen bleibe:

1) Die Zahlung der Abgaben an den Staat, -nach sich denn auch die Lasten im Kriege richten. Diese unter Namen von Grundsteuer auf den Grundstücken liegende Be- -ng ist in den Provinzen sehr verschieden. Sie beträgt von -ereien erster Classe hie und da jährlich kaum 5, an andern Or- aber bis zu 20 Schfl. vom Morgen; letzteres gilt hauptsäch- von Schlesien, Mähren und Böhmen. Jedoch modificirt diese Abgabe nach der Kategorie, in welche dergleichen Grund- -e gestellt sind. So zahlt z. B. das Dominiale bedeutend we- -r wie das Rusticale, und dieses in Schlesien wiederum noch -t ganz so viel wie die geistlichen Güter. Die Sätze richten nach den Bodenclassen, deren Ertrag in den Catastern bestimmt und wovon gewisse Procente als Staatsabgabe entrichtet wer- -. Nach diesem Procentsatze wird dann der Unterschied der -ereien nach ihren verschiedenen Besitzern gemacht. Der -und, warum die genannten Provinzen vorzugsweise hoch in Steuern liegen, dürfte wohl hauptsächlich in ihrem politischen -hältnisse liegen. Sie wechselten im Laufe der Zeit sehr oft Herren, und fast jeder derselben setzte zu den bereits bestehen- Abgaben noch etwas zu. Besonders traf Schlesien dies Loos. es noch von mehreren kleinen Fürsten regiert ward, kamen -e oft in große Verlegenheiten, und sie wandten sich an ihre Un-

terthanen um Abhülfe. Diese ward dann oftmals zur Regel, u
die neuen Oberhäupter, an welche die Provinz fiel, behielten
nicht ungern bei. — Aber nicht allein in Schlesien; sondern a
in den übrigen deutschen Provinzen steuert das Dominiale we
ger wie das Rusticale. Dies erstreckt sich z. B. in Oesterr
so weit, daß die bürgerlichen Besitzer von Dominial=Länder
die doppelten Grundsteuern so lange zu zahlen haben, bis sie a
geworden sind, und daß sie nur mit Uebernahme dieser Verb
lichkeit Rittergüter besitzen dürfen.

2) Die Verpflichtung, Kirchen und Schu
zu erbauen, und deren Lehrer zu besolden, w
nicht besondere Fonds da sind, woraus dies bestritten wer
kann; oder wenn nach eingeführtem Brauch die Gemeinden n
verpflichtet sind, einen Theil dieser Lasten zu tragen. Wie o
bei den Gerechtsamen der Dominien bemerkt worden ist, so h
ben sie das Recht der Einsetzung von Pfarrern und Schullehr
und aus diesem fließt dann auch die hier in Rede stehende Verb
lichkeit. Sie stehen hierin unter der Oberbehörde der geistlic
Angelegenheiten des Staates und müssen sich deren Anordnun
fügen. Da nun in der neuern Zeit ungemein viel für Kir
und Schulen gethan und besonders bei letztern darauf geh
wird, daß die engen und dumpfen Häuser in geräumige und
sunde umgebaut werden müssen: so entstehen den Patronen,
kein bedeutender Kirchen= und Schul=Fonds vorhanden ist, n
geringe Lasten.

3) Der Pfarrzehent. — Er ist eine Abgabe von
Grundstücken, die ehemals den zehnten Theil der ganzen Er
betrug, die aber in neuerer Zeit in den meisten Gegenden
Deutschland in eine festgesetzte Abgabe von Naturalien, an de
Stelle auch hie und da Geldzahlungen statt finden, verwan
worden ist.

4) Die Verbindlichkeit, Wege und Straßen a
ihren Besitzthümern in gutem Stande zu erhalt
Diese aber trifft da, wo viele und bedeutende Bauergüter si
meist deren Besitzer, indem diese die Fuhren, und die klein
Gutsbesitzer, so wie die Inlieger, die Handdienste zu leisten
be

n. Dann liegt es den Dominialbesitzern bloß ob, die Aufsicht führen, und dort, wo es an Besitzungen fehlt, die eigenes spann halten, die Fuhren zu leisten.

Es würde mir den Raum, welchen ich mir für die ausübende tsche Landwirthschaft sparen muß, zu sehr in Anspruch neh-n, wenn ich alle und jede Belastung aufführen wollte. So en z. B. die Dominien auf Ordnung und Sitte in ihrem Be-h zu halten, oder die Polizei auszuüben; für die Hausarmen sorgen u. s. w.; das Vieh der Unterthanen auf ihren Feldern iden und diesen noch außerdem gewisse Feldstücke zur Gräserei überlassen. Auch sind zu der Steuer an den Staat noch eine enge andere Abgaben, als erhöhte Stempelabgaben bei Ankauf Güter; Beiträge zu den Invalidenfonds; Gelder für die ndarmen wo sie eingeführt sind u. s. w., getreten.

Ich will nun mit wenig Worten auch die Gerechtsamen ohl als die Leistungen der Belasteten oder Rusticalbe-ungen anführen.

Erstere bestehen ungefähr in Folgenden:

1) In dem Rechte, auf den herrschaftlichen Feldern ihr eh hüten zu dürfen. Dies Recht hat seinen Ursprung den frühesten Zeiten, wo die Herrschaften ihre Güter so wenig chteten und in eigener Regie hatten, daß sie verhältnißmäßig r wenig Vieh hielten, was denn ihre nicht mit Getreide bebau-Ländereien nicht völlig abweiden konnte. Darum überließen dies dem Viehe ihrer Unterthanen gegen eine geringe Abgabe. sselbe fand auch

2) bei der Gerechtsame statt, welche sie denselben dadurch räumten, daß sie ihnen gewisse Feldstückchen zur Abgrasung rließen. Beide, sowohl die Hutung als Gräserei wurden in neuern Zeit, wo man genöthigt war, dem Acker einen höhern trag abzugewinnen, sehr lästig, und darum bot man von bei-n Seiten die Hand zu deren Abschaffung. Die Agrargesetzge-ng kam dabei zu Hülfe, und sie gab die Regeln zu den Ablösungen.

3) Eine Gerechtsame, welche jeder, welcher ein Rustical-undstück erwirbt, mit demselben überkommt, ist die Auf-hme in den Gemeindeverband. Dadurch erwachsen

ihm zwar auch Verbindlichkeiten, zunächst sind aber die damit ve-
bundenen Rechte doch viel bedeutender. Er hat Ansprüche a
Unterstützung von der Gemeinde, wenn er arm und hülflos i
wenn ihn besondere Unglücksfälle treffen, als Hagel-, Feuer- o
Wasserschaden u. s. w.; auch ist er, wenn übrigens sein Leben
wandel untadelhaft ist, wahlfähig zu der Besetzung der Gemein
ämter, als das des Schultheis oder Dorfrichters, oder ei
Gerichtsgeschwornen u. s. w. In constitutionellen Staaten
streckt sich dies sogar bis auf die Erwählung zu einem Landesde
tirten für den Bauernstand.

Die Belastungen der Rusticalgrundstücke sind zum T
bei denen der Dominien schon genannt, wie z. B.

1) die Grundsteuer. Daß diese bei jenen fast überall
her sey, wie bei diesen, ist schon bemerkt worden. Wenn sich
nach der Grundsteuer auch die Lasten richten, welche im Kri
auf die Grundstücke fallen, als Naturallieferungen, Vorsp
u. s. w., so schwindet dadurch der Kaufwerth solcher Länder
bedeutend, indem alle diese Lasten in Geld berechnet, und
Zinsen von einem auf diesen haftenden Capitale zu betrachten si
Das neuere System, Krieg zu führen, nach welchem sich die
meen wenig mit Magazinen befassen, sondern sich da verp
lassen, wohin sie zu stehen kommen, hat diese Lasten bedeu
vermehrt, und es ist dagegen die Verminderung des Vorspan
da man sich nicht mehr so viel, wie ehemals, nachfahren l
nur wenig in Anschlag zu bringen.

2) Die herrschaftlichen Leistungen, als Laudem
Grundzinsen und Robot; ersteres ist eigentlich, da man es
Deutschen mit dem Namen „Lehnwaare" belegt, die Entricht
einer bestimmten Summe, welche 5—10, ja auch bis 12 P
cent des ganzen Kaufwerthes beträgt und durch welche der K
fer sich das Recht erwirbt, in den Besitz der von den Rittern
sprünglich ausgegebenen Ländereien treten zu dürfen. Es ist
neuerer Zeit oft bestritten worden, und es giebt noch oftmals
Processen Veranlassung. Letztere, nämlich Grundzinsen und R
bot, sind freilich unendlich verschieden, und oftmals selbst in ei
und derselben Gemeinde nicht gleich. Sie sind, wie ich sch

hrmals bemerkt habe, eine Verzinsung des bei Erwerbung des undstückes nicht ganz bezahlten Kaufgeldes. Da nun diese stical=Ländereien ursprünglich bloß für die in Rede stehenden tungen hingegeben wurden: so darf man sie auch keinesweges einen ungerechten Druck ansehen. Im Fortgange der Zeit de das Grundstück mehr werth, als diese betrugen, und man hlte, wenn man es von dem Inhaber an sich bringen wollte, n einen Kaufwerth, der denn im Fortgange der Zeit immer r stieg und eigentlich ein reiner Gewinn für die Besitzer ward. ese suchten sich denn von den auf ihrer Besitzung haftenden La= zu befreien, und bezahlten zu dem Ende Ablösungssummen. dies nicht Alle konnten: so mußten schon die Belastungen der dereien unter einander verschieden werden. — Immer aber bt es als Grundsatz stehen, daß, so sehr auch die auf den sticalgründen haftenden Verbindlichkeiten der Frohnden und der undzinsenzahlung dem Geiste unserer Zeit noch ungerecht und ckend erscheinen, sie dessen ungeachtet eben so gerechte Forderun= für die Grundherren sind, wie die Interessen für den Darlei= von Capitalien. Darum können sie aber auch nur durch ein benes Aequivalent aufgehoben werden: so wie man die In= senzahlungen nach allen Rechten nur durch die Rückzahlung Capitals los wird.

3) Das Servitut, nach welchem die meisten Rusticalbe= ungen, die Schafhütung auf einem bestimmten Theil ihrer Felder atten müssen. Es hat dies fast dieselbe Entstehung, wie das eführte Recht, nach welchem die Gemeindeglieder ihr Vieh auf herrschaftlichen Feldern zu hüten, befugt sind. Neben dem , daß es eine Menge Weide in Anspruch nimmt, welche die erthanen mit ihrem Viehe nicht ganz ausnützen konnten, ent= t es doch eine Art von Bedrückung, indem es die freie Nu= g der dem Weiderechte unterworfenen Grundstücke verhindert.

4) Die Verpflichtung, zu allen Leistungen der emeinde beizutragen. Alle Bauten an Kirchen, Schu= , Armenhäusern u. s. w., welche die Gemeinde zu führen hat, ssen von sämmtlichen Mitgliedern derselben, nach Maßgabe Größe, oder besondern Belastung ihres Besitzthums, getra=

gen werden. Dasselbe gilt von allen übrigen gemeinsamen Verpflichtungen, als Wegen, Hülfe an Beschädigten durch Brand, Hagel oder Wasser u. s. w.

5) Der Zehent. Er wird für Kirchen und Schulen fast überall vom Rusticale in derselben Art geleistet, wie oben von den damit belasteten Dominialgrundstücken bemerkt ist. Nur hat jenes noch an seine Grundherren in sehr vielen Gegenden einen weit stärkern Zehnten zu entrichten, der da, wo er noch in Natur, und zwar von allen Früchten gegeben werden muß, zu den drückendsten Lasten zu zählen ist.

Dies sind ungefähr die Gerechtsamen und Belastungen, welche im Allgemeinen auf den ländlichen Besitzthümern in Deutschland haften. Was aber für andere, nach den Institutionen der verschiedenen deutschen Staaten entsprungenen, noch hie und da vorkommen können, darüber gestehe ich theils meine Unkenntniß, theils aber halte ich sie für so wenig wesentlich und aufs Ganze geringen Einfluß äußernd, daß ihre Auslassung gerade für keine Lücke angesehen werden kann.

C. Von den Anhaltpunkten und Regeln, nach welchen man in Deutschland den Werth ländlicher Grundstücke bestimmt.

Wer eine Besitzung erwirbt, thut dies zu seinem Nutzen. Wie hoch sich dieser belaufen könne, das muß ihm eine erworbene Uebung in der Uebersicht aller der Vortheile, die sie ihm gewähren kann, an die Hand geben. Wer diese nicht selbst hat, muß sich fremden Rathes bedienen, wenn er nicht Gefahr laufen will, Schaden zu haben. Bei ländlichen Grundstücken hat man zuerst deren möglichen Ertrag und dann den Werth von diesem auszumitteln. Von letzterem sind dann alle Lasten und Abgaben abzuziehen. Der aufmerksame und verständige Betrieb des Landbaues hat zur richtigen Schätzung des wahren Werthes der Grundstücke viele Mittel an die Hand gegeben. Dennoch ist es aber nicht leicht, diesen zu bestimmen. Die Mischungen des Bodens, seine Unterlage, die Richtung der Aecker nach Süden oder Norden

oder nach den andern Himmelsgegenden, die Höhe oder Tiefe derselben, der Regenfall der Gegend und noch manche andere Umstände müssen, wenn dessen Würdigung genau und richtig geschehen soll, in Betrachtung gezogen werden. Um dies Alles gründlich zu können, dazu gehört Uebung und Scharfsinn. Darum hat aber auch die Abschätzung ländlicher Grundstücke von jeher Schwierigkeiten unterlegen, die sich bei Ausführung des Geschäftes gewöhnlich erst recht zeigen. Die vielen Auseinandersetzungen sowohl bei Ackerseparationen als bei Servitutsablösungen, die in der neuern Zeit in Deutschland so sehr an der Tagesordnung sind, haben denen, die sich damit befassen, zwar eine große Fertigkeit gegeben; dennoch aber sind noch nicht alle Klagen gehoben, welche fast überall über Beeinträchtigungen bei dergleichen Auseinandersetzungen gehört werden. Mögen Sie auch hie und da ungegründet seyn; so sind sie es doch nicht allenthalben, und sie bekunden, daß man mit dem ganzen Geschäft doch noch nicht zu gründlicher Vollkommenheit gelangt sey.

Um Aecker nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, bringt man dieselben in verschiedene Classen, die man gewöhnlich nach den Früchten ordnet, die vorzugsweise gut auf ihnen gedeihen. So hat man Weizenboden erster, zweiter, dritter Classe; Roggen-, Gersten- und Haferboden in denselben Abstufungen. Die Erdmischung, deren Unterlage und von beiden abhängende Ertragsfähigkeit bestimmt diese Classen. Nach Maßgabe des höhern oder geringern Ertrages der angegebenen Frucht modificirt sich sodann auch der Werth des Ackers.

Außer den Anschlägen, welche Eigenthümer von Grundstücken gewöhnlich anfertigen, wenn sie dieselben verkaufen wollen, haben deren häufig Gerichtsbehörden zu machen, wenn ländliche Besitzungen zum nothwendigen Verkaufe gestellt werden müssen. Es sind dazu fast überall Personen angestellt, deren Beruf es ist, dergleichen Abschätzungen zu machen, und die zu dem Ende noch besonders vereidet sind. Sie haben schon ihre bestimmten Formen, nach welchen sie verfahren und besondere Rubriken, die sie auszufüllen haben. Da sie gewöhnlich in der Gegend, wo sie diese Abschätzungen zu machen haben, einheimisch und selbst

ausübende Landwirthe sind: so wird ihnen ihre Arbeit um so leichter, da sie nicht allein mit den Eigenschaften der Ländereien bekannt; sondern auch mit allen dabei zu beobachtenden Regeln vertraut und durch viele Uebung sicher in ihrem Geschäft sind.

Ferner haben aber diejenigen Institute, welche Credit auf ländliches Grundeigenthum geben, und von denen ich weiter unten ausführlicher sprechen werde, auch eine Abschätzung derjenigen Güter zu machen, auf welche sie Capitalien als Darlehn geben sollen. In der Regel haben diese ihre besondern, von der ganzen Administration geprüften und bestätigten Abschätzungsgrundsätze, nach welchen Taxatoren sich zu richten haben. Da, wo Landescataster, behufs der Besteuerung von Seiten des Staates eingeführt sind, geben auch diese die Anhaltpunkte zu einer genauern Würdigung der betreffenden Ländereien an. Jedoch sind dieselben nicht immer ganz zuverlässig: theils weil sie oftmals aus einer fernen Zeit herstammen; theils aber auch, weil sie nicht streng genug auf alle besonderen Oertlichkeiten Rücksicht nehmen, und vielmehr ganze Districte nach einem und demselben Maßstabe messen.

Bei den in Rede stehenden Abschätzungen wird nun zuerst die Ertragsfähigkeit des Bodens nach seinen verschiedenen Classen in Anschlag gebracht, daraus die zu erzeugen mögliche Masse von Producten ermessen, davon diejenigen abgezogen, welche im innern Wirthschaftsbetriebe aufgehen, und das Uebrige nach gewissen, von vielen Jahren gezogenen, Durchschnittspreisen der Gegend bestimmt. Von selbst folgt schon, daß bei der angenommenen Masse ebenfalls ein Durchschnitt der Jahre, und nicht etwa ein vorzüglich fruchtbares, oder ausgezeichnet unfruchtbares angenommen werden muß. Eben so muß aber auch diese Annahme auf eine im gewöhnlichen Gange mit Fleiß, nicht aber auf eine mit besonderer Intelligenz, oder mit tadelnswürdiger Nachlässigkeit, geführte Wirthschaft gegründet seyn.

Da es nun aber bei dem Ertrage und der Fruchtbarkeit der Aecker ganz besonders auf die auf dieselben gebrachte Düngung ankommt: so muß vor allen Dingen auch auf die Viehhaltung gesehen werden. Sie hängt nun wiederum sehr von der Einrichtung und Leitung des Wirthschafters ab. Diese kann jedoch

die Taxatoren nicht bestimmen, und sie müssen nur nach den Grundsätzen verfahren, daß sie eine übrigens untadelige Viehhaltung, die weder als ausgezeichnet gut noch als schlecht anzunehmen ist, voraussetzen und nach derselben die Zahl und Güte des Viehes und den davon abhängenden Ertrag bestimmen.

Eine mehrmals aufgestellte Frage aber wurden die veredelten Schafe in der neuern Zeit. Der Ertrag, den man von denselben berechnete, und der sich aus den frühern Zeiten herschrieb, war augenscheinlich so gering, daß er oftmals kaum ein Drittheil des wirklich erreichten, austrug. Nun glaubten sich diejenigen, welche auf Credit Anspruch machten, beeinträchtigt, wenn man ihnen einen Wirthschaftszweig so über die Maßen herabsetzte, der doch unter den übrigen der einträglichste und eine lange Zeit hindurch der sicherste war. Die gedachten Creditinstitute gingen auch auf die Vorstellungen ein, und es ward eine erhöhte Schafnutzung in den Fällen, wo auf Landgütern schon längst veredelte Schäfereien sich befanden, zugestanden und in den Einkünften berechnet. Daß man diese Nutzung aber nicht so hoch gelten ließ, wie sie wohl in der Wirklichkeit schon längst gewesen seyn konnte, das war sehr klug: weil dergleichen Dinge theils vorübergehend sind und einer Veränderung unterliegen; theils aber auch eine veredelte Schafheerde, wie jeder andere Viehbestand, leicht durch Unglücksfälle zu Grunde gerichtet werden kann.

Was nun aber zufällige Erträgnisse eines Landgutes sind: so können diese ebenfalls nur nach einem mehrjährigen Durchschnitte berechnet und müssen stets etwas niedriger angenommen werden, als dieser Durchschnitt ergiebt, indem sie der Veränderlichkeit allzusehr unterworfen sind.

Nachdem man bei einer solchen Abschätzung alle Nutzungen aufgezählt hat und ihr Geldbetrag berechnet ist, müssen davon alle und jede Lasten abgezogen werden. Was dann übrig bleibt, ist als einjähriger Zins von einem Capital anzusehen, welches für die in Rede stehende Besitzung zu zahlen wäre. Da jedoch alle Nutzungen, und wären sie auch durch eine lange Reihe von Jahren völlig sicher gewesen, noch Zufälligkeiten unterworfen sind: so wird sich ein Käufer nicht so leicht verleiten lassen, ein Capital

von gedachter Höhe für das in Rede stehende Grundstück anzu-
ten, sondern er wird sich vielmehr einen Theil davon für di
Zufälligkeiten reserviren. Die Creditinstitute geben gewöhn
ihre Darlehen nur bis zur Hälfte; oder höchstens bis zu z
Drittheilen jener Abschätzung, weil sie sich eben gegen jene Zuf
ligkeiten sichern wollen.

D. Von dem Gebrauche bei Käufen oder Erw-bungen von ländlichen Besitzungen.

Außer den sämmtlichen Grundstücken und Gebäuden w
den in den meisten Provinzen von Deutschland in der Regel
Verkäufen ländlicher Besitzungen auch die zum völligen Betri
der Wirthschaft erforderlichen Werkzeuge sowohl, als auch
sämmtlichen Viehbestände mit überlassen, welches zusammen
nommen man das Inventarium oder den Beilaß nennt. Zuwei
berechnet man diesen besonders, meistentheils aber ist er in
Hauptkaufsumme mit enthalten. Jedoch ist es auch in manc
Gegenden, z. B. in der Mark Brandenburg üblich, densel
vom Kaufe auszuschließen und ihn entweder einer besond
Einigung zu unterwerfen, oder wenn diese nicht statt findet,
weg zu nehmen. Jedenfalls führt aber diese Gewohnheit
beide Theile eine große Unbequemlichkeit mit sich. Denn
Käufer kann jenen Beilaß gewiß allemal weit vortheilhafter
sich annehmen, als ihn der Verkäufer anderweitig zu veräuß
im Stande ist.

So wie beide Theile über ihren Handel einig sind, w
das Geschäft vor Gericht gebracht, und zwar, bei den gro
und freien (Ritter-) Gütern vor die Oberlandesgerichte, nachd
es erst von einem Rechtskundigen aufgenommen (die Punctati
aufgesetzt) worden ist; bei den kleinern belasteten (sogenann
unterthänigen) Besitzungen vor die Ortsgerichte, die es dann d
betreffenden Gerichtsämtern zur Bestätigung und Vollziehu
(Confirmation) übergeben. Wie bei andern Käufen wohl a
geschieht, wird fast allemal eine Geldstrafe (Pön) festgesetzt,
derjenige zu erlegen hat, welchen das Geschäft reuen und der b

...b zurücktreten sollte. In den österreichischen Staaten heißen ...Obergerichte der Provinz, vor welche alle jene freien Domi...lgüter gehören, Landrechte, und die Grundbücher, in wel...n alle Käufe und Verkäufe mit Aufführung sämmtlicher Ge...tsamen und Belastungen vermerkt sind, die Landtafel; ...den preußischen nennt man die ersten Oberlandesgerichte, ...b die letztern die Grundacten und das Archiv. Sie die... ganz besonders zur Verwahrung aller Documente und Ge...tsamen sämmtlicher Dominien.

Nicht für Jeden ist der Erwerb oder Ankauf von dergleichen ...itzungen zulässig. Von jeher waren in allen deutschen Pro...zen die Juden davon ausgeschlossen. Nur Preußen hob dies ...bot im Jahre 1810 auf und gestattete diesen den Ankauf ...n Grundstücken, sie möchten seyn von welcher Art sie wollten. ...och hat es das hierdurch gegebene Recht wieder beschränkt ...b theilweise aufgehoben, weil sehr schreiende Mißbräuche an ...n Tag kamen. So wurde z. B. das Patronatsrecht, nach ...chem die Gutsherren die Besetzung der Pfarrer- und Prediger...llen haben, auf eine oft sehr unwürdige und entehrende Art ...andhabt: indem man einen förmlichen Handel damit trieb. ...mals konnten in Preußen; wie jetzt noch in Österreich und ...igen andern deutschen Provinzen, nur Adelige dergleichen Do...nial- oder Rittergüter kaufen, und außer diesen waren nur ...jenigen dazu berechtigt, die vom Staate die Befugniß unter ...m Namen des Incolats bekamen. — Wenn man erwägt, was ...r eine Stellung im Staate derjenige erlangt, welcher mit einem ...rgleichen Gute die auf demselben ruhenden Privilegien und ...echte bekommt: so wird man es nicht sonderbar finden, wenn ...e Regierungen darauf sehen, daß diese nicht einem Jeden zufal...n können: indem sonst, wie eben bemerkt, sehr große Miß...äuche vorkommen und in manchen Fällen unvermeidlich sind.

In den österreichischen und den meisten übrigen deutschen ...rovinzen erstreckt sich für die Juden dies Verbot, Grundstücke ...n kaufen, auch auf die kleinern, belasteten oder rusticalen. ...benso auch auf Besitzungen in den Städten, mit denen wir es ...ber hier nicht zu thun haben. Da es in vielen Gegenden

Deutschlands noch zu den oft gehörten Klagen gehört, daß
Juden mit ihrem Wuchergeiste ganz besonders den Landm
plagen, und da sich wohl auch von daher das Princip
Staatsgewalt gegründet haben mag, daß man sie nicht
sehr überhand nehmen und darum so wenig als möglich fe
Fuß fassen lassen will: so wird eine Abschweifung, die ich
hier über diesen Gegenstand erlaube, nicht am unrechten Orte s

Man hat in der preußischen Staatsverwaltung von j
die größte Humanität als Hauptgrundsatz befolgt. Jeder D
der aus Bevorrechtungen einzelner Classen für die übrigen
stand, ward, sobald sich darüber die öffentliche Stimme er
soweit es nur immer thunlich war, beseitigt. Auch die Ju
konnten von dieser liberalen Ansicht nicht ausgeschlossen blei
Mag es seyn, daß man ihren Handelsgeist (den manche
Schacher bezeichnen) für Industrie, und ihr Streben nach G
winn, das nicht allemal die Mittel und deren Moralität pr
für Erwerbsthätigkeit ansah: immer leitete die Staatsbehö
die edle Absicht, eine unterdrückte Menschenclasse an den Rec
der übrigen Staatsbürger Theil nehmen zu lassen, und sie n
durch unverdiente Zurücksetzung und fortdauernden Druck
Immoralität zu zwingen. Noth und Verlegenheit kam d
Eine Menge Dominialgüter, welche durch die der aufgehobe
Klöster vermehrt ward, kam zum Ausgebot. Es fehlte
Privaten an baarem Gelde zum Ankauf derselben. Die J
besaßen die nöthigen Schätze, und da die eben dargestellte hum
Gesinnung schon zu ihren Gunsten entschieden hatte: so gab
letzte triftigste aller Gründe, der nervus rerum gerendar
den Ausschlag. Man gestattete ihnen den Ankauf von Domini
gütern. Dieses ihnen eingeräumte Recht ward zugleich eine Feu
probe für sie, aus welcher sie freilich nicht so geläutert her
gingen, wie man gehofft hatte. Darum aber ward es wie
beschränkt, und wenn auch diejenigen, welche bereits im Bes
von Dominialgütern waren, darin gelassen wurden: so wa
ihnen der Ankauf derselben fernerhin nicht mehr in allen Fäll
gestattet. Den christlichen Glaubensgenossen aber ist dieser, oh
Unterschied des Standes erlaubt, ohne daß sie jetzt noch, wie

jemals das Incolat nachzusuchen hätten. Wegen der auf die Staatsverfassung Bezug habenden Rechte aber, z. B. der Patrimonialgerichtsbarkeit, des Patronatrechtes bei den Kirchen ꝛc. muß jeder den Vasalleneid ablegen, so wie er mit dem Gute in den Besitz jener Rechte tritt.

Rusticalbesitzungen unterliegen bei ihrer Erwerbung wenig Beschränkungen, und ein Zeugniß dessen, der kaufen will, über seine frühere Lebensweise und seine Moralität ist zur Zulässigkeit hinlänglich. Bei allen ländlichen Besitzungen treten die Käufer sogleich bei der Besitznahme für ihre Person in alle auf denselben haftenden Rechte und Verpflichtungen.

E. Von dem Preise, den ländliche Besitzungen in Deutschland haben.

Wenn dieser auch nach Zeit und Ort sehr verschieden ist: so lassen sich nichts desto weniger doch gewisse Gränzen angeben, in welche der Preis der ländlichen Grundstücke fällt. Daß er sich übrigens nach dem Werthe der ländlichen Erzeugnisse richten müsse, liegt in der Natur der Sache. Nun haben diese aber im Laufe der Zeit oftmals eine ungeheure Schwankung erfahren, die sich denn nicht gerade immer nach den laufenden Verhältnissen richtete. Der Natur der Sache nach sollte die Bevölkerung eines Landes jenen Werth fast immer allein bestimmen. Aber dies ist nicht jederzeit der Fall, und sein Steigen oder Fallen hängt eben so sehr von der Lebendigkeit im allgemeinen Verkehr ab. Dies hat sich zu allen Zeiten und in allen Ländern als wahr bewiesen. Wo beides aber zusammen kommt, da müssen die ländlichen Erzeugnisse auch allemal den höchsten Preis erreichen. Dies ist namentlich in England der Fall. — Glücklich ist aber nur ein solches Land zu nennen, wo der Erwerb der niedern Volksclassen mit dem Werthe der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die allemal eine Frucht des Landbaues sind, in einem richtigen Verhältniß steht. Dies aber fand von jeher in Deutschland fast mehr, wie in irgend einem andern Lande, statt. Nur besondere politische und mercantilische Umwälzungen konnten in denselben

zuweilen dieses glückliche Verhältniß stören; so wie dies auch manchmal allgemeine Mißwachsjahre thaten. Lassen wir gelten, daß ein Mann, um seinen Unterhalt zu haben, täglich den Werth von 2 Metzen preuß. Maß (10½ Pf.) Roggen verdienen müsse: so ergiebt sich daraus das Verhältniß der Getreidepreise zu dem Erwerbe der untern Volksclassen. Unmöglich ist es freilich, daß dasselbe immer genau bestehen könne, und nur ein mehrjähriger Durchschnitt kann dies Verhältniß herstellen. Wenn nun aber ein auf Deutschland anwendbarer durchschnittlicher Arbeitslohn zu 5 Sgr. (15 Kr. C. M. oder 18 Kr. Rheinl.) angenommen werden kann: so folgt daraus, daß die Getreidepreise, die eine Fraction von 1 Rthlr. 10 Sgr. für den preuß. Schäffel Roggen geben, nicht zu hoch und nicht drückend zu nennen sind. Die der übrigen Getreidearten modificiren sich gewöhnlich nach dem Roggenpreise.

Nach diesem Satze aber würde sich durch Berechnung des Ertrages der Aecker auch leicht deren reeller Preis ausmitteln lassen. Nur aber kann er sich nicht genau und unbedingt darnach richten: weil jeder Länderverkauf eine Gewerbsunternehmung ist, die dem Gewinn und Verlust unterliegt.

Es kommt aber, wie wohl schon von selbst einleuchtet, bei dem Preise der Grundstücke auch ganz besonders auf deren Güte an. Da nun diese unendlich verschieden ist, so muß auch jener eben so abweichend seyn. Aber die Güte allein ist es auch nicht, die den Preis erhöht; sondern auch die Lage derselben, von welcher die mehr oder weniger vortheilhafte Benutzung abhängt. So kann z. B. einerlei Bodenqualität bei einem Morgen Landes den Preis in's Doppelte, ja vielleicht noch mehr erhöhen oder erniedrigen, je nachdem dasselbe in der Nähe volkreicher, dem Absatze der Producte günstiger Städte, oder in einem so abgelegenen Winkel des Landes liegt, daß man nur mit großen Kosten und Aufopferungen die Erzeugnisse an den Markt bringen kann. Daß aber auch die mehrere oder mindere Belastung bei dem Preise der Grundstücke einen sehr wesentlichen Unterschied machen, leuchtet von selbst ein. Bei Abschätzungen sowohl, als bei Veranschlagungen, die man sich

behufs des Kaufes von Grundstücken macht, wird auf alles Dies denn auch ganz besonders Bedacht genommen.

In Rücksicht der vielen Abweichungen des Preises, welche die angegebenen Umstände herbeiführen, hat sich denn auch der Werth der Grundstücke so verschieden gebildet, daß es deren giebt, wovon man den Morgen (180 □Ruthen) zu 2 Rthlr. kaufen kann; wogegen wieder bei andern eine gleiche Fläche bis auf 200 Rthlr. und darüber steigt. Im Allgemeinen aber läßt sich annehmen, daß Boden von mittlerer Güte, der gerade nicht durch seine Lage besonders begünstigt, dabei aber mit keinen außerordentlichen Abgaben und Leistungen beschwert ist, bei Gütern von einiger Ausdehnung zu 30 bis 40 Rthlr. der Morgen zu kaufen ist. — Wenn nun bei den gewöhnlichen auf Grundstücken haftenden Abgaben und Lasten der Erwerber sich mit Einschluß der Capitalzinsen 10 pCt. vom Anlagecapital berechnen muß, um keinen Verlust zu erleiden: so müßte der Morgen 3 bis 4 Rthlr. in seinen Früchten eintragen, um jene Deckung zu gewähren. Und in der That stoßen wir bei einer genauen Berechnung auf dieses Resultat. Denn angenommen, daß bei einer Dreifelderwirthschaft Boden mittlerer Güte die fünffache Einsaat trägt, und daß man die Brachnutzung nur auf den vierten Theil der Getreidesaaten anschlüge: so gäbe dies in drei Jahren vom Morgen den Werth von 10 Schfl. Roggen als Reinertrag, der denn, nach den oben aus den Arbeitslöhnen gefolgerten Preisen, fast ganz mit der zu erringenden Bodenrente übereinstimmt. Es kommen dann nämlich auf den Morgen jährlich 3⅓ Schfl. Roggen und diesen zu dem obigen Preise mit 1⅓ Rthlr. berechnet, giebt a 10 pCt. einen Grundwerth von etwas mehr denn 40 Rthlr.

Die in den Jahren von 1814 bis 1818 ungewöhnlich hoch gestiegenen Getreidepreise, zu denen auch noch die der Wolle kamen, hatten aber die Meinung für das ländliche Grundeigenthum ganz besonders günstig gestellt, und darum dessen Preis über die Maßen gesteigert. Dies ging so weit, daß man dem Werthe derselben fast mehr als die Hälfte des frühern zugab und dieselben zu einer Höhe kaufte, die, sollte anders

der Erwerber bestehen, nothwendigerweise eine fortwährend gleiche Höhe der Producte erforderte. Da diese nun nicht statt fand; da dieselben vielmehr in kurzer Zeit eben so herabgingen, als sie vorher hoch gestanden hatten: so waren große Verluste unvermeidlich. Eine Zeit lang beruhigten sich zwar die Eigenthümer der Ländereien mit der Hoffnung, daß ein solcher Stand der Dinge nicht lange währen könnte. Als aber ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß eine Aenderung eintrat: da sank die Meinung vom ländlichen Besitz eben so, wie sie vorher gestiegen war, und gerade so stark, wie damals der Zudrang nach dem Erwerbe derselben war, zeigte sich jetzt die Abneigung davor. Darum wurden sie auch fast unverkäuflich, und wer sich deren nothgedrungen entäußern mußte, konnte dies nur mit den größten Opfern thun. Was nun aber das Uebel noch ärger machte, das war der Mangel an allem Credit. Der hohe Preis, für welchen man Ländereien erkauft, hatte diesen denn auch Credit gegeben, und bedeutende Darlehen verschafft. Von diesen gingen, wie es nicht anders möglich war, besonders bei gerichtlichen Verkäufen, viele verloren. Ohnehin waren von Anbeginn der erwähnten ungünstigen Conjuncturen keine Zinsen davon gezahlt worden. Kein Wunder also, daß sich jetzt Jedermann scheute, Geld auf so wenig Sicherheit hinzugeben. Da die Umstände sich nur noch wenig für die Landwirthschaft im Allgemeinen gebessert haben: so dauert auch der Druck noch fort, und der Unwerth der Grundstücke ist noch nicht aufgehoben.

Nehmen wir nun die vorhin gegebene Basis des Preises für das Getreide sowohl, als für die ländlichen Grundstücke, als sich gegenseitig bedingend an: so kommt freilich, bei den Zeiten, wie sie von 1823 ab für die Landwirthschaft bestanden, ein sehr trauriges Resultat heraus. Zehn vom Hundert, d. i. ein Zehntheil des Erwerbspreises sollen die Grundstücke jährlich eintragen, wovon fünf auf Capitalzinsen und fünf auf sämmtliche andere Ausgaben zu rechnen sind. Schätzen wir nun auch den Werth derselben nur zu einer mittlern Höhe, und zwar, wie oben zu 30 bis 40 Rthlr. für den Morgen; und

men wir, wie dort in drei Jahren 10 Schfl. Roggen als
rag an: so giebt dieser, da er seit 1823 kaum ⅔ Rthlr durch-
ittlich galt, nur eine jährliche Rente von 2 Rthlr. 6⅔ Sgr.,
nur eine Kleinigkeit, über die andern Ausgaben, für
Capitalszinsen abwirft. Wenn nun die Aussichten auf
besserung noch sehr gering sind: so folgt daraus, daß noch
ig auf einen wieder steigenden Preis der ländlichen Besitzun-
zu rechnen seyn dürfte. Nehmen wir dazu noch die vielen
wendigen und gerichtlichen Verkäufe von Grundstücken: so
deren Werth sich sobald noch nicht heben.

Mehr aber noch, als die freien, trifft diese Calamität die
teten ländlichen Besitzungen. Betrachtet man die Sache
itig: so würde man dies deßhalb sonderbar finden, weil
Besitzer gewöhnlich persönlich ihre Wirthschaft führen,
darum alle Ausgaben aufs Aeußerste beschränken und durch
agungen aller Art vermindern können; auch durch vermehr-
Fleiß einen höhern Ertrag zu erzwingen im Stande sind.
enkt man aber andrerseits, daß auf diesen Grundstücken
die Lasten sich nicht vermindern, und trotz aller so sehr ver-
erten Einnahmen getragen werden müssen: so wird es leicht
rbar, warum gerade fast in allen Gegenden Deutschlands
viele Rusticalgrundstücke zum gerichtlichen Verkauf ausge-
n sind. Traurig ist aber für den Vaterlandsfreund die Be-
kung, daß dadurch der nothwendigste und arbeitsamste Stand
Staate mit einer Katastrophe bedroht ist, die einen großen
il desselben von Haus und Hof verdrängen zu wollen scheint.

Bei den bestehenden so höchst ungünstigen Conjuncturen
hlt man jetzt freilich selten den Morgen Land mit dem von
angegebenen Preise. Sämmtliche Verhältnisse von Deutsch-
aber, sowohl der verschiedenen Stände unter einander,
auch besonders die zum Auslande, erheischen einen Durch-
ittswerth, wie den angegebenen, und einen daraus fol-
den für das Getreide, der dem obigen gleichkommt. Zu
arten steht freilich, daß er sich wieder herstellen wird; wie
t dies aber noch entfernt seyn kann, das läßt sich schwer-
bestimmen.

F. Von den Credit-Instituten, die ganz allein ländliche Grundstücke errichtet sind.

Zu den wohlthätigsten derselben gehört wohl ohne Wi rede die in den preußischen Provinzen errichtete sogenannte La schaft. Ihre Einrichtung und ihre Verwaltung hat auf Landbau in denselben den entscheidendsten günstigen Einfluß ge Da dieses Institut nicht überall so gekannt ist, wie es dies verdient: so will ich dasselbe in einigen allgemeinen Zügen hier stellen. Es besteht nämlich in einer Vereinigung sämmtlicher G de, oder Dominialgutsbesitzer einer Provinz zu gegenseitigem dit. Zu dem Ende verpfänden sie sämmtlich und ohne Ausna ihre Grundbesitzungen mit allen Rechten und Verpflichtungen. Hypotheken, welche sie darauf ausstellen, heißen deßhalb Pf briefe. Diese tragen 4 pCt. Zinsen und lauten au porteur. nun die Zinsen mit der größten Pünktlichkeit bezahlt we und zu dem Ende stets bei den Landschaften ein bedeutender F vorhanden ist, so daß einzelne Reste der Debitoren niemals Störung im Gange der Geschäfte zu Wege bringen können: gehören diese Pfandbriefe zu den sichersten und gesuchtesten pieren. Sie stehen darum nicht allein immer in ihrem v Nennwerthe, sondern gelten fast zu allen Zeiten Agio. zweimal, und vielleicht wohl auch seit ihrer Creirung sonst fielen sie darunter. Es war zur Zeit des Krieges Napoleons g Preußen, im Jahre 1806—1807, und gegen Deutschland 1 und 1814. Zu dieser Zeit mußten die Generallandschaften Baarzahlungen einstellen und anstatt deren Bons ausge Dies gab sich jedoch bald wieder, und selbst der große Fall Landgüter in der neuesten Zeit, der sich hie und da auf Drittheil, ja sogar bisweilen auf die Hälfte ihres frühern W thes stellt, hat auf den Curs der Pfandbriefe so wenig nacht lig eingewirkt, daß sie sich fortwährend weit über ihrem Ne werthe erhalten. Die ganze Einrichtung des Institutes, die nun kurz beschreiben will, beweist dessen Solidität eben so, diese die Erfahrung im Laufe der Zeit bestätigt hat.

Jede Provinz, in welcher das Landschaftssystem eingef

t, hat eine Generallandschaft, die von einem Director, einem
yndicus (als Rechtsgelehrten) und mehrern Cassenbeamten ge-
tet wird. Mit ihr in Verbindung und durch sie geleitet, sind
-Fürstenthums- oder Systemslandschaften, die in ihrer Orga-
sation der Generallandschaft gleich und deren mehrere in einer
rovinz sind. Sie haben ihre besondere, unter der Controle
Generallandschaft stehende Verwaltung. Zur Bequemlichkeit
Zinsenzahlenden sowohl als der Empfangenden sind sie in
Provinz vertheilt, und sie honoriren nicht allein die Pfand-
efe, welche auf Güter in ihrem System ausgestellt sind, son-
n auch alle übrigen bei ihr präsentirten. Das ist es auch,
s die Zinsenhebung auf Pfandbriefe so leicht und so bequem
darum diese Briefe selbst so angenehm macht. Was nun
Sicherheit derselben betrifft, so ist dieselbe größer, wie auf
nd einem Papiere; denn sie werden nicht allein nur bis zum
ben Abschätzungswerthe jedes Gutes gegeben; sondern es haf-
auch sämmtliche Rittergüter der Provinz in solidum für de-
Betrag.

Zur Abschätzung werden durch die ganze Provinz Landes-
leste ernannt, deren Geschäft aber diese nicht allein ist, son-
n die auch abwechselnd von sämmtlichen Ständen ihrer Kreise
die Berathung landschaftlicher Gegenstände und für die Cas-
verwaltung erwählt werden. Die, welche letzteres Loos trifft,
sammeln sich halbjährlich, zur Zeit der Zinsenzahlungen, an den
ten, wo die Landschaftsverwaltung und die Casse sich befindet,
berathschlagen, in ein Collegium vereinigt (das, wie bei
Generallandschaft, bei allen Systemen einen Director, der
jener stets aus den Landständen gewählt ist, an der Spitze
), über alle vorkommenden, die Landschaft näher berührenden
genstände.

Wie schon bemerkt, hat jedes Rittergut das Recht, in den
dschaftlichen Verband zu treten, und dessen Credit auf seine
sitzungen in Anspruch zu nehmen. Sollen Pfandbriefe auf
es gegeben werden, und diese die Höhe des halben Werthes
tragen, so muß dieser zuvörderst ausgemittelt werden. Dies
hieht entweder durch Abschätzung oder durch Annahme von

Kaufpreisen aus sehr früher Zeit, z. B. von dem Jahre 17[illegible]
Soll eine Abschätzung vorgenommen werden, so wird diese [illegible]
weder nach vorgelegten zwölfjährigen Wirthschaftsrechnun[gen],
deren Richtigkeit durch Eid dargethan werden muß, oder [nach]
einer Aufstellung sämmtlicher Nutzungen, von denen die Belas[tun]-
gen erst abgezogen werden müssen, vorgenommen. Zur Ab[schä]-
tzung sind bestimmte, allgemein angenommene Grundsätze vor[han]-
den, die sich nicht allein nach dem Ertrage der Producte, [son]-
dern auch nach deren Absatz modificiren. Die Sätze sind säm[mt]-
lich die niedrigsten, welche in der Gegend, wo das abzuschät[zende]
Gut liegt, vorkommen, und sie werden aus einer vieljähri[gen]
Fraction gezogen. Trotz dem aber, daß sie im Verhältniss[e der]
Productenpreise der frühern Zeiten so gering sind, überstieg[en sie]
doch namentlich bei dem Getreide um Vieles die von den Ja[hren]
1824 — 27. Darum wurde man in den Grundsätzen im[mer]
strenger, und unterwarf eine Menge Taxen, die man für die [plötz]-
lich unerwartet eingetretenen Zeitverhältnisse für zu hoch [hielt],
einer Revision, und setzte sie bedeutend herab. — Den La[ndes]-
ältesten, deren in der Regel zwei bei jeder Abschätzung sind, [ist]
zur Aufnahme derselben der Landschaftssyndicus beigegeben, [und]
zu ihrer Assistenz haben sie zwei Sachverständige und in [der]
Sache geübte Rusticalbesitzer, die den Namen von Kreistaxa[toren]
führen, weil sie für den Kreis, in welchem ihre eignen Besi[tzun]-
gen liegen, bestimmt sind.

Wenn nun auf solche Weise die Abschätzung vollzogen [o]-
der, so viel als möglich annähernde Reinertrag ermittelt ist, [so]
wird dieser in Geld, als Zinsen von einem Capital, das zu 5 [Proc.]
berechnet wird, betrachtet, und die Hälfte desselben als Pf[and]-
briefe für das in Rede stehende Gut ausgefertigt, und diese w[erden]
dem Eigenthümer desselben ausgehändigt. Wenn, wie z. [B.]
eben jetzt, diese Pfandbriefe im Curse sehr hoch stehen, so [er]-
wächst diesem ein augenscheinlicher Gewinn. Stehen sie, [wie]
es gegenwärtig der Fall ist, das Agio auf 7 Proc., so hat er [für]
dieselben keine Zinsen zu zahlen, da ihm nur der Nennwerth [als]
Debet zufällt. Durch diesen Vortheil gewinnt er mehr als da[s],
was er über 4 Proc. vom Darlehen zu zahlen hat, und selbst [...]

auch bei manchen Systemen, deren angewachsener Fonds gering ist, 4⅓ Proc. gezahlt wird, so kommen in dem angeregten Falle auch da nicht einmal volle 4 Proc. Zinsen vom erhaltenen Capital zu zahlen. Wenn nun in den preußischen Provinzen fast allgemein der Zinsfuß bei Darlehen auf Grundstücke 5 Proc. beträgt: so leuchtet der große Gewinn, den das Grundeigenthum durch dieses wohlthätige Institut genießt, recht deutlich ein. Dazu kommt aber noch die Sicherheit vor einer Kündigung. Denn diese findet nie statt, so lange der mit Pfandbriefen beliehene Fundus nicht geschwächt wird.

Man hat sich zuweilen schon Mißbräuche zu Schulden kommen lassen bei solchen Abschätzungen, und man hat manchmal Realitäten als zu dem abzuschätzenden Gute gehörig angegeben, die es gar nicht waren. Dies setzte aber immer eine Saumseligkeit der Taxatoren voraus, die in der jetzigen Zeit wohl schwerlich mehr vorkommen dürfte. Man stellte ferner zur Zeit der Abschätzung stärkere Viehbestände auf, als man in der Regel aushielt. Auch hier würde den Taxatoren ein Vorwurf erwachsen, wenn sie nicht genau ausmittelten, wie viel überhaupt Vieh bei einer regel- und zweckmäßig geführten Wirthschaft ausgehalten werden kann.

Aus den ⅙ oder ⅕, welches die Landschaften mehr an Zinsen einziehen, als sie für die Pfandbriefe auszahlen, wird der oben angegebene Fonds gebildet, der zunächst für die Besoldung der Beamten bestimmt, der aber im Laufe der Zeit so bedeutend angewachsen ist, daß er in Fällen der Noth sogleich aushelfen kann. Aus der ungeheuren Summe, welche bereits nur allein von Schlesien in Pfandbriefen vorhanden ist, und die schon in die Millionen geht, ergiebt sich leicht das Anwachsen dieses Fonds. Aber nicht allein unmittelbar auf die Landwirthschaft, sondern auch mittelbar auf die Beförderung des ganzen Verkehrs haben die Pfandbriefe den wohlthätigsten Einfluß. Durch sie sind die Zahlungsmittel ungemein vermehret worden, und sie sind das Mittel, das baare Geld in Circulation zu erhalten, da eine Menge Capitalisten diese in den Kasten verschließen, in welchen sie sonst häufig das baare Geld liegen lassen würden. — Es ist

3 *

im Voraus gar nicht zu berechnen, was diejenigen Länder, wel
diese Aushülfe noch nicht haben, gewinnen würden, sobald
dieselbe ergriffen. Sie ist ein sehr wirksamer Ersatz für die N
ten der vielen in England vorhandenen Banken, die zur Lebendi
keit des Verkehrs dort so unglaublich wirken und England
allein auf seiner Höhe im Handel und in den Gewerben erhal
— Wollte man ihm diese auf einmal entziehen, so müßte es
vermeidlich von dieser Höhe herabstürzen. Eben so würde Sch
sien den hohen Aufschwung, den seine Landwirthschaft genom
hat, sage ich verlieren, wenn man ihm seine Landschaften
seine Pfandbriefe nähme. Ich komme weiter unten noch e
mal hierauf zurück.

Die Abschätzungsgrundsätze, nach welchen die preußis
Landschaften verfahren, sind dieselben, nach welchen eigent
jedes Forum, was ländliche Grundstücke zu würdigen hat, h
deln muß. Sie beziehen sich zunächst auf die Güte und Ertr
fähigkeit des Bodens, wobei alle bekannten Einschränkungen
wohl als Erweiterungen berücksichtigt werden; dann auf die
dern Erträgnisse, als Obstnutzung, Holznutzung, Fischerei, Gr
zinsen und Gefälle rc. Mit Einem Worte, sie verbreiten
über Alles, was den Ertrag eines Gutes bestimmt, und die
erhöht oder herabsetzt. Eben so genau und pünktlich aber,
sie Alles aufnehmen, was zu den Nutzungen zu zählen ist, e
so beachten sie auch jede Herabsetzung des Reinertrags und zie
von diesem Alles und Jedes ab, was als eine Belastung
Gutes in naher oder entfernter Beziehung genannt w
den kann.

Für diejenigen nun, welche die Wohlthat des in Re
stehenden Darlehns von Pfandbriefen genießen, ist aber auch
genaueste und pünktlichste Einzahlung der Zinsen strenge Pflic
Denn nur dabei kann das Institut bestehen und ferner seine g
segneten Wirkungen äußern. Damit nun aber in keiner A
eine Störung, die durch Zinsreste eintreten könnte, statt findet,
so hat der Staat, der die Wohlthätigkeit des Instituts für da
Ganze richtig würdigt, den Landschaften Vollmachten ertheil
bei den Säumigen, ohne ein erst nachgesuchtes landabliches gi

ichtliches Verfahren, einzugreifen, und sofort eigenmächtig Se-
uestration zu verfügen. Alle übrigen Gläubiger haben dagegen
ein Recht des Einspruchs, und ihre Ansprüche werden erst gül-
ig, wenn die Landschaft befriedigt ist. Man könnte hierin eine
Schwächung des übrigen Credits finden, da Capitalisten ihr
Geld wohl nicht gern auf Güter leihen dürften, die unbedingt in
die Disposition des ersten Gläubigers, d. i. der Landschaft fal-
en, sobald der Eigenthümer dieser nicht prompte Zinsenzahlung
eistet. Die Sache hat aber zwei Seiten. Wenn es auch wahr
st, daß alle übrigen Gläubiger diesen ersten in ihren Ansprüchen
nachstehen, so muß im Gegentheil auch die Meinung von einem
Grundstücke, und mit dieser dessen Credit gewinnen, wenn es
unter so mächtige Curatel, wie die der Landschaft ist, kommt.
Denn sie ist am besten im Stande, aus ihrem Fonds, allen ein-
geschlichenen Mängeln abzuhelfen, und das Gut selbst aus dem
Zustande der Schwäche in den der Stärke zu versetzen. Wirklich
ist dem auch nicht anders. Denn fast alle Güter, die unter
landschaftliche Sequestration kommen, gewinnen dabei, und es
gilt dann das deutsche Sprüchwort nicht: „Sequester machen
leere Nester;“ ja man könnte sogar das leere in volle umtau-
schen. So wie aber die Landschaft für ihr Theil völlig zufrieden
gestellt ist, treten die übrigen Gläubiger in ihre Rechte. Drin-
gen dann diese auf Subhastation, so haben sie in doppelter Hin-
sicht die Hoffnung, nichts von ihrem Capital zu verlieren, und
zwar einmal weil das Gut unter der landschaftlichen Sequestra-
tion verbessert wurde, und zweitens weil der Credit, welchen
die Landschaft mit ihrem darauf stehen bleibenden Capitale dem
Gute gewährt, dem neuen Käufer bequem seyn und ihn zu einem
höhern Anbot bestimmen muß.

Die Zinsen werden nach allgemeiner Landessitte in halbjäh-
rigen Terminen ein- und von der Landschaft an die Pfandbriefs-
Inhaber wieder ausgezahlt.

In dem landschaftlichen Verband werden aber nur Ritter-
güter oder Dominien, und solche ländliche Besitzungen, die de-
ren Rechte haben, aufgenommen. Man hat seit längerer Zeit
sich bemüht, einen ähnlichen Verband für das Rusticale zu grün-

den. Die Sache fand aber mehr Schwierigkeiten, als man Anfangs glaubte. Eine der vorzüglichsten liegt in der Ausübung der Administration, die bei der Menge und Kleinheit der Besitzungen so verwickelt und fast unausführbar werden müßte, daß sie eine Hauptklippe werden würde, an welcher das Unternehmen scheitern könnte. Man denke sich nur die vorkommende Menge von Sequestrationen, die meistentheils viel zu unbedeutend wären, um eine besondere Person dabei anzustellen. Vieler anderer Schwierigkeiten nicht einmal zu gedenken. Rechnet man dazu die viel größere Belastung des Rusticale's, die besonders bei drückenden Zeitläuften, als bei Krieg, vielen Bränden, Hagel- und Wasserschaden ins Ungeheure zunimmt, so müßten dergleichen Sequestrationen unendlich häufiger vorkommen, wie beim Dominiale, und bei Weitem schwieriger durchzuführen seyn, wie bei diesem.

Dies wohlthätige landschaftliche Institut haben schon außer Deutschland andere Provinzen, namentlich das Königreich Polen, nachgeahmt. Man befolgte dabei fast in Allem dieselben Grundsätze, wie in den preußischen Staaten. Außer diesen aber besteht in Deutschland erst in Würtemberg ein ähnlicher Creditverein, und zwar ist dieser erst seit Kurzem ins Leben getreten. Er unterscheidet sich aber wesentlich von dem in Preußen dadurch, daß er nicht streng nur Dominialgüter in seinen Verband aufnimmt, und selbst auch Ausländern den Zutritt gestattet. Er hat bei seiner Constituirung sogleich auf einen Tilgungsfonds gedacht, und darin ist er den Landschaften des Großherzogthums Posen und des Königreichs Polen ähnlich. Dem Anschein nach sind solche Institute, die einen dergleichen Tilgungsfonds gründen, denen die denselben nicht haben, vorzuziehen. Ich sage, dem Anscheine nach. In der Wirklichkeit halte ich sie aber für weniger gut. Ein ganz Anderes ist es mit Staatsanleihen. Der Staat ist, in der Idee gedacht, etwas Persönliches, und keineswegs etwas zu den Realitäten Gehöriges. Persönlicher Credit kann nur steigen, wenn die Person die ihr gemachten Darlehen in bestimmten und festgesetzten Terminen zurückzahlt. Das ist bei Grundstücken nicht so. Wer auf sie borgt, der erwirbt damit einen

theil des Rechtes des Eigenthums oder der Nutzung desselben. So lange nun das Eigenthum sowohl, wie die Nutzung gesichert ist, und dieses richtig eingeht, wird kein Capitalist gern das darauf gelegte Geld zurücknehmen wollen. Dringt man es ihm auf, wie dies bei der Verloosung der Pfandbriefe geschehen muß, die aus dem Tilgungsfonds alljährlich abgezahlt werden, so wird er es überhaupt nicht gern in dergleichen Papieren anlegen, und diese werden eben deßhalb gerade durch das Mittel, welches man zur Erhöhung ihres Credits für das zweckmäßigste hielt, eher in demselben herabgesetzt. — Betrachten wir die Sache auch von der andern Seite, nämlich in Beziehung auf den Debitor. Wahr ist es, daß er durch eine etwas erhöhtere Zinsenzahlung allmählich das ganze Capital tilgt. Man hat auf diesem Wege eine Art von Sparcasse für ihn angelegt. Aber er fühlt nichts desto weniger doch die hohe Zinsenzahlung empfindlich, und diese wird dann oft der Grund zu neuen Verlegenheiten, aus welcher ihn das erhaltene Darlehn kaum gerettet hatte. Man wende mir nicht ein, daß das Wenige, was er mehr an Zinsen zu zahlen hat, zu unbedeutend sey, um solche Verlegenheiten herbeizuführen. Die Verhältnisse der Landwirthschaft sind in unsrer Zeit in Deutschland zu gespannt, als daß nicht eine Mehrzahlung von 1 pCt., was z. B. bei 10,000 Rthlrn. schon 100 Rthlr. jährlich beträgt, empfindlich seyn sollte: lasse man Ausnahmen statt finden. Wer sie machen kann, der lege sein erübrigtes Procent zurück und zahle nach eignem Belieben ab. — Wie ist es aber mit den Papieren solcher Institute? — Die Wohlthätigkeit einer größern Masse von Tauschmitteln, die in Circulation kommen, und den allgemeinen Verkehr beleben, nimmt von Jahr zu Jahr wieder ab, und man steht zuletzt auf demselben Flecke, von welchem man ausging, und muß, wenn dieselben Verhältnisse noch fortbestehen, wie dies fast sicher zu erwarten ist, den Kreislauf von Neuem anfangen. Anders ist es freilich, wenn die in Rede stehenden Institute in den belehnten Gründen nicht eine Sicherheit anbieten können, die in allen Wechselfällen und in allen aus der Vergangenheit zu folgernden Möglichkeiten für die Zukunft Stich hält, und somit sich des allgemeinen und ungetheilten Vertrauens des

Publicums erfreut. Diese aber haben gerade die preußisch
Landschaften in jeder Art.

Sollte ich noch etwas zum Lobe derselben sagen, so wär
das, daß sie seit einigen Jahren an die mit Pfandbriefen bel
ten Rittergutsbesitzer Vorschüsse gegen Niederlegung von W
in der Art leisten, daß sie ihnen ihre im Juni zu zahlenden Zi
stunden und sie dadurch in Stand setzen, eine bessere Conjun
zum Verkaufe der Wolle abzuwarten, und diese nicht für j
Preis am Markte loszuschlagen.

Der immer mehr zunehmende Fonds gehört, wie es sich
von selbst versteht, dem gemeinsamen landschaftlichen Verband

Ich komme auf den Creditverein im Königreich Württem
zurück. Alle, welche ihm beitreten, bezahlen 5½ Proc. von
ihnen dargeliehenen Capitalien. Da nun die Inhaber der Sch
scheine nur 4 Proc. Zinsen erhalten, so bleiben 1½ Proc. für
Verwaltung und den Tilgungsfonds. Dieser muß aber, wie
bei jedem solchen Fonds der Fall ist, alle Jahr bedeutender wer
weil die verloosten und abgelösten Schuldscheine außer Concurr
bei der Zinsenzahlung treten, und die, welche sie früher erhielt
mit in den Tilgungsfonds fallen. Dadurch aber verkürzt
der Termin der sämmtlichen Ablösung aller Capitalien,
der Cyclus ist mit einem halben Jahrhundert fast abgelaufen.

Ich muß hier noch die ritterschaftliche Bank
Pommern erwähnen. Sie verdient unstreitig Aufmerksam
und Nachahmung, und es ist fast gewiß anzunehmen, daß
dergleichen Institut unter gewissen Modalitäten sich für das R
sticale eher eignete, wie ein System, was dem der Landsch
ähnlich wäre. Ich habe vor einiger Zeit in der Augsburger A
gemeinen Zeitung Vorschläge für Wolle-Auflagerungen geth
die leicht eine Anstalt, ähnlich einer Bank, ins Leben rufen kön
ten. Und gerade für dieses Product wäre eine solche am gee
netsten, weil es stets ein gesuchter und leicht zu realisirender Han
delsartikel bleiben wird.

Andere Creditanstalten zur Aufhülfe für den Landbau gi
es in Deutschland fast nirgends. Dies ist aber in der neu
Zeit um so schmerzhafter fühlbar und um so mehr zu bedauern

da der allgemeine Credit auf das Grundeigenthum so sehr geschwächt, und es den Besitzern desselben so schwer, ja oftmals fast unmöglich ist, Capitalien dargeliehen zu bekommen. Welch' ein großer Nachtheil hieraus aber nicht allein für die Landwirthschaft im Besondern, sondern für das Wohl des ganzen Landes entstehe, das begreift man dann am besten, wenn man bedenkt, wie dies Mangel an Credit oft der beste und betriebsamste Landwirth seinen Grundbesitz aufgeben muß, den dann ein Anderer bekömmt, dessen ganzes Verdienst zuweilen nur sein Geld ist, das er überdies nicht allemal auf dem ehrenvollsten Wege erworben hat. Eben dieselbe Bedrängniß, die den Einen zum Verkauf zwingt, macht wiederum einem andern, oft sehr verdienten Landwirthe einen Ankauf unmöglich. Und außerdem wirkt nichts mehr auf die Lähmung alles Verkehrs, als Mangel an Credit, und dies vorzugsweise alsdann, wenn er das erste der menschlichen Gewerbe, die Landwirthschaft, trifft. Denn wo sie sich nicht gehörig regen kann, da gleicht ein Land einem Körper, dessen Blut in seiner Circulation gestört worden ist, was denn nothwendig seine nachtheiligen Wirkungen auf sämmtliche Glieder zeigt. Darum kann ich es nur wiederholen: Deutschlands Landwirthschaft wird im Allgemeinen viel freudiger emporblühen, wenn das ländliche Grundeigenthum mehr Credit gewinnen wird; es wird ihn aber im Allgemeinen gewinnen, wenn man in den übrigen deutschen Staaten auf Creditanstalten für dasselbe so eifrig wie in den preußischen bedacht seyn wird. Welch' eine Masse von Zahlungsmitteln, die angenehmer, als baares Geld sind, müssen dann durch die Pfandbriefe oder andere Creditscheine der Provinzen in Umlauf kommen! Und ist es nicht grade der Mangel an jenen Zahlungsmitteln, der den Verkehr lähmt? — Deutschland ist bedroht, an Ueberproduction zu Grunde zu gehen. — Was ist denn Ueberproduction? — Sie muß ein Glück für's Volk werden, weil in ihr die überreichliche Abhülfe seiner Bedürfnisse liegt. — Und jetzt wäre sie ein Unglück? — Also rein darum, weil die Tauschmittel fehlen, weil die Massen ohne Anstoß sind, und

träge und tödtend beisammen liegen. Alles, was daher ja Tauschmittel vermehrt, muß wohlthätig seyn. England und immer England ist es, was man dem Deutschen vorhalten muß, wenn er sehen und urtheilen soll. In nicht vielen Ländern von Europa giebt es im Verhältniß zur Volksmenge weniger baares Geld, wie in England. Hat es ihm aber jemals an Geld zur Durchsetzung großer Zwecke gefehlt? — Der Credit ist es (von dem Franklin sehr wahr sagt, daß er auch Geld sey), der Englands Hülfsquellen enthält. Doch ich würde zu weit von meinem Thema kommen, wenn ich dies weiter verfolgte. Ich sehe im Geiste mein Vaterland aufblühen, ich sehe die Klippen, an denen seine Ausdauer und sein eiserner Fleiß bisher noch immer scheiterte, hinwegräumen; ich sehe den Credit auf das Grundeigenthum wieder aufleben; ich sehe Institute, die ihn für die großen Güter nicht allein, sondern auch für die kleinern wohlthätig verbreiten! — Ich sehe endlich eine allgemeine Handelsfreiheit sich über ganz Deutschland verbreiten, die dessen Flor vollendet. — Seine Fürsten sind seine Väter. Die Kinder dürfen nur an sie sich wenden, und sie werden Alles erhalten, was ihr wahres Wohl gründen und befestigen kann. Preußen hat die Bahn gebrochen und auf dieser sein Glück gefunden. Hat es nicht unter den schwierigsten Verhältnissen sich stark erhalten? — Ist es nicht, ich kann sagen, bei den verhältnißmäßig geringsten Hülfsmitteln der blühendste Staat in Deutschland? — Sein Landbau, der wohl nicht am schlechtesten betrieben wird, hat dazu wahrlich nicht das Wenigste beigetragen. —

G. Von den Feuer- und Hagelversicherungen.

Unmittelbar in Verbindung mit den Creditanstalten sind die Versicherungen ländlicher Beschädigungen zu bringen; denn sie schützen, wie jene, den Landwirth, daß ihn einzelne Unglücksfälle nicht zu Grunde richten. Es liegt nicht im Plane meines Werkes, alle und jede Art von Versicherungsanstalten, die sich besonders auf Beschädigungen durch Feuer beziehen, hier anzuführen. Nur insofern sie das ländliche Grundeigenthum be-

...en, habe ich es hier mit denselben zu thun, und es müssen diejenigen, welche lediglich für dieses errichtet sind, den ersten ...tz finden.

Unbedenklich glaube ich auf diesen die schlesische Privat-, ...e und Feuer-Societät stellen zu dürfen. Sie besteht schon ...dem Ende des vorigen Jahrhunderts und hat ihre wohl-...gen Wirkungen bereits vielfach gezeigt. Da sie nicht, ...alle dergleichen Assecuranzen, eine Art von Speculation ...Unternehmer ist, sondern lediglich den Ersatz des Scha-...s im Auge hat; so muß sie schon darum vor allen übrigen ...züge haben, und sie muß auch in ihrer Verfassung von den ...gen wesentlich verschieden seyn. Bei ihr wird nicht, wie bei ...n, eine festgesetzte Prämie bezahlt, die unter allen Ver-...nissen, es mögen nun viel oder wenig Brandschäden vor-...mmen seyn, gleich bleibt; sondern es werden halbjährlich ...ntliche, den Beschädigten zu leistende Vergütigungen in eine ...mme gebracht, und diese nach Maßgabe der versicherten Sum-... unter die Mitglieder der Societät zur Aufbringung ver-...lt. Ihre Entschädigungen erstrecken sich jedoch nur auf Ge-...de, weil nur diese bei ihr versichert werden können. Da ... die Brandschäden in manchen halben Jahren häufig, in an-...n wieder selten sind, so ändert sich dann auch die Höhe der ...träge in jedem Termin. Um die Kosten der Verwaltung zu ...en, wird bei jeder Ausschreibung eine etwas höhere Summe ...echnet, als gerade zur Entschädigung erforderlich ist, und dies ...us fließt dem Fonds zu, aus welchem die Verwaltung bestrit-... wird, und aus welchem dann auch in dringenden Fällen Vor-...hüsse geleistet werden können, weil bei Brandbeschädigten in der ...egel eine baldige Hülfe eine doppelte genannt werden kann.

Seit einiger Zeit ist die Leitung dieser Societät mit der ...ndschaft vereinigt worden, wodurch denn die Verwaltungs-...sten vermindert, und jene Vorschüsse weit leichter gemacht wer-...n konnten.

Die Bestimmung des auf ländliche Gebäude zu versichernden ...pitalswerthes hängt vom Eigenthümer ab, darf jedoch gewisse ...ßerst gesetzte Gränzen nicht überschreiten.

Zur Aufnahme eignen sich nur Dominialgebäude, und hat dieselbe nur Kirchen, als eine besondere Vergünstigung, gestattet.

Aehnlich dieser Societät hat man in mehrern Kreisen Schlesien eine zur Versicherung von Brandschäden bei Rustgebäuden errichtet. Ganz wie bei jener richten sich auch dieser die Beiträge nach der Menge der Brände, die bei den Mitgliedern statt gefunden haben. Ihre Verwaltung ist fast überall den Kreis-Steuer-Aemtern übertragen worden. So zweckmäßig und wohlthätig nun auch diese Societäten im Allgemeinen sind, so führten sie dennoch schon eine Menge übler Folgen herbei. Die Gewißheit einer Entschädigung, die oft von der Art war, daß man anstatt alter baufälliger Gebäude neue bekommen konnte, ward vielmal Ursach' zu einer vernachlässigten Aufsicht auf das Feuer, wenn es nicht bei unmoralischen Menschen gar zu einer Speculation ward, ihr Gehöfte selbst in Brand zu stecken. Weil aus diesen Gründen ungewöhnlich viel Brände vorkamen, so entstand denn auch zuweilen bei rechtlichen Menschen der Gedanke, daß, da sie so oft den andern Mitgliedern ihre alten abgebrannten Gebäude hatten müssen aufbauen helfen, es wohl billig wäre, wenn sie auch einmal an die Reihe kämen, und dies veranlaßte sie, wenn auch nicht zur directen Brandstiftung, doch zu weniger strenger Aufsicht auf das Feuer und Licht, so daß die Feuersbrünste öfter entstehen mußten, als es ohne diese Societäten der Fall gewesen seyn würde. Da diese Uebelstände immer mehr hervortraten, so hoben mehrere Kreise die gegenseitige Feuerversicherung von selbst wieder auf, und wirklich bemerkte man nun wieder weit weniger Feuersbrünste in denselben.

Außer diesen Societäten besteht noch, wie in den übrigen preußischen Provinzen für Brandbeschädigte eine Steuer-Remission und eine Aufhülfe, wozu sämmtliche Insassen eines Kreises beizutragen haben. Diese besteht in Naturalleistungen, als Fuhren, Strohlieferungen und Handdiensten. Schlägt man diese zu der Societätshülfe, so war es wohl möglich, daß mancher Abgebrannte anstatt ihrer alten baufälligen Gebäude neue be-

n, ohne daß es ihnen das Mindeste aus eigenen Mitteln
ste.

In den andern preußischen deutschen Provinzen besteht diese
sse ebenfalls, nur ist sie dort, z. B. in der Mark Branden=
g und in Pommern noch ausgedehnter, indem sie auch eine
e enthält, aus welcher die Beschädigten einen nach der Größe
r Besitzungen bestimmten Ersatz bekommen.

In Böhmen hat sich erst seit Kurzem eine der schlesischen
liche Ritterschafts=Societät gebildet, die sich ganz allein auf
ndbeschädigungen bezieht, und den Beschädigten, nach Maß=
ihrer eignen Taxation bei dem Eintritte in die Societät, zu
se kommt.

Außer dieser gegenseitigen Hülfe, und außer der, welche
Genossen einzelner Kreise von Staats wegen einander leisten
sen, die in den meisten deutschen Provinzen statt findet, stehen
Landwirthe aber noch mehrere andere Institute zu Gebote,
denen er sich gegen Brandbeschädigung versichern kann. So
h Oesterreich die in Wien und die in Triest. In Preußen
in Aachen und in Elberfeld. In Sachsen die in Leip=
Und so mehrere andere in den verschiedenen Provinzen.

Bei ihnen versichert man sich für alle und jede Beschädi=
g, sie sey an Gebäuden oder Producten, oder Möbeln und
seligkeiten. Jedoch versichert man bei diesen Assecuranzen
t allein ländliches Eigenthum, sondern Alles und Jedes, was
zu einer Versicherung eignet. Auch beschränken sie sich mit
Annahme zu derselben nicht auf besondere Provinzen oder
aaten; sondern nehmen meistentheils auch Ausländer an. Bei
en findet bei den Beiträgen aber keine Vertheilung nach Maß=
e der mehrern oder wenigern Brandschäden statt; sondern
werden nach einem bestimmten Satze unter dem Namen ei=
Prämie stets gleichmäßig bezahlt.

Fast eben so häufig, und oftmals noch weit empfindlicher, wie
andschaden, trifft den Landwirth das Verhageln. Kommt
auch, wenn ihn das Unglück trifft, die Steuer=Remission
ute, so ist dies eine so unbedeutende negative Aushülfe, daß
ihn keineswegs retten kann. In frühern Zeiten geschah für

dergleichen Beschädigungen wenig oder gar nichts; nur als
da man sah, wie Hagel oft den Landwirth gänzlich zu Gr
richtete, dachte man auf Mittel, wie ihm zu helfen sey.
bildeten sich Vereine unter dem Namen Schlossen=Societ
Die am ersten rühmlich bekannte war die in Gotha, die nach
Principien der schlesischen Privat=Land=Feuer=Societät
richtet war. Erst seit kurzer Zeit ist in Leipzig eine ähnliche
das Königreich Sachsen errichtet worden. Die Beiträge d
Hagel=Societäten haben sich, nach einem mehrjährigen Durchs
auf ungefähr 1 Proc. gestellt. Nach diesem Satze scheinen sich
die Hagel=Assecuranzen zu richten, welche 1 Proc. Prämie von
jenigen ziehen, die sich bei ihnen versichern. Eine solche Hag
Assecuranz bildete sich in Berlin, die aber das Unglück hatte,
den ersten Jahren nach ihrer Entstehung so viel Vergütigung
Beschädigte zahlen zu müssen, daß dadurch ihre vorher bere
Fraction bei Weitem überstiegen ward und ihr ein empfind
Verlust drohte. Die einzige Zuflucht, die ihr übrig blieb,
eine erhöhte Prämie. Denn wenn sie ihre Hülfe auch darin
chen wollte, sehr streng, und vielleicht an Ungerechtigkeit g
zend, bei der Beurtheilung der Hagelbeschädigungen zu ver
ren, so verscherzte sie sich dadurch nicht allein das Vertrauen
Publicums, sondern verwickelte sich auch außerdem in
Menge unangenehmer Weitläufigkeiten.

Hagel=Assecuranzen sind nicht wie Feuer=Assecuranzen
ausgesetzt, von der Immoralität derer, die sich in sie beg
betheiligt zu werden. Denn den Hagel kann der Feldbesitzer
auf sein Feld bringen, wie der Brandstifter das Feuer in di
bäude. Aber was sie allenfalls Gefahr laufen, das ist, daß
vorzugsweise diejenigen Gegenden und Districte sich bei ihnen
sichern, welche, durch Erfahrung belehrt, dem Verhagel
meisten unterworfen sind. Giebt es nun aber auch deren in
That, so ist es bei vielen auch wieder wechselnd, und der H
trifft zuweilen eine Gegend in kurzer Zeit mehreremale, die
und nachher Jahrhunderte lang verschont bleibt. Vielfachen
obachtungen und Erfahrungen zufolge sind die Gegenden,
zwischen einem Gebirgszuge und einem in nicht allzu großer

mung davon fließenden Strome liegen, dem Verhageln am
eisten ausgesetzt.

Die strenge Ausmittelung eines theilweisen Verhagelns ist
elen Schwierigkeiten unterworfen, und diese, mehr als ein totaler
agelschlag, führen zu mancherlei Discussionen. Es handelt sich
bei um das, was nach der Verhagelung von den betroffenen
ldern noch gewonnen werden kann, und es erfordert eine Auf-
ht, von Seiten der Assecuranz bis nach vollzogener Erndte. Ein
m so streitiger Punct ist bei gänzlicher Verhagelung die Zeit,
ann diese geschieht, und ob es möglich ist, nach derselben noch
ne Nutzung vom Acker in demselben Jahre zu ziehen.

Trotz dieser etwaigen Mängel und Unvollkommenheiten blei-
n jedoch die Hagelversicherungen für den Landbau äußerst wohl-
ätig, und es ist nur zu wünschen, sie möchten bald so allgemein
yn, daß man sich deren in ganz Deutschland mit Bequemlich-
it bedienen könne.

II. Von den Nutznießungen des Eigenthums.

Um mich im Voraus gegen den Vorwurf zu verwahren, als
weiche ich hier von der logischen Ordnung ab, daß ich diesen Ab-
chnitt nicht zwischen den ersten und zweiten gestellt habe, da es
scheinen könnte, als sollte er unmittelbar nach der Aufstellung des
erschiedenen Besitzthums folgen: so bemerke ich hier, daß nach
meiner Ansicht erst alle Verhältnisse, die bei ländlichen Besitzun-
gen vorkommen und alle ihre Vor- und Nachtheile aufgestellt seyn
mußten, ehe ich von der Nutznießung sprechen konnte. Denn es
kommen dabei eine Menge von Bezeichnungen vor, deren Gegen-
stände erst vorausgeschickt seyn mußten, wenn das, was ich hier
zu sagen haben werde, nicht hie und da lückenhaft erscheinen sollte.

Bei den Nutznießungen führe ich an:

1) Die unbeschränkten Rechte auf den Vor-
theil und Gewinn, welchen Eigenthümer von länd-
lichen Grundstücken haben. Diese genießen alle diejeni-
gen, welche ein ländliches Grundstück für sich und aus eigenen
Mitteln erwerben, oder durch Schenkung, Erbschaft oder auf

andere Art als unbeschränktes Eigenthum erlangen. Sie ha
dann die Vollmacht, damit nach freiem Willen zu schalten, S
darauf aufzunehmen; es zu zerstückeln oder zu verkaufen, w
der Staat oder die Gläubiger nicht etwa Einsprüche zu ma
haben; und überhaupt damit zu verfahren, wie man mit j
Sache zu verfahren berechtigt ist, deren Eigenthum keiner
schränkung unterliegt. Dies gilt von allen Dominien, we
freie Allodien genannt werden; ingleichen von allen R
calbesitzungen, die nicht etwa durch Stiftungen oder letztw
Bestimmungen einer gewissen Beschränkung beim Nießbrauche u
terworfen worden sind.

2) Anders ist es aber bei den ländlichen Besitzthümern, we
deren Inhaber mit beschränktem Rechte besitzen und die
gewisse Personen forterben, oder deren Nießbrauch an öffentl
Anstalten oder deren Verwalter übertragen ist. Es sind die
den Dominien, die Majorate, Minorate, Senioral
Fideicommisse u. s. w., und bei dem Rusticale d
Pfarrwidmuthen, und Güter, die an milde St
tungen überwiesen sind. Ich will die eben genann
in der Reihe einzeln durchgehen und dabei sagen, was zur V
ständigkeit des vorliegenden Gegenstandes nöthig seyn wird.

a) Majorate. Alle Dominialgüter, welche von ein
unbeschränkten Besitzer in eine Familienstiftung dadurch verw
delt werden, daß allemal nur der in grader Linie abstamme
älteste männliche Erbe sie besitzen kann, und daß diese niem
mit Schulden belastet werden dürfen, gehören in diese Katego
Ihre Benutzung ist übrigens für den jedesmaligen Besitzer in
fern ganz willkürlich, als sie sich nicht, weder auf theilwe
noch gänzlichen Verkauf, Verschuldung und dergleichen bezi
Die laufenden Einkünfte und Nutzungen aller Art gehören
seiner unbeschränkten Verfügung, und ihm allein steht die fr
Disposition über dieselben zu, so daß er sie ganz nach sei
eigenen Willkür einrichten kann. Ich führe erst die übrig
ähnlichen Stiftungen an, ehe ich im Allgemeinen Folgerung
aufstelle, ob dieselben für den Fortgang der Landwirthschaft h
sam oder nachtheilig sind.

b)

b) Minorate haben ganz dieselben Rechte und Beschränkungen, wie Majorate, nur daß hier umgekehrt, allemal der jüngste männliche Erbe mit Ausschluß aller ältern zum Besitze gelangt.

c) Seniorate. Dies sind eigentlich die Majorate ebenfalls, nur mit mehrerer Beschränkung wie diese in specie. Denn sie vererben auf alle männlichen Nachkommen der Familie, und es folgt im Besitze jedesmal der Aelteste an Jahren ohne Rücksicht auf die Linie oder den Grad der Verwandtschaft.

d) Fideicommisse ist eigentlich die allgemeine Kategorie, unter welcher alle vorhergehenden zu begreifen sind. Alle haben den Zweck, die betreffenden Güter nicht aus der Familie kommen zu lassen, und bei allen haben die zum Besitz Gelangenden nur die Nutznießung für ihre Lebenszeit, und sie können über deren fernern Besitz weder durch Kauf noch durch letztwillige Verordnungen bestimmen. Im Allgemeinen ist aber von Fideicomissen zu bemerken, daß sie, um solche geworden zu seyn, einen bestimmten niedrigsten Satz von Einkünften, der nach landüblicher Abschätzung ausgemittelt worden seyn muß, haben müssen. Dieser beträgt in den preußischen Provinzen 2500 Thlr.

Was noch für Gerechtsamen in staatsrechtlicher Hinsicht von den Fideicommissen aller Art gelten, das gehört nicht hieher.

Ich will nun, ehe ich auf den Nutzen oder Nachtheil, den die gedachten Fideicommisse auf den Betrieb der Landwirthschaft haben, näher eingehe, nur mit wenigen Worten den Gesichtspunkt aufstellen, aus welchem sie in politisch-ökonomischer Rücksicht zu betrachten sind. Falsch würde es wohl jedenfalls seyn, wenn man sie für eine Beschränkung der Grundeigenthumsrechte halten wollte. Denn grade die freie Ausübung dieser Rechte ist es ja, nach welcher es dem Stifter eines Fideicommisses frei steht, sein Gut dazu zu machen. — Eine Hauptrücksicht, welche aber der Staat bei Genehmigung solcher Stiftungen nimmt, ist die, daß für alle im Lande rühmlich bekannt gewordenen Familien ein Stützpunkt bleibe, der sie vor gänzlichem Verfalle und Verarmung schützt. Andrerseits hat

es freilich den Schein einer Ungerechtigkeit, wenn ein einzel
Glied derselben allein in den Besitz tritt; jedoch haben und be
ten die übrigen auf den Fall der Noth Anspruch auf Unterstü
aus diesen Fideicommissen.

Betrachten wir diese Stiftungen aber jetzt in Beziehung
die Ausübung der Landwirthschaft: so haben wir allerdings an
Rücksichten zu nehmen. Um diese gut und kräftig zu führen,
darf es Mittel. Bei Gütern, wie die vorstehend aufgefüh
welche der Besitzer schuldenfrei überkommen muß, sind diese
tel, bei guter Haushaltung, schnell aus den eigenen Reven
zu beschaffen, und sie können daher dem guten Betriebe der L
wirthschaft nur günstig seyn. Freilich tritt bei den Fideicom
sen im weitesten Sinne die Idee einer bloßen Nutznießung
die der ganz gleich ist, welche bei Pachten vorherrscht, und
wenig Interesse für die Zukunft aufkommen läßt. Anders i
freilich bei den Majoraten, deren Inhaber Söhne hinterla
Denn wenn sie dieselben verbessern und in ihrem Ertrage erhö
so thun sie dies für ihre ältesten Söhne, und es ist dann fast
dasselbe, als wenn ihnen für sich und ihre Nachkommen die
Disposition eines Eigenthümers zustünde. — Was aber der
chen Fideicommisse hauptsächlich für die Folge Gutes haben
sen, das liegt in ihrer Größe, und sie bleiben die mächtig
Schutzwehren gegen eine allzugroße Zerstückelung des Grun
genthums. — Ein Vorwurf, welcher eine Menge von Fi
commißgütern trifft, ist die etwas luxuriös geführte Verwalt
derselben. Es bildet sich auf ihnen eine Art von Staatshaush
der in Zeiten der Bedrängniß viel zu wenig, man kann sa
fast gar nicht, beschränkt wird, und der den Reinertrag der G
ter über die Maßen herabsetzt. Dieser Haushalt wird gewö
lich so permanent und bildet sich in so festen Formen aus, daß
für jeden gefährlich wird, daran zu modeln. Geschieht dies a
auch zuweilen: so ist der Erfolg selten glücklich. Damit aber v
schließen sich dergleichen Güter gewöhnlich gegen alles Neu
und entgehen sie damit auch manchen Mißgriffen: so eignen
sich doch auch das Bessere nicht an. Ausnahmen von der R
giebt es überall; sie fehlen also auch hier nicht.

e. Widmuthen. Mit diesem Namen bezeichnet man die=
en Grundstücke, welche den Kirchen und Schulen bei
Gründung zugetheilt oder gewidmet worden sind, und de=
Nutznießung in der Regel die bei denselben angestellten Leh=
haben. Hier knüpft sich diese nur an das Amt, und jeder
ie nur so lange, als er dasselbe bekleidet. Sie müssen jedoch
überall in einem gewissen Zustande von Cultur übergeben
en, und es wird alsdann Alles, was über diesen geht, dem
henden zu Gute gerechnet. Dies ist ein Sporn für ihn
rhöhten Cultur, und diese Einrichtung ist für die Stiftun=
sehr wohlthätig.

Man hat oftmals schon die Frage aufgestellt, ob es in
ilischer Hinsicht gut sey, daß Pfarrer und Schullehrer sich
der Landwirthschaft beschäftigen, und sie meistentheils ver=
nd beantwortet, weil sie dadurch von den Pflichten ihres
s abgehalten würden. Die Sache ist wohl einer genauern
ichtung werth.

Man stellt auf, daß z. B. einen Pfarrer, Pastor oder
iger sein Amt so beschäftige, daß die Führung einer Land=
schaft ihn nur von demselben abhalte, und diese am Ende
aupt= und das Amt zur Nebenbeschäftigung würde. Wo
Sprengel der Kirchen so groß ist, daß deren Pfarrer ihre
Zeit auf ihre Amtsgeschäft nöthig haben, da könnte jener
vurf vielleicht gültig seyn, obgleich immer noch einige Muße=
en übrig bleiben werden, die zur Aufsicht einer Landwirth=
hinreichen können. Außerdem aber giebt es so viele Pfarr=
n auf dem Lande, die so wenig Geschäfte bieten, daß eine
zu führende Landwirthschaft nur zur Erholung und zum
ertreibe dienen kann. Darum braucht aber der Pfarrer,
man sagt, nicht zu verbauern. Auf welchen dies gilt, der
es auch dann, wenn er keine Landwirthschaft zu besorgen
Kein Gewerbe bietet mehr Einladungen an, den Wissen=
ten treu zu bleiben, wie die Landwirthschaft. Ihre Er=
ngsstunden können auf keine würdigere und angenehmere
ausgefüllt werden, als mit ihr. Der verständige Betrieb
elben fordert von selbst zur Bekanntmachung mit den Wissen=

schaften auf. Wenn nun dies Gesagte für die Landp
gilt, so ist es nicht weniger auch auf die Schullehrer anwen
— Wir müssen die Beschäftigung der Pfarrer und Schu
mit der Landwirthschaft auch aus einem allgemeinen Ge
punkte betrachten. Sie sind am besten geeignet bei Ve
rungen mit ihrem Beispiele voranzugehen. Mit der Li
vertraut, lernen sie Alles, was im verständigen Betriebe der
wirthschaft zur Sprache kommt, kennen, und sie werde
ihr ausgebildeter Verstand sie leicht ein richtiges Urthei
neue angepriesene Verfahrungsarten fällen läßt, weit we
Mißgriffen ausgesetzt seyn, als der ungebildetere Land
Außerdem sind sie durch ihre wissenschaftliche Bildung wie
Stande, gemachte eigene und beobachtete fremde Versu
Erfahrungen zum Besten des landwirthschaftlichen Pub
mitzutheilen. — Ob sie aber zu allem Diesem Zeit haben
den? — Es giebt Menschen, denen die Zeit zu Allem au
was ihr verständiger und guter Wille auszuführen bes
wiederum giebt es aber auch andere, die zu nichts Zeit
und die entweder in Trägheit oder in eine zwecklose Viel
tigkeit verfallen, in welcher sie zu nichts Nützlichem ko
und selbst ihre nothwendigsten Berufsgeschäfte versäum
Nachahmenswerthe Beispiele von Landgeistlichen findet m
Oesterreich. Mehrere Zweige des landwirthschaftlichen W
werden von ihnen so gepflegt und vervollkommnet, daß
das landwirthschaftliche Publicum den wärmsten Dank
schuldig ist. Aber auch in den übrigen deutschen Pro
fehlt es nicht an ähnlichen. Ob diese nun wohl aber ihr
vernachlässigen mögen? — Ich kenne deren mehrere, denen
kein Mensch diesen Vorwurf machen wird, und sollte vi
auch hie und da einen mit Recht der Tadel treffen, daß e
Amt dem Betriebe seiner Oekonomie nachsetzt: so kann m
wiß, wie schon bemerkt, annehmen, daß dieser auch ohne
Betrieb vielleicht saumselig im Amte seyn und anstatt der
wirthschaft eine andere, weit weniger nützliche und ehre
Beschäftigung zur Hand nehmen würde. Alles von den
rern Gesagte gilt auch von den Schullehrern. Fast noch

jene, können diese durch eigenen Betrieb, wenn auch nur kleinern Landwirthschaft mit Lehre und Beispiel Gutes n. Dies hat man jetzt auch überall eingesehen, und es an n Orten den Landschullehrern zur Pflicht gemacht, ihre üler neben dem Schulunterrichte auch mit Garten= und au bekannt zu machen. Zu dem Ende hat man denn auch e hergegeben, die zur Anlage eines Gartens dienen, in em der Schullehrer seinen Unterricht durch die Praxis n Schülern nützlich machen kann.

f. Stiftungen von ländlichen Grundstücken zu ndern wohlthätigen Zwecken. Dergleichen giebt es in ganz Deutschland. Sie sind theils zu Schulen und ungsanstalten, theils zu Armen= und Krankenverpflegungen ündet worden. Nicht alle aber gehören zum Rusticale, es giebt deren viele, welche zum Dominiale gehören und n Rechte haben. In ihrer Nutznießung stehen sie so zu mit den Familienstiftungen in ähnlicher Kategorie. Ihr g ist nur an die betreffenden Institute und nirgends an Person gebunden. Sie werden fast überall durch eine von betreffenden Anstalten eingesetzte Verwaltung bewirthschaftet, nter aber auch verpachtet. — Ob sie dem Fortgange zur vollkommnung des Betriebes der Landwirthschaft günstig seyn n, das hängt freilich von der Verwaltung ab. Da stoßen denn aber auf Miethlinge. Im Ganzen können diese Stif= gen als sehr wohlthätig angesehen werden. Dies darzu= , darf man nur bedenken, wie weit vortheilhafter die ter für die Anstalten sind, zu deren Gunsten sie gemacht den, als wenn man sie in Capitalien, die für die Grund= e eingezogen worden wären, gegründet hätte. Setzen wir . die Zeit der Stiftung nur um 200 Jahre zurück: so würde für ein solches in Rede stehendes Grundstück kaum die Hälfte Capitals bekommen haben, was es jetzt werth ist. Wenn dazu noch der damalige Zinsfuß nur 4 pCt. betrug und jetzige meistentheils 5 pCt. ist (wenigstens sollen Grundstücke en rein eintragen); so ist klar erwiesen, daß dergleichen Stif= gen, wenn sie in Capital gegründet worden wären, jetzt nur

die Hälfte der Einkünfte haben würden, die sie durch ihre ter beziehen.

Es würden hier noch diejenigen Landgüter anzuf seyn, welche ganzen Communen, z. B. den Städten unter Namen Kämmerei-Güter gehören. Diese stehen aber fast unter der Kategorie der Dominien, und haben mit dens gleiche Verhältnisse. Die freie Disposition über dieselbe auch keinesweges beschränkt, wenn nur die Beistimmung ganzen Commune jederzeit nachgewiesen wird. Sie sind verkäuflich; es können Darlehen darauf genommen, Rechte äußert oder erworben, mit Einem Worte, es kann unbesch darüber verfügt werden. Sie sind häufiger verpachtet, als sie durch eine besondere Administration auf Rechnung der munen bewirthschaft würden.

3) In den Abschnitt der Nutznießungen gehören auch Verpachtungen. Sie sind in Deutschland weniger hä wie in England, aber doch in derselben Art gestellt. So in Frankreich, wo die Pachtquote durch einen bestimmten An am Natur-Ertrage geleistet wird, hat man in Deutschland we Verpachtungen. Hier sind es aber hauptsächlich die St Domänen, dann die Landbesitzungen von Communen und tungen, die am häufigsten verpachtet werden. Aber auch Privat-, besonders von den größern Besitzungen, werden auf eigne Rechnung bewirthschaftet. Was nun bei solchen pachtungen üblich sey, das will ich hier anführen.

In der Regel wird bei denselben der volle fundus instr tus, d. i. ein vollständiger Besitz aller zum Betriebe der Wi schaft erforderlichen lebenden und todten Gegenstände (ein In tarium) übergeben. So vortheilhaft dies aber auch für Uebernehmer ist, so vielen Schwierigkeiten und oftmaligen drießlichkeiten ist auch die Rückgewähr unterworfen. Gewöh wird bei der Uebergabe das ganze Inventarium nach Zahl Werth aufgeführt. Um letztern auszumitteln, bedarf es ei Abschätzung von sachverständigen und zuverlässigen Person Ist diese geschehen, so müssen beide Theile sich zuvörderst er ren, ob sie mit dem ausgemittelten Werthe einverstanden

nur dann erst wird er als gültig in dem Pachtvertrage aufge-
mmen. Es unterliegen aber fast sämmtliche Gegenstände eines
leichen Inventariums (Wirthschaftsbestandes) den in der Zeit
hselnden Conjuncturen; und am meisten ist dies mit dem Viehe
Fall. Darum liegt auch darin für beide Theile eine Veran-
ung zu Gewinn und Verlust. Noch schwieriger aber, wie
Inventarium, ist der Zustand der Aecker zu beurtheilen, in
chem sie übergeben und zurückgewährt werden. Und doch
s, wenn nicht für beide Theile gegenseitig großer Nachtheil
tehen soll, auch hierüber etwas festgestellt werden. Gewöhn-
verwahrt sich zwar der Verpächter gegen alle Vergütigung ei-
bessern Zustandes in der Düngung bei der Rückgewähr, und
ht dem Pächter vorweg die Bedingung einer möglich fortge-
den Verbesserung. Immer aber bleibt es eine ungerechte For-
ung, für diese Verbesserung keine Entschädigung geben zu wol-
: wenn anders nicht bei der Pachtsumme schon darauf Rück-
t genommen worden ist. Bei Gütern, die offenbar verwüstet,
r in schlechter Cultur sind, stellt man den Pachtvertrag häufig
daß man die Verbesserung dem Pächter zur Pflicht macht,
aber als Entschädigung dafür die Pachtsummen auf die ersten
hre viel geringer stellt, als auf die letzten. Bei vielen Pach-
ngen aber (und das war besonders früher in Böhmen der Fall)
rgiebt man gar keinen Wirthschaftsbesatz; stellt aber auch gar keine
orm über den Zustand auf, in welchem die Felder zurückgegeben
rden sollen. Ein solches Verpachten erinnert aber an die Zei-
der Uncultur; und führt diese auch jederzeit mit sich. Güter,
man so behandelt, gerathen in einen Zustand von Verwü-
ng, und bedürfen, wenn sie zurückgenommen werden, einer
ngen und aufmerksamen Bewirthschaftung, um nur einigerma-
n in Cultur zu kommen. Bei diesen Pachtungen in dem ge-
chten Lande bezahlt man häufig die Pachtquote in Naturalien,
eistens in Getreide, und es wird fest gesetzt, wie viel dessen vom
oche abzuführen ist.

Die Zeit, auf wie lange man Landgüter in Deutschland ver-
achtet, ist nicht überall gleich. Bei den Staatsdomänen währt
e gewöhnlich 12—18 Jahre; bei Privatgütern aber schließt

man meistentheils nur auf 6—9 Jahr ab. Besser für beide Theile wird es immer bleiben, wenn der Termin nicht zu kurz gestellt wird. Denn bei Verpachtungen, die, wie z. B. in Polen, zuweilen nur auf ein, zwei, höchstens drei Jahre abgeschlossen werden, müssen die Landgüter in gänzlichen Verfall gerathen; weil jeder Pächter nur darauf bedacht ist, denselben so viel als irgend möglich ist auszupressen, und weil keiner etwas für Verbesserungen thun wird: indem die Zeit viel zu kurz ist, um den Erfolg derselben zu erndten. Es müßten daher, da ein solches Gebaren der Landescultur höchst nachtheilig ist, selbst die Staatsbehörden gegen dasselbe einschreiten und Verpachtungen auf so kurze Fristen auf alle Weise verhindern.

Wollen wir aber untersuchen, ob Verpachtungen im Allgemeinen der Erhöhung der Landescultur förderlich oder hinderlich seyen: so müssen wir zunächst uns an die Erfahrung halten, und sehen, in wie fern sie den Folgerungen, die wir a priori machen (der Theorie) entspricht. Stellen wir diese zuerst auf: so sagen sie uns Folgendes:

1) Der Pächter muß in der Regel betriebsam seyn, weil er kein großes Vermögen besitzt, und dies durch seine Pachtung gern vermehren will. Er wird darum nicht allein jeden kleinen Vortheil sorgfältiger aufsuchen; sondern überhaupt durch eigenen Fleiß dem Boden einen höhern Ertrag abzugewinnen sich bemühen.

2) Weil er zum Ankaufe zu geringen Fonds besitzt, so wird er mit diesem bei einer Pachtung, wo er ihn ganz allein als Betriebscapital anwenden kann, weit mehr ausrichten und seiner Wirthschaft einen lebendigen Umschwung geben. Er kann nun nicht allein auf Verbesserung der Felder, sondern auch der Viehbestände etwas verwenden, und damit gewinnt nicht allein er selbst unmittelbar, sondern auch die Landwirthschaft im Allgemeinen. Durch diese beiden Stücke aber muß sich der Flor der Landwirthschaft heben, und das gegebene gute Beispiel wirkt einerseits dahin, daß es die Eigenthümer, die es sehen, nachahmen; andererseits aber auch, daß Andere, deren Wirthschaften schlecht gehen und wenig eintragen, auch zum Verpachten veranlaßt werden.

Stellen wir nun gegen diese Sätze die Wirklichkeit, und

vergleichen die Gegenden von Deutschland, wo die Verpachtungen am häufigsten sind, mit denen, wo man sie noch weniger findet.

Sachsen ist vielleicht der deutsche Staat, wo am meisten Verpachtungen von Privatlandgütern vorkommen. Die Staatsgüter, deren dort verhältnißmäßig nicht viele sind, werden meistentheils auf eigene Kosten verwaltet, und nur in neuerer Zeit hat man auch davon einige verpachtet. Nun wird aber wohl Keiner, der eine richtige Ansicht von dem Betriebe des Landbaues im Allgemeinen hat, bestreiten, daß derselbe in Sachsen als gut zu nennen sey. Man bedenke nur, was dies Land schon durch Kriege gelitten hat, und wie es besonders im letzten deutschen Befreiungskriege heimgesucht ward. Dennoch hat es sich jederzeit schnell wieder erholt, und seine verwüsteten Fluren gingen immer bald wieder blühend hervor. Verdankt es nun auch diese glückliche Wiederherstellung nicht der Landwirthschaft allein, sondern neben dieser auch seinen fleißig betriebenen und blühenden Manufacturen und Fabriken: so haben sich doch beide die Hand geboten. Man kann zwar den Verpachtungen der Landgüter in Sachsen den Vorwurf machen, daß sie der Blüthe der in jenem Reiche sonst auf der höchsten Stufe gestandenen Schafzucht geschadet haben, wie weiter unten noch bemerkt werden wird; aber dem Landbaue waren sie dennoch bei Weitem mehr günstig als nachtheilig. Wenn ich hier die politischen Ursachen der vielen Güterverpachtungen andeute, so werden diese Andeutungen vielleicht hie und da auch in andern Provinzen zutreffen. — Sachsen hat das Glück, meistentheils wohlhabende Gutsbesitzer zu haben. Diese lieben es zum Theil, in der Residenz zu leben, und können dies leicht durchführen, da der Aufenthalt in derselben einmal nicht so theuer ist, wie in andern Residenzen, und die Einkünfte, welche sie von ihren verpachteten Gütern beziehen, also zweitens leicht zureichen, um dieser Neigung zu folgen. Ueberdies sind die Pachten in diesem Lande sehr hoch, da alle Producte, wegen Lebhaftigkeit des allgemeinen Verkehrs, sich leicht und gut verwerthen lassen. Dies reizt dann wieder zu vermehrtem Anbau, und ist der beste Sporn zum fleißigen und verständigen Betriebe der Landwirthschaft. Dies war es auch, was die Pächter in Sachsen

bisher erhielt. Gefährlich werden aber einem solchen Lande seine Nachbarn, wenn sie mit gleichem Eifer und gleicher Intelligenz verfahren. Und dies ist in den preußischen Provinzen jetzt ganz besonders der Fall. Wenn ich von diesen in Beziehung der Verpachtungen von Landgütern spreche, so sind zwar in denselben weniger Privatbesitzungen in dieser Kategorie, aber dagegen wiederum mehr Domänen. Diese haben die große Tugend, daß bisher fast alle Pächter auf denselben wohlhabend geworden sind. Die Zahl dieser Domänen ward vor zwei Jahrzehenten durch die Aufhebung der Klöster und Einziehung von deren Gütern, die in Domänen verwandelt wurden, sehr vermehrt.

Die Umstände durch welche die gedachten Pächter ihre Rechnung so gut fanden, lagen zuvörderst in den günstigen Conjuncturen. Die Anschläge der Domänen waren sehr mäßig, theils hinsichtlich der Bodenqualität, theils auch hinsichtlich der Preise der Producte. Da nun diese mehrmals über das Doppelte stiegen, so entstand den Pächtern hieraus ein bedeutender Gewinn. — Wenn aber auch später dieselben wieder bis unter den Anschlag herabgingen, so hatten sie schon eine feste Grundlage gelegt; auch ist von jeher die preußische Regierung so liberal gewesen, daß sie dem Verderben derer, die unmittelbar an sie gewiesen sind, gern vorbeugt. Das that sie in den Zeiten der Bedrängniß durch bedeutenden Erlaß, den sie den Domänen-Pächtern bewilligte. Man hat in Preußen bei den Domänen überhaupt das sehr richtige Princip, die einmal auf denselben sitzenden Pächter, wenn anders ihre Wirthschaftsführung tadellos ist, lieber auf alle Weise zu schonen, und sie bei den neuen Verpachtungen vor den andern Concurrenten zu begünstigen. Dadurch sind denn auch die Staatsgüter fast überall diejenigen, die im besten und kräftigsten Betriebe stehen, und die eine Grundlage der Landwirthschaft ganzer Provinzen bilden. — Es hatten zwar, vor etwas mehr als einem Jahrzehent, einige rechnende Cameralisten herausgefunden, daß die Domänen in ihrer Pachtquote zum Besten der Staatscassen bedeutend gesteigert werden könnten, und sie hatten zu dem Ende

die Anschläge streng revidirt und sehr in die Höhe gerechnet. Bei den neuen Verpachtungen ward also der Gesichtspunkt besonders fest gehalten: daß der Meistbietende auch der für den Staat Beste sey. Jedoch mißlang dies hie und da: indem unzuverlässige Männer in die Nutznießung mancher Domänen kamen, und sich da und dort nicht lange darin erhielten. Jetzt blieb der Staatsverwaltung nichts übrig, als diesen entweder sehr bedeutende Erlässe zu bewilligen, oder die Güter denselben abzunehmen und aufs Neue zu verpachten. In beiden Fällen litten die Staatscassen, selbst abgesehen von dem indirecten Verluste, den sie durch Herabsetzung der Güter selbst, die aus der saumseligen Bewirthschaftung entstand, hatten. Es hat demnach jenes Princip, die alten Pächter zu erhalten, wiederum die Oberhand gewonnen. Dadurch aber sind die Domänen zu einer Art von Erbpacht geworden, und es ist nicht selten, daß sie fast ein halbes Jahrhundert in einer Familie bleiben.

Zu den für die preußischen Staats-Domänen günstigen Conjuncturen gehörte hauptsächlich auch die Erzeugung des Rapses und der Wolle. Diese Güter sind meistentheils mit gutem Boden versehen, und daher dem Anbaue mit Oelgewächsen sehr günstig. Besonders gilt dies von den neuern, die aus den Klostergütern entstanden sind. Wenn nun von diesen bei der frühern Administration nicht viel über die Hälfte dessen, was sie hätten eintragen können, in die Klostercasse geflossen war, so wurde ihr Werth auch nicht nach seiner wirklichen Höhe angeschlagen. Dies zeigt sich bei denen, die man verkaufte, eben so gut, wie bei den verpachteten. Man mochte sie nun auf eine oder die andere Weise übernehmen: so war der Gewinn, wenn die Bewirthschaftung nur nicht geradezu fehlerhaft war, in beiden Fällen sicher.

Die günstige Conjunctur, welche von 1810 ab mehrmals für den Absatz der Wolle eintrat, half den Gewinn noch vermehren. Die Pächter übernahmen die Güter, gewöhnlich schon mit eigenen Geldmitteln, die durch ihr vortheilhaftes Unternehmen denn sehr bald vermehrt wurden. Dies setzte sie in Stand,

für die Veredlung ihrer Schäfereien viel zu thun. Nichts belohnte sie aber mehr, als dies, und viele legten ihre Capitalien dabei auf 50 und mehr Procent an. — So hat sich denn in dieser Classe ein sehr wohlhabender Mittelstand gebildet, der jetzt fast als die Stütze der Landwirthschaft da steht, und der durch den kräftigen Betrieb derselben gewiß am meisten geeignet ist, sie mit Einträglichkeit und Credit zu erhalten.

Vergleichen wir hier mit den preußischen die österreichischen deutschen Provinzen, so stellt sich uns ein ganz anderes Bild dar. Hier hat man von jeher die Administration auf eigene Rechnung einer Verpachtung vorgezogen. Die Staats-Domänen gaben hierin das Beispiel. Stelle ich nun die Behauptung auf, daß in Preußen die Landwirthschaft besser betrieben werde, weil sie ohne alle Frage mehr einträgt, wie in Oesterreich, so wird man mich der Parteilichkeit beschuldigen. Es ist jedoch meine Pflicht, meine Ueberzeugung ohne alle Rücksicht auszusprechen, und ich thue dies daher ganz so, wie ich es bei meinem Urtheile über Preußen gethan habe. Viele Reisen und Forschungen in Oesterreich, die durch unbefangene und mannichfaltige Mittheilungen von Eingebornen ergänzt wurden, haben mich, wie ich glaube, in Stand gesetzt, competent zu entscheiden.

Wenn zuvörderst dem rein rationellen Betriebe der Landwirthschaft in den österreichischen deutschen Provinzen etwas im Wege steht, so ist es die Größe der ländlichen Besitzungen. Dies gilt freilich nicht von allen, denn namentlich sind diese im Kaiserthume Oesterreich, und zwar in dem gebirgigen Theile, d. i. in Oberösterreich, mehr klein als groß. Dagegen in Niederösterreich, Böhmen und Mähren giebt es deren, die, wie schon bemerkt, kleinen Fürstenthümern gleichen. Die Besitzer derselben, die in der Regel einige solche große Herrschaften die ihrigen nennen, sind, oder waren doch, so reich, daß auch ein sehr mäßiger Ertrag ihrer Herrschaft ihnen genügen kann. — Außerdem gewähren dieselben eine große Menge von Revenüen aus Forsten, Eisen- und Metallwerken, Glashütten, Teichen, Zinsen rc., daß leicht die Ausfälle aus der Landwirthschaft ge-

deckt und übertragen werden. Die Administrationen dieser Herrschaften sind großartig und dem Ganzen entsprechend. Sie ahmen so zu sagen das System der Staatsregierungen nach. Die Oberbeamteten haben eine ihrer Stellung angemessene Besoldung. Mit Einem Worte, es zeigt sich dort nichts von dem knappen, dürftigen und sparsamen Wesen, was bei den Verpachtungen der Güter in Sachsen und Preußen so leicht hervortritt. Hier werden häufig die Wirthschaftsbeamteten Pächter der Güter, die sie eine Zeit lang verwaltet haben, wenn es nämlich Privatgüter sind; oder sie erlangen auch, wenn das Glück sie begünstigt, die Pacht einer Domäne. Die Aussicht auf eine höhere Rente ist es, welche die Eigenthümer das Mittel einer Verpachtung ergreifen läßt, und bei den Pächtern ist es die Hoffnung auf Unabhängigkeit und eigenen reichlichern Erwerb, die sie nach den Pachtungen lüstern macht. Beide Gründe sind in Oesterreich nicht vorhanden. Die Besitzer kamen bisher mit den Revenüen, die ihnen aus der eigenen Administration ihrer Güter zuflossen, aus, und dachten an keine Aenderung. Ihre Beamteten brachten sie nicht auf die Idee einer Verpachtung. Sie selbst streben nicht darnach, weil sie das Sprüchwort sehr wohl kennen: „ein Vogel in der Hand ist besser wie zween auf dem Dache,“ und weil ihre Lage von der Art ist, daß sie als genügsame Menschen damit zufrieden seyn zu müssen glauben. Dies Alles gilt von den Staatsdomänen fast eben so, wie von den Privatgütern. Von erstern sind jedoch seit Kurzem mehrere zum Verkauf gestellt worden, und der Preis, wofür sie losgeschlagen wurden, kann am besten den Standpunkt bezeichnen, auf welchem in den österreichischen deutschen Provinzen die Landwirthschaft dermalen steht. Im Ganzen fehlen dort also Pächter, nicht weil es an Gütern fehlt, die man allenfalls verpachten würde, sobald nur erst ein Anfang gemacht wäre; sondern weil diejenigen, welche pachten könnten, sich anderweitig besser befinden. Entschieden ist es aber, daß, wenn erst mehrere Güter, deren Bewirthschaftung doch wohl Manches zu wünschen übrig läßt, in die Hände verständiger, thätiger und unternehmender Pächter übergingen,

der ganze Betrieb der Landwirthschaft in den österreichischen Provinzen einen sehr wohlthätigen Umschwung nehmen würde.

Bedürfte es eines Beispiels, um das Pachtsystem zu vertheidigen, so dürfte ich nur an England erinnern. Denn dort ist der meiste Theil des ländlichen Grundeigenthums verpachtet, und wahrlich nicht zum Schaden des landwirthschaftlichen Betriebes. — Die Sache hat aber auch ihre sehr natürlichen Ursachen. Denn da die Pächter gewöhnlich Herren und oberste Verwalter in einer Person sind, so können eine Menge Mißbräuche gar nicht erst aufkommen; Saumseligkeit, Mangel an Interesse für die Sache ꝛc. sind von selbst ausgeschlossen.

Die Verpachtungen von kleinen Grundstücken und Gütern haben auf den allgemeinen Betrieb der Landwirthschaft in einem Lande bei Weitem weniger Einfluß, wie die der großen. Darum kann auch von ihnen weniger die Rede seyn.

Was ich von Sachsen, Preußen und Oesterreich über Landverpachtungen gesagt habe, das gilt nicht ohne Einschränkungen von den übrigen deutschen Provinzen. So sind z. B. in Bayern dieselben noch wenig im Gange, obgleich hier nicht, wie in Oesterreich die Wohlhabenheit der Eigenthümer von großen Landgütern und die Behaglichkeit von deren Wirthschaftsbeamteten der Sache ungünstig gewesen sind. Hier fehlt es vielmehr geradezu an unternehmenden Landwirthen, welche Pachtungen suchten, und durch eignen Fleiß und Betriebsamkeit den Gütern einen höhern, wie den bisherigen Ertrag abgewännen. In Baden, Würtemberg, Hessen und den übrigen deutschen Provinzen ist die Kleinheit der Besitzungen einem solchen Systeme nicht günstig.

Ich würde mich in allzu große Weitläufigkeiten verlieren, wenn ich mich auf eine Herzählung aller Vor- und Nachtheile der Verpachtungen einlassen wollte. Soviel steht jedoch wohl fest, daß sie der Entwickelung des vollkommensten Betriebes der Landwirthschaft weit mehr günstig als ungünstig seyn müssen, so wie sie dies auch von jeher gewesen sind. Einige Regeln für Pächter und Verpächter gebe ich noch am Ende des dritten Bandes dieses Werkes.

J. Von den Dismembrationen.

Wenn größere Güter entweder ihre sämmtlichen Felder, oder auch nur einen Theil derselben in einzelnen kleinen Theilen verkaufen, so heißt dies eine Dismembration. Sie kann, wenn sie nur theilweise geschieht, entweder mit Vorbehalt aller auf den Feldern haftenden Rechte und Belastungen, oder auch mit Ueberlassung derselben geschehen. Im ersten Falle aber muß dies in den Landcatastern bemerkt werden, weil sich darnach die Abgaben an den Staat reguliren. Jede theilweise oder auch gänzliche Dismembration kann nur mit Bewilligung der Staatsbehörden und der Gläubiger geschehen. In manchen deutschen Provinzen ist sie aber für kleine Landgüter entweder gar nicht, oder nur mit großen Schwierigkeiten zulässig. — Viele Landgutsbesitzer haben in der Dismembration ihrer Grundstücke eine Rettung gesucht, wenn sie schon sehr verschuldet waren. In der Regel erreicht man auch bei derselben einen höhern Preis, als wenn man ein Landgut im Ganzen verkauft. — Als die Getreidepreise sehr hoch standen, d. i. in den Jahren 1815 — 1819 war der Zudrang zu solchen Aeckerkäufen sehr groß und alle diejenigen, welche diese Zeit zur Vereinzelung ihrer Grundstücke benutzten, machten recht gute Geschäfte. In Schlesien geschah dies besonders häufig. Dort wurden eine Menge Dominialgüter schon in frühern Zeiten zerschlagen. Schon die guten Getreidepreise von 1804—1806 hatten eine große Kauflust für Ackerstücke erregt, und die dem Landbau fast unausgesetzt günstigen Verhältnisse bis zu 1820 erhielten diese bis zu jenem Zeitpunkte ungeschwächt. Man veräußerte meistentheils diese Dominialgüter mit allen ihren Gerechtsamen, und wenn man auch noch hie und da den Schatten eines Dominiums behielt, so bestand dies meist nur in einigen wenigen Morgen Ackerland und Wiesen. Dagegen behielt man sich fast immer die ganze Waldfläche vor. Die Verkäufe waren eigentlich eine Art von Erbpacht; denn fast überall bezahlten die Käufer nur die eine Hälfte des Kaufpreises und die andre Hälfte ward als unablösliches Capital auf die verkauften Grundstücke in den Kauf- und Hypothekenbüchern eingetragen und von den Käufern landes-

üblich verzinset. Zur Sicherheit des Verkäufers aber mußte e
Kanon errichtet werden, der sämmtliche Acquirenten in ein
Verband schloß und sie verpflichtete, Einer für Alle und Alle f
Einen zu stehen. Wird nun einer derselben insolvent, so ist
Sache der Uebrigen, ihn auszulösen und für ihn zu bezah
Gewöhnlich werden dann seine Grundstücke mit dem, was
schon früher besaß, verkauft, und aus der Lösung seinen V
pflichtungen, die er an den Verband hat, genügt. — D
Creditor, welches allemal derjenige ist, welcher das, was u
den Namen des Dominiums hat, besitzt, steht es frei, wenn
nicht prompt und gänzlich befriedigt wird, jede beliebige Besi
aus dem Verbande durch die Gerichte verkaufen zu lassen und
aus derselben bezahlt zu machen. Dies Verfahren hat denn
die Mitglieder derselben große Unbequemlichkeiten und richtet
mals mehrere ganz Unschuldige zu Grunde.

Soll ich eine Darstellung der Folgen, die aus den D
membrationen hervorgegangen sind, geben, so wird sie, w
ich sie nach Vorbildern, die mir aus der Wirklichkeit vorschwe
entwerfe, ganz der Wahrheit getreu, folgende:

So lange die Zeiten dem Landbaue günstig blieben, wa
diejenigen Gemeinden (denn solche waren es), welche die Do
nial-Ländereien kauften, glücklich, indem ihr früherer kle
Besitz sich vergrößerte und ihrer Thätigkeit einen größern Sp
raum zum Erwerbe darbot. In der That regten sie sich a
meistentheils auf eine lobenswerthe Weise. Die Sachen gin
dann auch einen guten Gang, die Zinsen wurden bezahlt,
Wirthschaften verbessert, und der Wohlstand schien zuzuneh
Selbst was ich weiter oben der allzugroßen Zerstückelung
Ländereien vorgeworfen habe: daß sie nämlich nur so viel er
gen, als die innere Bevölkerung bedarf, und nichts von P
ducten, die sich für den Handel eignen, übrig behalten, s
dies traf sie nicht. Sie erbauten eine Menge von Cerealien, die
an den Markt bringen konnten; ja sie waren sogar im Stan
die drückende Conjunctur, die aus den niedern Getreidepre
hervorging, durch ihr mehr erbautes Getreide vermehren
helfen. Aber alles Dieses ging mit jener unter. Der Unw

ler Producte, der den der Grundstücke unausbleiblich nach sich zog, setzte ihr Eigenthum fast auf die Hälfte seines frühern Werthes herab. Da sie nun eigentlich nur theilweise Besitzer desselben waren, indem sie mehr als die Hälfte zu verzinsen hatten, (denn außer den in dem Kanon liegenden Capitalien lasteten meistentheils noch andere auf ihnen), so war es unmöglich, dies zu erschwingen. Viele derselben gingen zu Grunde und ihre Schuldenlast mußte den übrigen mit aufgebürdet werden. Waren diese vielleicht auch noch ziemlich bei Kraft, so wurden sie dennoch von der vermehrten Last erdrückt. Ist es nun auch nicht überall gleich, so ist dennoch die Noth an allen Orten, wo Dismembrationen statt gefunden haben, groß, und Gemeinden, welche vielleicht die Calamitäten der Zeit in ihrer alten Verfassung ohne Erschütterung ertragen hätten, gehen jetzt durch die mehr erworbenen Grundstücke zu Grunde. So sind denn durch die Dismembrationen Einzelne gerettet und vielleicht auch wohlhabend geworden, und Andere, und zwar in großer Zahl, ins Elend gerathen.

Nachdem ich dies Bild treu gemalt habe, muß ich aber auch, um die ganze Sache einem unparteiischen Urtheile zu unterwerfen, bemerken, daß die Zeitumstände hauptsächlich Ursache waren, den Ausgang der Dismembrationen so traurig zu machen. — Dem Laufe der Dinge gemäß ist man zum Ankaufe einer Sache immer nur dann geneigt, wenn gerade die Gegenwart einen günstigen Erfolg dabei verspricht. Grundstücke sucht man deßhalb dann am meisten, wenn die auf ihnen erbauten Producte gesucht und gut bezahlt werden. Ist dies aber der Fall, dann ist auch der Werth der Ländereien hoch. Für kleine Parcellen giebt es viele Concurrenten, die sich unter einander den Preis selbst in die Höhe treiben. Das geschieht bei Dismembrationen. Darum bringen sie das vereinzelte Landgut auf einen viel höhern Geldwerth, als wenn es im Ganzen verkauft worden wäre. Und grade dies bestimmt den Eigenthümer zur Dismembration. Nun folgt denn von selbst, daß man bei einer solchen, auch den gerade bestehenden Zeitverhältnissen nach theuer kauft, und daß man, wenn die Producte fallen, und mit diesen der Grundwerth,

nach dergleichen Käufen den empfindlichsten Verlust erleben m
fänden dagegen Dismembrationen bei weniger günstigen
juncturen für die Landwirthschaft, z. B. der gegenwärtigen
statt, so würden sie in keinem Falle einen so traurigen Au
nehmen, sondern vielmehr den Käufern, bei wiederkehr
bessern Zeiten, einen nicht geringen Gewinn bringen.

So wenig meine Ansichten mich auch zur Verthei
und Anpreisung der Zerstückelung von Landgütern stimme
erkläre ich sie doch nichtsdestoweniger in manchen Fällen
Gegenden für höchst wohlthätig. Dies namentlich dort, wo
große Güter und Herrschaften der vermehrten Production
eine, wenn auch grade nicht saumselig, doch weniger sorgsa
führte Bewirthschaftung hinderlich sind, und wo Manufa
und Fabriken in einer Gegend durch mercantilische Umwälz
einen plötzlichen Stoß bekommen, und dadurch eine M
Menschen arbeit- und brodlos werden, und wenn dies no
Ueberfluß sich in Gegenden ereignet, wo die Ländereien
große Güter gezogen sind und darum schlecht angebaut w
Hier können die Dismembrationen derselben nicht allein ein a
blickliches Rettungsmittel für die Bevölkerung werden, so
sie erhalten einem Lande auch dieselbe, um sie beim Wie
blühen der Fabriken von Neuem gebrauchen zu können. —
auch in solchen Gegenden, wo die allzustarke Bevölkerung
nen hinlänglichen Erwerb bei andern Beschäftigungen f
ist eine Zerstückelung der zu großen Landgüter wohlthätig,
sie der großen Menge Arbeit und Brod giebt und sie vor
wanderung schützt. — Obgleich letztere sich nicht auf das
allein, sondern auch hauptsächlich auf die Städte erstreck
liegen doch, meiner Ansicht nach, im Landbaue auch die M
derselben vorzubeugen, und darum glaube ich, werden
Bemerkungen darüber hier nicht am unrechten Orte seyn.

Zur Auswanderung entschließt sich gewiß jede
schwer, so lange er nur noch die Mittel zu seinem Unte
in seinem Vaterlande findet. Von den Wenigen, die, durc
Beispiel angesteckt, leichtsinnig ihr Vaterland verlassen,
sie anderwärts ohne Mühe ihr Fortkommen zu haben h

kann hier die Rede nicht seyn. Die Schwierigkeit, für sich und die Seinigen den Lebensunterhalt zu gewinnen und alle öffentlichen und Privatabgaben zu erschwingen, ist in der Regel die Veranlassung zum Auswandern. Viele, die zu diesem letzten Mittel ihre Zuflucht nehmen, würden gern in ihrem Vaterlande bleiben, wenn man ihnen in demselben nur irgend einen Weg zum Erwerbe zeigte, auf welchem sie sicher seyn könnten, für die Gegenwart und Zukunft vor Mangel geschützt zu seyn. Ländereien sind es ja meistentheils, die sie in andern Ländern und Welttheilen für sich als Eigenthum zu finden hoffen, und was ihnen Muth zum Auswandern macht. Könnte man ihnen dieselben auf irgend eine Weise im Vaterlande, wenn auch nur in sehr kleinen Partien verschaffen: so würden sie gewiß gern darin bleiben. Nun ist aber wohl erwiesen, daß es bis jetzt noch kein Land auf der Erde giebt, welches so angebaut ist, daß darin kein Plätzchen mehr seyn sollte, was der Cultur noch fähig wäre. Wie große überflüssige Waldflächen giebt es nicht selbst noch in Deutschland, und welche unbebaute Landstrecken, die jetzt nur als elende und magere Waiden benutzt werden, und die bei sorgsamer Cultur in fruchtbares Land umzuwandeln wären. Selbst in den Provinzen, aus welchen jährlich eine Menge Menschen auswandern, giebt es deren genug; und wenn sie zweckmäßig vertheilt und benutzt würden, so wären sie gewiß mehr als je ein anderes Mittel geeignet, den Auswanderungen Einhalt zu thun. Da dürfte denn die Zerstückelung der Grundstücke nicht weiter getrieben werden, da sie in den hier gemeinten Provinzen ohnehin schon groß genug und fast nachtheilig ist. Den Staaten stehen bei dergleichen Veranstaltungen Mittel genug zu Gebote. Sie würden nur gewinnen, wenn sie ein gleiches Verfahren, wie in den Ländern, wohin sich der Strom der Auswanderungen zieht, beobachteten. Gäben sie, wie dort, unbenutzte Landstrecken für geringen Preis und niedrige jährliche Abgaben an unvermögende, aber fleißige Menschen, so würden sich diese darauf nähren, das Land verbessern und die Masse der Producte zum innern Landesbedarf sowohl als zum Handel vermehren. Ich will hier keine Provinzen

nennen; aber unbestritten giebt es deren noch in Deutschland, die z. B. ihre Waldflächen um ein Drittheil ohne Nachtheil beschränken und dies dem Ackerbaue zuwenden könnten. Wenn dann die übrigen zwei Drittheile in eine verständige und sorgfältige Forstcultur genommen würden, dann könnten sie den Holzbedarf am Ende besser decken, wie jetzt das Ganze. Deutschland sollte nicht mehr Hülfsquellen genug in sich haben, um seine gegenwärtige Bevölkerung ernähren zu können!? Und doch thaten noch vor einem halben Jahrhunderte seine Fürsten Alles für die Vermehrung derselben. Friedrich der Große und Joseph der Zweite hielten neu angelegte Colonien für ein wirksames Mittel zu jenem Zwecke. Besonders veranlaßte der Erstere mehrere derselben. Der Erfolg entsprach jedoch den Erwartungen nicht ganz. Eine Menge umherziehendes Gesindel siedelte sich in den Colonien an, und man vermehrte mit demselben wohl die Menge, aber nicht die Kraft des Volkes. Die Uebergabe von Landstrecken, wie ich sie eben angegeben habe, an Menschen, die noch nicht ganz verarmt sind, und die noch die Mittel besitzen, sich einzurichten, würde eine bessere Colonisirung geben, wie jene Art und Weise, die Friedrich der Große befolgte, und nach welcher jeder ein schon gebautes Haus mit etwas Acker erhielt. Befreiung von Abgaben für eine bestimmte Zeit würde solchen Colonisten helfen und sie nicht in ihrem ersten Aufkommen hindern. — Die Weisheit der Fürsten und ihrer Räthe wird auch hier die rechten Mittel finden und damit dem deutschen Landbaue, so wie der ganzen Bevölkerung, förderlich seyn.

IV. Der Betrieb der innern Oekonomie.

A. Viehzucht.

Der gewöhnliche Gang, welchen die Menschen als Landwirthe nehmen, ist zuerst der Betrieb der Viehzucht fast ganz ausschließlich. Dann, wenn diese sie nicht mehr völlig ernährt, fangen sie an, den Boden zu bebauen (Ackerbau zu treiben). Dieser nimmt gewöhnlich bald sehr zu und beschränkt die Waiden, Gräsereien und Wiesen für das Vieh. Dabei kommt dies zurück und vermindert und verschlechtert sich. Nach längerer Zeit erst fangen die Landwirthe an, inne zu werden, daß ein vermehrter Ackerbau die Viehzucht keinesweges beschränken darf, sondern daß vielmehr Eins das Andere vermehren und vervollkommnen könne und müsse. So nahe die Sache auch liegt, wenn man erst hintennach sich aus der Erfahrung belehrt hat, so wenig findet man sie gleich Anfangs auf. Alle Völker haben denselben Gang genommen, und nur das dringender werdende Bedürfniß hat sie endlich zum Bessern geführt. Auch in Deutschland war es nicht anders. — Man kann dem Gesagten zufolge die Landwirthschaft aller Völker in drei Perioden theilen: die erste enthält die Viehzucht allein (Nomadenwirthschaft); die zweite begünstigt den Ackerbau auf Kosten der Viehzucht; und erst die dritte vereinigt beide zu einem vollkommenen Ganzen. Nach diesen drei Perioden hat man denn einen sichern Maßstab, an welchem man den Stand der Landwirthschaft in einem Lande messen kann. Nach demselben hat unstreitig England unter allen Völkern Europa's zuerst die dritte Stufe erreicht. So wie aber kein Stillstand, weder in der Natur noch in dem Treiben der Menschen statt finden kann, so dürfte es fast scheinen, als wolle sich dasselbe wieder zur ersten Stufe herablassen, indem es die Viehzucht wieder vorzugsweise begünstigt. Man würde sich aber doch wohl gar sehr täuschen, wenn man dies annehmen wollte. Denn jene Begünstigung ist ein bloßes Streben nach der Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfnisse. Da in England die Producte der Viehzucht hohen Werth haben, so liegt es in der Tendenz der Landwirthschaft, nach deren Erzeu-

gung vorzugsweise zu streben, und dadurch die Rente, das Hau
ziel derselben, auf alle Weise zu vermehren. Die Viehzucht ka
in jeder Art begünstigt werden, ohne daß sie dem Ackerbaue
den Weg tritt, da sie, wenn jene Begünstigung vernünftig
leitet wird, diesen grade auf die höchste Stufe des Ertrages h
Zwischen Nomadenwirthschaft und einer verständig geführ
Viehzucht ist ein ungeheurer Raum, in welchem grade der
ständig betriebene Ackerbau liegt. Erstere verschleudert die
Boden mitzutheilenden Kräfte, letztere vermehrt sie in aller
und wenn jene mit dem oft sehr dürftigen natürlichen Wuchse
Viehfutters sich begnügt, so strebt diese darnach, denselben
alle Weise zu erhöhen, und sie vermehrt ihn dadurch oft ins
glaubliche. Darum bedarf sie zur Unterhaltung ihres Vieh
des auch nur kleine Flächen, und kann den Ueberschuß dem A
baue zuweisen, dem sie dann auch die nöthigen Kräfte giebt.

Deutschland hat noch seit nicht gar langer Zeit die genan
dritte Periode erreicht, ja es läßt sich behaupten, daß es in
len Gegenden noch in der zweiten ist. Mancherlei ökonomi
mercantilische Verhältnisse sind davon die meiste Ursache. Die
menschlichen Nahrung dienenden thierischen Producte sind alle
theurer, wie die vegetabilischen, was auch sehr natürlich ist,
jene erst aus diesen erzeugt werden. Nur Wohlhabende kön
daher jene diesen vorziehn. Deutschland ist von jeher, im V
gleich zu andern Nationen, eher arm als reich gewesen. Se
innern Verhältnisse trugen dazu Vieles bei. Die Zerstückel
seiner Provinzen, die sich oft feindselig gegenüber traten, v
hinderte die freie Entwickelung des Nationalkunstfleißes, und
schränkte das Volk auf seine nothwendigsten Bedürfnisse. — W
daher das Brod gesuchter und verhältnißmäßig theurer war,
das Fleisch, so strebte natürlicherweise die Landwirthschaft m
nach der Erzeugung des erstern als des andern. Der Acker
ward also das Hauptaugenmerk, und die Viehzucht nur als
nothwendiges Bedürfniß für jenen betrieben, aber auch, so
es nur immer anging, zurückgesetzt. Futtererzeugung auf d
Aeckern kannte man noch wenig, und man glaubte auch mit de
selben den Getreidebau zu beeinträchtigen. Zu alle Dem kam die

Einfuhr fremden Schlachtviehes aus den östlichen Ländern, Polen und Rußland. Dort erzeugte man auf ungeheuren unbebauten Strecken das Fleisch fast umsonst, und man hatte, so zu sagen, nur die Mühe, das Vieh einzufangen und es in fremde Länder zum Verkauf zu treiben. Damit konnte die deutsche Landwirthschaft, besonders nach ihrem frühern Stande, in keiner Art Concurrenz halten. Ihr Streben ging deßhalb fast einzig und allein auf den Anbau des Getreides und einiger weniger Handelsgewächse. Daß aber bei einem solchen lange dauernden Betriebe des Landbaues derselbe zurückkommen, und die Bodenkraft immer mehr vermindert werden müsse, lehrt die rationelle Landwirthschaft, selbst wenn es auch die Erfahrung nicht so klar vor Augen stellte. Immer ist es ein indirecter großer Verlust für die Landwirthschaft in einem Lande, wenn nur die Cerealien nach Werthe bezahlt werden, und wenn die Producte der Viehzucht ihre Erzeugung nicht lohnen. — Unglücklicherweise sind die meisten Landwirthe geneigt, allemal nur den directen reinen Gewinn zu berechnen. Wären sie in ihren Ansichten nicht beschränkt, so würde ihnen gar bald klar werden, daß der indirecte Gewinn, den ihnen die Viehzucht giebt, und der sich nur auf den Ackerbau überträgt und in diesem den erhöhten Reinertrag bringt, wohl so hoch ist, daß es die Viehhaltung und die Aufmerksamkeit auf dieselbe lohnt. Es würde nur einen Satz wiederholen heißen, der schon längst bekannt genug ist, wenn ich hier darthun wollte, daß von beiden landwirthschaftlichen Zweigen, d. i. der Viehzucht und dem Ackerbaue, nur dann eine sichere und genügende Rente herauskommen kann, wenn beide verständig geleitet und vollkommen betrieben werden, wodurch denn nicht allein der Landwirthschaft, sondern dem ganzen Gemeinwohl ein großer Gewinn erwächst.

Neben den Producten, welche zunächst für die menschliche Nahrung von der Viehzucht gewonnen werden, müssen wir auch die aufstellen, die zur Befriedigung anderer Bedürfnisse: als Bekleidung, Vergnügen u. s. w. dienen, und die meist ein Gegenstand des Handels werden. Sie stehen meistentheils in dem Reinertrage, den sie der Landwirthschaft gewähren, höher als die Consumtibilien, und es beruht gewöhnlich auf der Intelli-

ganz und dem Fleiße der Landwirthe, daß sie dieselben zu ei
solchen Vollkommenheit bringen, daß ihr Werth so hoch st
wo er lohnend wird, und die Kosten der Viehhaltung reic
bezahlt.

Wenn nun in Deutschland, wie ich eben bemerkt habe,
dritte Periode für die Landwirthschaft begonnen hat, d. h. w
man Viehzucht und Ackerbau nicht mehr trennt, sondern b
vereinigt: so müßten jene guten Folgen, die aus der Vereini
dieser beiden Hauptzweige hervorgehen, bereits sichtbar wer
Dennoch aber würde man dies aus der Wirklichkeit bestre
wollen. — Wir wollen hier einmal etwas genauer untersu
ob der so wenig blühende Zustand der Landwirthschaft in der
genwärtigen Zeit in dem Betriebe derselben, oder außer die
liegt. Läge er in ihm, so müßte dessen Fehlerhaftigkeit nach
wiesen werden, und der, welchen man in der frühern Zeit füh
müßte dagegen vollkommen seyn. Und gerade hat doch m
Behauptung, daß es eine einseitige Führung der Landwirthsc
sey, wenn man den Ackerbau allein begünstige und die Viehz
vernachlässige, dargethan: daß die Landwirthschaft in der ge
wärtigen Zeit, wo man diese beiden Hauptzweige vereinigt u
gleichmäßig pflegt, weit besser sey als die der frühern, wo m
sie trennte. Die Sache beruht ganz allein auf den so mäc
einwirkenden Zeitumständen. Ich habe schon im ersten B
gezeigt, warum in frühern Zeiten der Ackerbau mehr ein
wie die Viehzucht, und daß dies die Veranlassung ward, daß m
jenem mehr als dieser oblag. — Nur was die Einträglich
auf die Dauer sichert, kann aber wahrhaft Gewinn bringe
seyn. — Denken wir uns einmal, es wäre die Landwirthsch
vor einigen Jahrzehenten, als ihre Ackerbauproducte so hoch i
Werthe standen, in der Art wie jetzt betrieben worden; oder b
ser, denken wir uns zwei Landgüter von gleicher Größe und g
cher Güte, also von ganz gleichem Werthe, wovon das eine n
der neuern Art, d. h. so betrieben worden wäre, daß m
auf den Ackerbau und die Viehzucht ganz gleichen Fleiß u
gleiche Sorgfalt verwandt, das andere aber ganz in der d
maligen Tendenz, nämlich den Ackerbau vorzugsweise zu begü

igen und die Viehzucht zu vernachlässigen, behandelt hätte, nd vergleichen wir dann den beiderseitigen Reinertrag. ugegeben, daß auch das erstere eine etwas kleinere Fläche für en Getreidebau gehabt hätte, so würde die erhöhte Kraft und trragsfähigkeit dies ausgeglichen haben, und die vermehrten nimalischen Producte wären ein Gewinn geworden, den jenes or diesem voraus gehabt hätte. Wäre nun auch deren Preis icht hoch gewesen, so kam dies nicht darauf an; überdies hätte ie fortwährende vermehrte Bodenkraft den Werth des Gutes lbst, und damit dessen Rente für die Zukunft erhöht. Dadurch ber wird in ein Gut selbst das Mittel gelegt, solche für den Acker= au günstige Conjuncturen augenblicklich benutzen zu können. Es olgt also hieraus: daß, wenn früher die Landgüter mehr eintru= en, wie jetzt, dies nicht in der zweckmäßigern Bewirthschaftung, ondern einzig und allein in den günstigern Zeitumständen lag, nd daß man von diesen einen noch größern Vortheil hätte zie= hen können, wenn man, wie gegenwärtig, den Ackerbau zweck= mäßig mit der Viehzucht zu vereinigen verstanden hätte. — Fast wider Willen habe ich mich in diese Folgerungen eingelassen. Sie können wohl Manchem als überflüssig erscheinen, auch wird man in Zukunft, wenn der rationelle Betrieb der Landwirthschaft erst ganz allgemein seyn wird, Mühe haben, zu begreifen, daß in früherer Zeit diese Folgerungen entweder nicht ganz oder nicht von Allen zugestanden worden seyn sollten.

Ich komme nun zu den verschiedenen Arten der Viehzucht in Deutschland, und nenne:

1) Die Pferdezucht.

Diese hat man unter allen Hausthierzuchten am längsten für uneinträglich gehalten, und es giebt Provinzen von Deutsch= land, wo man jetzt noch die Ueberzeugung hat, der Landwirth könne nur mit Nachtheil Pferde erziehen. Es liegt darum in der Natur der Sache, daß man auch in diesen wenig für die Pferdezucht that und diese Thiere lieber aus fremden Ländern be= zog. Wenn man irgend eine Behauptung als ein Vorurtheil darlegen will, so muß man auch im Stande seyn, zu beweisen,

daß der Gegenstand der Behauptung unter veränderten Umständen gar nicht mehr bestehen werde. Dies auf die Pferdezucht in Deutschland angewandt, müßte bewiesen werden, daß sie, wenn nicht in allen, doch wenigstens in den meisten Provinzen besser mit Vortheil einzuführen und auszuüben sey. Bei allen Thierzuchten finden, wenn sie gedeihen und Fortgang haben sollen, zwei Haupterfordernisse statt; das eine ist: eine möglichst vollkommene Race zu ziehen, und das zweite: dieselbe mit den möglichst geringen Kosten zu erhalten. Fragen wir in Beziehung auf die deutsche Landwirthschaft nach dem ersten, so möchte uns wohl die Antwort werden, daß man nicht überall auf eine vollkommene Race sah, sondern sich an vielen Orten mit dem gewöhnlichen, oftmals sehr unvollkommenen Landschlage begnügte. Wenn nun die Unterhaltungs- und Erziehungskosten für ein Pferd fast stets dieselben bleiben, es mag dies von gemeinem oder edlem Blute seyn, so ist daraus schon klar, daß sie alle ziemlich gleich theuer zu stehen kommen. Welch' ein ungeheurer Unterschied aber zwischen edlen und gemeinen Pferden sey, ist bekannt genug. Kam nun nach den bestehenden landwirthschaftlichen Verhältnissen ein junges Pferd bis zu dem Alter, wo es zu brauchen war, auf einen Preis, wofür man allenfalls ein edles gern kauft, so mußte es nothwendig zu theuer seyn, wenn es nur ein gemeines war. Und gerade in diesem Mißgriffe lag in den meisten Gegenden der Schaden, den man bei Aufziehung von Pferden hatte. — Wir werden weiter unten bei der Schafzucht auf ähnliche Resultate stoßen. — Zugegeben aber, daß edle Pferde jederzeit die auf sie gewandten Kosten bezahlten, so fällt wohl Jedem sogleich der Einwand ein, daß man bei Weitem mehr gemeine als edle Pferde brauche, und daß, da der Gebrauch der letztern so beschränkt sey, diese nur so lange einen hohen Preis haben können, als sie selten sind, daß dies aber, bei ihrer größern Vermehrung, bald aufhören müsse; und daß es mithin in keiner Art rathsam sey, die edle Pferdezucht allgemein zu machen. Der Schluß ist aber falsch, wenn wir die Sache etwas tiefer erforschen. Vollkommener Adel der Pferde setzt eine Menge von Vollkommenheiten voraus

wenn sie einzeln auf den gemeinen Pferdeschlag übergetragen
den, diesen in hohem Grade veredeln, d. i. zu seinem Zwecke
kommener und brauchbarer machen. Sehen wir z. B. auf
Haupttugenden eines Pferdes, nämlich Behendigkeit und
dauer, so gewinnt gewiß jedes gemeine Pferd, wenn ihm
e Tugenden zu Theil werden. Zu denselben aber gehört Fe-
eit des Sehnen- und Muskelbaues. Hengste, die diese vor-
weise besitzen, werden, wenn man sie auf gemeine Stuten
icht, die Schlaffheit jener Theile bei ihren Nachkommen ver-
rn, und somit diese zu ihrem Zwecke, wenn er auch nur
wäre, sie beim Ackerbaue zu gebrauchen, tauglicher machen.
ner sind Schönheit und Ebenmaß der Formen ebenfalls Tugen-
, die zum Adel des Pferdes gehören. Sind sie auch gerade
leicht zu vermissendes Requisit bei Ackerpferden, so hat man
dennoch auch bei diesen gern, und jeder Landwirth wird, wenn
sie an einem Pferde findet, gern darum etwas mehr für das-
e bezahlen. Aber wenn auch der Landbau zunächst sich mit
elnen guten Eigenschaften an Pferden begnügt, als da sind:
aft, Munterkeit, Behendigkeit, Ausdauer u. s. w., so sind
ja diese Pferde für den Landbau nicht allein, die man braucht.
n rechne nur die Masse von Pferden, welche der Staat zur
erhaltung seiner Armeen nöthig hat, und in welchen stets
e Menge der guten Eigenschaften vereinigt seyn müssen, die
n unter dem vollen Adel des Pferdes begreift. Früherhin
m der größte Theil dieser Pferde aus dem Auslande nach
utschland, und entzog diesem alljährlich große Summen, und
ch jetzt haben wir noch nicht unsern ganzen Bedarf; obgleich
e Regierungen so viel zum Emporkommen der inländischen
erdezucht thun. Das kommt daher, weil noch nicht alle
urtheile besiegt sind, die der weitern Verbreitung der veredel-
n Pferdezucht bisher im Wege standen. — Besonders wirksam
er wird sich zur Bekämpfung derselben der Gewinn zeigen,
n diejenigen machen, welche in die Ideen der Staatsverwal-
ng eingehen, und zur fernern Veredlung der Pferde bereitwil-
die Hand bieten.

Unter den übrigen deutschen Provinzen zeichnet sich seit lan-

ger Zeit Mecklenburg aus. Dort betreibt man die Pf
zucht auf eine Art und Weise, daß sie hoch rentirt: indem
Thiere von sehr hohem Werthe erzieht. Man hat hier be
erreicht, was man sich bei jeder Thierzucht als Ziel vorzus
hat: nämlich einen eigenthümlichen, in sich selbst zu großer
kommenheit ausgebildeten und für die Forterbung in der
zucht sichern Schlag. Von hier aus hat sich der Eifer für
edelte Pferdezucht weiter verbreitet, und die benachbarten
vinzen, als die Mark Brandenburg und Hann
eifern Mecklenburg auf eine ruhmvolle Weise nach. Auch e
ten dieselben bereits den Lohn ihrer Mühe, indem die Landw
schaft hier schon sehr bedeutende Summen jährlich aus der Pf
zucht zieht.

Es wird hier am rechten Orte seyn, die Gesichtspunkte
Regeln festzustellen, welche jeder Landwirth als Thierzüchter
zufassen hat, wenn er soll auf einen glücklichen Erfolg re
können. Gebe ich sie auch hier im Allgemeinen, so werde
doch fast auf alle besonderen Fälle bei der Züchtung aller H
thiere anwendbar seyn.

a) Der erste dieser Gesichtspunkte ist: Er muß sich ei
Viehschlag wählen, der in oder an sich (durch Kö
Fleisch, Milch oder Wolle) Producte hervorbringt,
allgemein gesucht sind, und die er auch in sol
Menge erzeugt, daß alle dabei vorkommenden
sten gedeckt sind. Dies ist der absolute Gesichtspunkt,
jeder Viehzüchter und zwar bei allen Thierarten zu beobachten

b) Der zweite aber ist relativ, und bezieht sich auf
besondern Verhältnisse des Landes, der Geg
und der Personen. Nach diesem muß der Landwirth
der Züchtung von Vieh nur stets und bei jeder Art einen
chen Schlag wählen, der für seine besondern Verhältnisse
leichtesten zu erziehen ist, der ihm aber auch den gehofften
winn trägt und Mühe und Auslagen belohnt.

c) Er muß aber auch nicht zur Züchtung eines beson
Viehschlages eher übergehen, bis er sich hinlängli
Kenntnisse von demselben erworben hat, sowohl von de

kommenheiten, als der Behandlungsart, bei welcher er nur
reihe.

D) Er muß die Quellen und Wege kennen, aus
den er schöpfen und auf denen er sowohl seine erste Grund-
ge legen, als auch, wenn er veredelte Viehstämme gegründet
t, deren Producte am besten in's Geld bringen kann.

Dies sind ungefähr die vier Hauptpunkte, worauf ein
dwirth, welcher sich der Veredlung von Viehzucht befleißigen
ll, im Allgemeinen zu sehen hat.

Wenden wir sie nun der Reihe nach auf die Pferdezucht
stens in Beziehung auf die Landwirthschaft in Deutsch-
and.

Dem ersten zufolge muß ein Landwirth, welcher veredelte
erdezucht betreibt, darauf sehen, welche Pferde sich am leich-
sten und dabei mit Gewinn absetzen lassen. Dies werden ohne
eifel jederzeit diejenigen seyn, welche sich für den Landbau
für den Militärdienst am besten eignen. Erstere setzt er
dies schon in seiner eigenen Wirthschaft zum Theil ab,
wenn selbstgezogene Pferde in dieser jederzeit die zuver-
ssigsten sind, so ist bei diesem Absatze der beste Gewinn. Be-
t er nun aber, wie viel vortheilhafter muntere, behende und
ei ausdauernde Pferde sind, indem alle Arbeit mit ihnen
l schneller vollzogen und dabei unendlich viel Zeit erspart und
gleich Alles zur rechten Zeit fertig wird: so ist der indirecte
winn dabei so groß, daß selten ein Preis zu hoch seyn wird, für
en er sie sich auch zu berechnen hätte. — Was diejenigen betrifft,
er zum Militärdienste liefern kann, so sind dieselben zeither
mer so gut bezahlt worden, daß dem Erzieher ein lohnender
winn für Auslagen und Mühe blieb. — Sich auf die Zucht
r sogenannten Luxus- oder Paradepferden zu verlegen, würde
m Landmanne von kleinem Besitzthume wohl nicht zu rathen
yn, da diese theils nicht grade häufig gesucht, theils aber auch
schwer zu erzeugen sind, daß es nur zu den Ausnahmen ge-
ren dürfte, wenn er sie in seinem landwirthschaftlichen Be-
ebe nebenbei erziehen sollte. Denn dergleichen Thiere sind nur
roducte besonderer Anstalten.

Wenden wir diese erste Regel zunächst auf diejenigen
schen Provinzen an, welche sich bis jetzt in der Pferdezucht
gezeichnet, und die ich oben genannt habe. Die Meckle
ger Pferde sind eine so gesuchte und allgemein geschätzte W
geworden, daß sie stets ihren guten Absatz und zwar zu
lohnenden Preisen finden. In dieser Provinz haben es
auch viele Landwirthe in dieser Thierzucht bereits so wei
bracht, daß sie wohl auch solche Parade- oder Luxuspferde
fern, von denen ich so eben sagte, daß ihre Erziehung
außer dem Bereiche der kleinern Landwirthschaft läge. Si
ben damit den Beweis gegeben, daß Fleiß und Beharrl
in Verein mit Sachkenntniß und einem daraus folgende
gen Verfahren ein Ziel erreichen hilft, was man anfangs
sehr fern erblickt.

Alle andern deutschen Provinzen aber, wo die Landw
schaft in der Pferdezucht noch keine so großen Fortschri
macht hat, sehen in diesem Beispiele, daß die Sache m
und lohnend sey. Noch bedarf der Landbau selbst zu s
immer vollkommnern Betriebe eine mehr veredelte Pferde
Man besuche nur einmal diejenigen deutschen Pferdemärkte,
vorzugsweise Ackerpferde hingebracht werden und man
meine Behauptung vollkommen gerechtfertigt finden. Die A
sicht auf Belohnung des Fleißes, den der deutsche Landwirth
Verbesserung der Pferdezucht wenden will, liegt also klar
Die Elemente dazu sind gegeben, und werden, fast von
deutschen Regierungen mit nicht genug zu lobender Libe
angeboten; ein lohnender Absatz für veredelte Pferde aller
ist gewiß. Wenn dann die Sache keinen Fortgang ge
sollte, so würde die deutsche Landwirthschaft hier eine B
geben, die man bei ihrem sonstigen sichtbaren Streben nach
Vollkommnern nicht erwarten sollte.

Sehen wir jetzt auf die zweite Regel, und zwar auf
landwirthschaftlichen Verhältnisse, nach welchen
verschiedenen Gegenden von Deutschland die Pferdezucht
oder weniger begünstigen. Das eine liegt zwar schon in
Vorhergehenden. Denn der gesicherte und gute Absatz

Products ist jederzeit das erste günstige Verhältniß, was zu seiner Erzeugung anreizt. Ein anderes Erforderniß bei der Pferdezucht ist, daß für die zu erziehenden Pferde dem Landwirthe das Futter nicht zu theuer zu stehen komme. Bekannt genug ist es, daß die Füllen, bis sie als brauchbare Pferde zu verkaufen sind, am besten gedeihen, wenn man ihnen große Waideflächen einräumen kann, auf denen sie sich fast allein nähren, aber auch ihre Sehnen und Muskeln durch stete Bewegung im Gehen und Laufen stärken können. Wo man diese Waiden auf theurem Lande anlegen muß, da wird die Erziehung von Pferden sehr kostbar seyn. Es wäre z. B. ein großer Mißgriff, wenn man eine Stuterei in einer sehr bevölkerten Gegend oder in der Nähe einer großen Stadt anlegen und zu ihren Waideplätzen Land wählen wollte, wovon der Morgen mehrere hundert Reichsthaler werth wäre. In volkarmen Gegenden, von wo aus sich überdies noch alle Producte schwer versenden, und am Orte selbst fast gar nicht verwerthen lassen, und wo die gleiche Qualität des Landes, die man, wie eben bemerkt, dort so theuer bezahlt, vielleicht für den zehnten Theil des Preises zu haben ist, kommt natürlicherweise die Ausfütterung der Pferde nur ein Zehntheil so theuer, und die Zucht derselben muß hier hoch lohnen, während sie dort den größten Schaden brächte.

Ferner hat man in dem Betriebe der neuern Landwirthschaft die Mittel kennen gelernt, durch welche man den natürlichen Ertrag der Waiden an vielen Orten verdoppeln, ja mehr als dies kann. Durch Cultivirung und Ansäung mit Gräsereien bewirkt man dies leicht. Wo nun der Boden von Natur graswüchsig ist, da wird man gewiß nicht ohne Gewinn, wenn er nämlich aus dem oben angegebenen Grunde, verhältnißmäßig nicht hoch im Preise steht, die Pferdezucht betreiben. Liegen nun solche Gegenden noch zum Ueberflusse nicht allzu entfernt von Städten, die bedeutende Pferdemärkte haben, und wo der Landwirth die zugezogenen leicht verkaufen kann, so liegt hierin eine neue Aufforderung, die Pferdezucht zu betreiben.

Ob der Landwirth einen großen, einen mittlern oder einen

kleinen Pferdeschlag zu seiner Zucht wählen solle, das muß i
theils seine mehr oder weniger kräftige Waide, theils sein
der Gegend schon vorhandener Schlag, den er veredeln w
theils aber auch die Zuchtthiere, welche ihm zur Veredlung
Gebote stehen, lehren.

Aber auch darin, ob er jene Zuchtthiere (besonders
Hengste) leichter oder schwerer haben könne, liegt ein stärk
oder schwächerer Anreiz für den Landwirth, sich der Pferde
zu befleißigen. Es haben demnach die Provinzen, wo die L
desregierungen so viel zur Emporbringung der Pferdezucht th
eine ganz besond... Aufforderung dazu. Man kann fast
haupten, daß keine einzige deutsche Provinz mehr besteht,
man nicht hierin wetteifert. Oesterreich hat seit langer
hierin Vieles geleistet. Preußen tritt nicht minder ehre
auf. Ebenso ist es in Bayern und Würtemberg. In M
lenburg und Hannover hat die Pferdezucht bei den Privaten s
hohe Fortschritte gemacht. Mit Einem Worte, in ganz De
land hat man die Wichtigkeit dieses Zweiges der Landwirthsc
und der National-Industrie erkannt.

Nach der dritten Regel muß der Landwirth auch
Kenntnisse von Pferden haben, ehe er sich zu de
Züchtung entschließt. Dies ist ihm bei allen Viehgattung
am meisten aber bei den Pferden, nöthig. In dem Ma
dieser Kenntnisse liegt ein Hauptgrund, warum die Pferdez
von Vielen schnell wieder aufgegeben wird, die sich derselben m
vielem Eifer hingaben. Eine unrichtige Wahl der Zuchtthi
Unkenntniß bei der Behandlung dieser sowohl als der Fü
machen, daß der eifrigste Pferdezüchter, der weder Geld
Fleiß spart, dennoch nichts Vollkommnes aufbringt, und
Ende mißmuthig die Sache wieder fallen läßt, und dieser
Last legt, was er selbst verschuldete.

Wenn aber nach der vierten Regel der Landwirth a
die Quellen kennen muß, aus denen er seine Veredl
betreiben soll, so ist ihm dies wohl jetzt viel leichter, wie
mals. Wie schon bemerkt, haben alle deutschen Staaten ei
sehen, wie nachtheilig es für das Land sey, wenn alljährlich

hoh

[illegible]e Summen aus Ausland für Pferde gezahlt werden sollen, die [illegible] Lande selbst erzogen werden können, und sie haben, um die[illegible] Uebelstand zu heben, alle zweckdienlichen Mittel ergriffen, [illegible] der inländischen Pferdezucht aufzuhelfen. Es darf daher [illegible]r Landwirth diese ihm dargebotenen Mittel nur ergreifen, [illegible] sich einen neuen einträglichen Zweig in seiner Wirthschaft [illegible] bilden. Freilich wird es dem kleinern Gutsbesitzer schwer [illegible]den, die Pferde dann auch so aufzuziehen, daß alle ihre [illegible]n natürlichen Eigenschaften sich hinlänglich entwickeln kön[illegible]: weil es ihm an großen Waideplätzen fehlt. Wo jedoch [illegible] Gemeindewaiden noch bestehen, da ist auch diesem Mangel [illegible]holfen, und werden sie auch viel zu wenig von anderm [illegible]he geschont, um viel zu **Ernährung** der jungen Pferde [illegible]ugeben: so erfüllen sie doch den einen Zweck, nämlich den [illegible] **freien Bewegung**. Auf größern Gütern dagegen fehlt es [illegible]n an Waideplätzen, wenn der Landwirth nur eine kluge Ein[illegible]lung von Allem zu machen versteht. Wahr ist es freilich, [illegible] in Deutschland die Schafzucht der Vermehrung der Pferde[illegible]ht im Wege steht, aber der wieder herabgesunkene Ertrag der [illegible]rn wird der letztern förderlich werden. Auch giebt es [illegible]e Localitäten, die der Pferdezucht bei Weitem günstiger sind, [illegible] deßhalb für diese einen höhern Reinertrag gewähren, wie [illegible] die Schafzucht. Nur einzelne gelungene Versuche in einer [illegible]gend können zu deren erweitertem Betriebe aufmuntern.

So lange die Pferdezucht in Deutschland noch nicht voll[illegible]mmen mit der Landwirthschaft vereinigt ist, kann sie auch von [illegible]er noch nicht nach einem gewissen Systeme betrieben werden. [illegible]r Gelingen oder Mißlingen hängt mehr vom Zufalle ab. [illegible]genommen hiervon sind freilich diejenigen Provinzen, wo [illegible]selbe schon so erfreuliche Fortschritte gemacht hat, deren ich [illegible]n einige genannt habe. Dort gewährt die Pferdezucht schon [illegible]e sichere und sehr einträgliche Rente. In den übrigen Ge[illegible]den aber besteht sie im Großen und zwar mit der Land[illegible]rthschaft mehr oder weniger vereinigt, nur auf einzelnen [illegible]taatsgütern. Die Pepiniaren, in welchen man die im Lande

zu vertheilenden Zuchtthiere erzieht, können nicht hieher gez[...]
werden.

Was aber die Regierungen durch diese Zuchtthiere (vorz[...]
lich Hengste), welche sie im Lande vertheilen, bereits geth[...]
und bewirkt haben, das verdient hier noch besonders angefü[...]
zu werden. Im Anfange fanden sie freilich bei den La[...]
wirthen keine besonders günstige Aufnahme. Man konnte [...]
nicht sogleich daran gewöhnen, daß eine neu eingeführte Pfe[...]
race besser seyn sollte, wie diejenige, welche man bereits ha[...]
und da hierzu noch kam, daß sich mancher Einzelne, der Hen[...]
vom Landschlage zum Sprunge vermiethet hatte, beeinträch[...]
glaubte, so suchten auch diese die Veranstaltungen der Regier[...]
verdächtig zu machen. Außerdem liegt es im Charakter [...]
Deutschen, der sich im Landmanne ganz besonders treu a[...]
spricht, daß er nicht gern von dem einmal Eingewohnten l[...]
Es war daher besonders dem Bauer schwer beizubringen, [...]
es Pferde gebe, die besser wären als diejenigen, welche er be[...]
hatte; und wenn er dies auch allenfalls bedingungsweise zu[...]
so hielt er doch für sich und seine Verhältnisse die seinigen [...]
die besten. Nur der erhöhte Gewinn allein konnte solche V[...]
urtheile besiegen. Jetzt, seitdem von Seiten der Regierun[...]
gute, veredelte Pferde für den Dienst der Armee aufge[...]
und mit guten Preisen bezahlt werden, ist auch die Lust [...]
Veredlung erwacht, und die Zahl der Stuten, welche von He[...]
sten, die der Staat im Lande vertheilen läßt, belegt werd[...]
nimmt alle Jahre bedeutend zu. — Man hat zwar im Allge[...]
nen bei jedem Gewerbe in der Erfahrung bestätigt gefun[...]
daß sich dasselbe meistentheils von selbst am besten hebt, [...]
daß der Staat weise handelt, der sich in dessen Treiben so w[...]
als möglich mischt. Dies möchte aber doch wohl bei der Pfe[...]
zucht nicht ganz anwendbar seyn. Wie aus dem Vorhergesag[...]
einleuchtet, waren hier so manche Schwierigkeiten zu beseiti[...]
und Aufmunterungen zu geben, ohne welche die Sache kei[...]
glücklichen Fortgang gewinnen konnte. Eine Hauptschwierig[...]
lag in der Anschaffung von edlen Zuchtthieren, die für die m[...]
sten Landwirthe fast unmöglich war, und wenn dann keine An[...]

[illegible]t auf einen lohnenden Absatz der zugezogenen Pferde war, [illegible] fehlte die Aufmunterung. Bei beiden konnte nur der Staat [illegible] Mittel treten. Ohnedies war sein Interesse im hohen Grade [illegible]ei im Spiele. Denn nicht allein der Nachtheil ist zu beden[illegible], den das Land erleidet, was viel Geld für Gegenstände [illegible] Ausland zahlt, die es selbst hervorbringen kann; sondern es [illegible] auch insbesondere Pferde nicht jederzeit aus diesem zu bezie[illegible], und das gesteigerte Bedürfniß derselben im Kriege kann die [illegible]ngendsten Verlegenheiten herbeiführen, wenn das Land diesen [illegible]t abzuhelfen im Stande ist. Da man diesen Gesichtspunkt [illegible] richtig und scharf aufgefaßt hat, und da auch die Pferde [illegible] einiger Güte ein gesuchter und nach Werth bezahlter Ar[illegible]l sind, so steht zu erwarten, daß die verbesserte und [illegible]edelte Pferdezucht sich immer enger mit der deutschen [illegible]dwirthschaft verbinden, und dieser zum Gewinn gereichen [illegible]de. Dadurch wird dann der Ueberproduction der andern [illegible]rischen Erzeugnisse, die aus dem Rind- und Schafviehe [illegible]orgehen können, vorgebeugt und der ganze Betrieb der [illegible]dwirthschaft in ein wohlthätiges Gleichgewicht gesetzt werden.

Am wenigsten begünstigen gebirgige Gegenden eine Ver[illegible]melzung der Pferdezucht mit der Landwirthschaft. Wenn [illegible] auch nicht grade behaupten läßt, daß diese der Erziehung [illegible] Pferden ungünstig wären, so ist in ihnen doch die Ernäh[illegible]g beschränkter, und meist auch theurer, weil dort in der Re[illegible] alle Lebensmittel höher bezahlt werden, wie in den Ebenen. [illegible]r auch die beschwerlichere Arbeit strengt die Stuten, welche [illegible]n zur Zucht verwenden könnte allzu sehr an, und macht die [illegible]ehung der Füllen schwieriger. Ein Hauptgrund aber, daß [illegible] die Pferdezucht keine so günstige Aufnahme findet, ist [illegible] Gebrauch, sich sehr häufig der Ochsen beim Ackerbaue zu [illegible]enen. Dies beschränkt denn erstens die Zahl der Stuten, [illegible] zur Zucht verwandt werden könnten, und macht zweitens [illegible] die selbst zugezogenen Pferde nicht so angenehm für den [illegible]dwirth.

Man hat schon vielfach gestritten, ob es für den Landbau [illegible]rtheilhaft sey, Ochsen oder Pferde zu halten. Es sind dar[illegible]

über so viele Meinungen aufgestellt und bald diesen, bald
nen der Vorzug zugesprochen worden, daß es rein überflü
wäre, hier noch Vieles darüber sagen zu wollen. So viel st
indeß wohl fest, daß die Localität Alles entscheiden muß, u
daß nach dieser in vielen Gegenden die Pferde den Vor
vor den Ochsen, in andern diese wieder vor jenen haben.

Die Racen, mit welchen man in Deutschland die inlä
schen Schläge veredelt, sind verschieden. In Mecklenburg
es vorzugsweise die englische; dagegen waren es in den öst
reichischen Provinzen wieder die orientalischen, besonders ar
schen, denen man den Vorzug ertheilte. In Preußen hat m
in den Landesgestüten beide einheimisch zu machen gesu
Bayern und Würtemberg bemühten sich ebenfalls, sich die edel
Racen zu verschaffen und halten von diesen Stämmen, die
zur Verbesserung der Pferdezucht im Lande verwenden.
allen Provinzen aber haben sich durch Kreuzungen eigenth
liche Schläge gebildet, deren Hauptgrundlage immer noch
ursprüngliche Landesschlag ist. Es würde schwer zu entschei
seyn, welche Provinz sich vor den übrigen besonders ausze
net, wenn wir Mecklenburg und Hannover ausnehmen.
meine hier nämlich den Stand der Pferdezucht im Allgem
nen. Sehen wir aber auf einzelne und besonders auf Pri
anstalten, so dürfte wohl Oesterreich und Preußen deren
jetzt am meisten aufzuweisen haben. Im ersteren Staate
die veredelte Pferdezucht schon einen mächtigen Vorschub in
Größe der ländlichen Besitzungen und in der Wohlhabenheit
dasigen Grundherren. Auch hat sich dort von jeher eine
schiedene Liebhaberei für edle Pferdezucht ausgesprochen.
dies nie bemerkt hätte, der sehe die Equipagen der dasi
Magnaten, besonders bei festlichen Aufzügen in Wien.
vielen directen Verbindungen der österreichischen Staaten m
dem Orient begünstigten diese Liebhaberei nicht wenig. Ein
sprechenden Beweis für einen hohen Stand der veredelten Pfer
zucht liefert auch die österreichische Cavallerie. Zu bedau
ist aber, daß jene in Böhmen noch nicht die Fortschritte g
macht hat, die ihr, bei den besondern Begünstigungen der

tigen Landwirthschaft, so leicht wären. In frühern Zeiten war ein sehr glücklicher Anfang gemacht, und die große Empfänglichkeit des einheimischen Pferdeschlages für Veredlung zeigt sich noch sehr deutlich in mehrern Kreisen dieses Königreichs, wo in jenen Zeiten auf Veredlung hingearbeitet worden war.

In den preußischen Staaten zeichnet sich bis jetzt die Mark Brandenburg aus. Auch in Schlesien wird Vieles gethan, und das Gestüt des Fürsten von Pleß ist längst rühmlich bekannt.

Einer besondern rühmlichen Erwähnung verdienen aber die Privat-Gestüte des Königs von Würtemberg. Hier sieht man die edelsten Thiere aller Racen, und der Pferdeliebhaber wird wenig Plätze finden, wo er einen so hohen Genuß in dem Anschauen ausgezeichnet schöner Thiere haben könnte, wie hier. Was aber mehr als dies Alles zu bewundern seyn dürfte, das ist die große Mühe, welche sich dieser wahrhaft väterliche Regent giebt, durch unentgeldliche Vertheilung der edelsten Hengste den Pferdeschlag des Landes zu veredeln.

Wie sehr man in Bayern darauf bedacht ist, die Pferdezucht zu heben, das beweisen die mit Kraft geleiteten königlichen Anstalten und die vielen Aufmunterungen, welche die Regierung an die Landes-Insassen ergehen läßt. Die Pferde-Wettrennen und die Preisvertheilungen bei den landwirthschaftlichen Festen in München und mehrern Kreisstädten sind davon der klarste Beweis. Diese Wettrennen, welche in Mecklenburg schon länger statt gefunden haben, hat man auch in Wien und neuerdings in Berlin eingeführt. Da man sie für ein besonders wirksames Mittel hält, die Pferdezucht empor zu bringen, so will ich hier meine Ansicht darüber aussprechen.

Man hat, wie bekannt, die Wettrennen von den Engländern entlehnt. Dort sind sie nicht allein eine Aufmunterung zur Vervollkommnung der Pferdezucht, sondern zugleich ein Volksschauspiel und der Gegenstand ungeheurer Geld-Wetten. Aehnlich haben sie sich in Deutschland gebildet, aber das Wetten wird bis jetzt wohl nur in Wien nachgeahmt.

Bei dergleichen Wettrennen kommt es hauptsächlich nur auf Behendigkeit und Ausdauer der Thiere an, und sie müssen daher

ganz besonders zur Emporbringung eines Schlages wirken, welcher für die Cavallerie vorzugsweise tauglich ist. Die edlen dieses Schlages sind dann die Luxuspferde zum Reiten und Fahren. Ob aber im Allgemeinen die Pferdezucht eines Landes durch die vorzugsweise gezüchteten Rennpferde gewinnen könnte, würde in Abrede zu stellen seyn, wenn nicht grade die meisten edlen Pferde von dieser Art seyn müßten. Was die weniger veredelten betrifft, so wird man sie, bei einiger Kenntniß der Pferdezucht nur dann mit jenen mischen oder kreuzen, wenn ihr ganzer Bau einige Homogeneität mit ihnen zeigt. Ganz heterogene Racen mit einander vereinigen zu wollen, ist noch keinem Pferdezüchter geglückt; und wenn man es auch der Sonderbarkeit wegen versucht hat, so waren die Erzeugnisse hiervon nur Caricaturen, deren Uebergang zu einem eigenthümlichen Schlage viel zu entfernt lag, als daß man die Versuche fortzusetzen gewagt hätte. — Doch ich komme auf die Pferdewettrennen zurück. Wenn es nun auch nicht grade möglich und vortheilhaft seyn sollte, bei der Veredlung der Pferdezucht eines ganzen Landes nur grade das Ziel von Rennpferden in's Auge zu fassen, so entwickeln diese Thiere grade in ihrem Laufe ihre Vollkommenheiten und zeigen dem aufmerksamen Pferdezüchter so Manches, worauf er bei der Veredlung des Pferdes zu sehen habe. — Aber auch als Volksfest erwecken diese Wettrennen die Liebe zur Pferdezucht im Allgemeinen: wodurch in manchem Lande schon für diesen Zweig unendlich viel gewonnen wird.

Wendet man auch ein, daß bei denselben manches gute Pferd verdorben und fast zu allem Dienst untauglich wird: so kann man dagegen antworten, daß diese gleichsam zu Märtyrern werden, und daß dasjenige, was das Land durch die erwachte Liebe zur Pferdezucht gewinnt, tausendmal jenen Nachtheil aufwiegt.

Sollten aber diese Pferdewettrennen ihren Zweck erfüllen, so müssen sie nur mit inländischen Pferden vorgenommen werden. Als Vorbild können freilich die Wettläufe mit ausländischen dienen, und diese können denn auch als der Maßstab angesehen werden, den man für die Vollkommenheit der einheimischen anwenden kann.

Ehe ich das Capitel von der deutschen Pferdezucht schließe, will ich noch zuvor die Frage beantworten, ob auch deren Betrieb jetzt und für die Zukunft lohnen werde, wenn sie allgemein in die Landwirthschaft aufgenommen werden sollte, und ob auch Deutschland mit dem Auslande concurriten könne?

Wenn es auch wahr ist, daß jeder Zweig der Landwirthschaft nur so lange einträglich bleibt, als er nicht zu allgemein wird, und wenn auch dies von der Pferdezucht gelten dürfte, so ist einmal der Mangel an guten Pferden in Deutschland noch viel zu fühlbar, als daß dieser gefürchtete Zeitpunkt zu deren Entwerthung schnell heranrücken sollte; zweitens aber hat Deutschland für edle Thiere dieser Art einen so sichern Absatzweg nach Italien und Frankreich, daß es für deren lohnenden Preis fast hierin allein Garantie finden kann. Die Rivalität des Auslandes könnte nur von Osten her eintreten. Wie wenig aber davon für jetzt noch zu fürchten sey, das liegt in den strengen Ausfuhrverboten, welche die russische Regierung bis jetzt noch für nöthig findet, hinsichtlich der Pferde zu geben. — Die Moldau und Wallachei, von woher sich früherhin die Cavallerie der deutschen Staaten meistens versah, liegen in einer solchen politischen Zerrüttung, daß sie dem Bedürfnisse, wenn es noch allein von dort her befriedigt werden sollte, bei Weitem nicht mehr genügen könnten. Steht jenen Ländern aber ein Uebergang zur europäischen Civilisation bevor, dann gewinnt, dem Laufe der Dinge gemäß, das Landeigenthum mehr Werth, und man kann alsdann die Pferde nicht mehr für den geringen Preis erziehen, wie früher. Also auch in diesen Verhältnissen liegt für die deutsche Landwirthschaft eine dringende Aufforderung, den rationellen Betrieb der Pferdezucht in sich immer mehr aufzunehmen.

Wollte ich auch schließlich noch einige Güter und Gestüte nennen, so sind dieselben, außer denen, welche die Staaten haben, noch nicht zahlreich und blühend genug. Und da dies der Fall ist, so gestehe ich auch meine theilweise Unkunde derselben.

Was man aber im Auslande und namentlich in Frankreich für einen Begriff von dem Betriebe der Pferdezucht in Deutschland habe, davon führe ich hier einen ziemlich lustigen Zug an.

Als ich mich vor einigen Jahren in Frankreich in Gesellsch
mehrerer, sonst über manche staatswirthschaftliche Verhält
besonders in England, recht unterrichteter Männer befand,
die Rede auch auf die Pferdezucht. Als wahre Patrioten
dauerten die Franzosen, hierin so sehr von dem Auslande abh
gig zu seyn. Man kam auf Deutschland, rühmte die deuts
Pferde als brauchbar und preiswürdig. Ja! nahm der M
von C. das Wort, Deutschland kann nach seinen Verhältni
gute und wohlfeile Pferde liefern. Dort wachsen sie fast
alle Kosten heran. Auf ungeheuern Strecken (vastes étend
waiden sie nach Belieben, und da diese Wüsteneien (deserts)
manden eigenthümlich zugehören, so bedarf es für die, w
daran wohnen, nur der Mühe des Fangens und Zähmens.
Mein Lächeln hierüber ward bemerkt, und meine darauf gege
Erklärung mit Neugierde, aber augenscheinlichem Unglauben
genommen. Den meisten Franzosen, die Deutschland nicht s
gesehen haben, ist dieses un grand desert, dessen Gränzen
bis tief nach Osten und Norden ausdehnen.

2) Von der Rindviehzucht.

Dieser Theil der Viehzucht ist in der deutschen Landwi
schaft der allgemeinste. Auf allen, den kleinsten wie den gr
ten Besitzungen, finden sich Rinder, und wenn auch noch v
wenig Jahren die Einträglichkeit der veredelten Schafz
manche deutsche Landwirthe zu dem Mißgriffe verleitete, d
Rindviehstand sehr herabzusetzen, ja fast ganz aufzuheben:
gab sich dies bald wieder. Die Verhältnisse des ganzen Wir
schaftsbetriebes und die speciellen Bedürfnisse des Ackers
Dünger hätte diese Herabsetzung schon von selbst ungültig g
macht, wenn auch die mercantilischen Ereignisse jene Landwir
nicht belehrt hätten, daß man nichts übertreiben und sich
in den Schranken halten müsse, die der Umlauf der Din
jederzeit nothwendig macht. War auch nicht zu läugnen, d
eine Zeit lang die Schafe der Wirthschaft mehr eintrugen,
Rinder, so konnten deßhalb diese doch ohne empfindlichen in
recten Nachtheil nicht abgeschafft werden. Ohnedies greift i

einer richtig geregelten Landwirthschaft jeder Theil so in den andern, daß keiner ohne Schaden daraus genommen werden kann. Man konnte freilich viel für sich anführen, wenn man auf den großen Gütern die Schafzucht ganz allein prävaliren lassen und die Rinderzucht nur auf das allernothwendigste Bedürfniß beschränken wollte. Die Einträglichkeit ist es ja, die allemal den Landwirth bestimmen muß, ob er den einen Zweig dem andern vorziehen will. Nun brachten aber die Schafe entschieden mehr ein, wie die Kühe. Auch führte man an, daß diese mehr für die kleinern Wirthschaften gehörten, wo man ihnen durch mehrere Sorgfalt auch einen höhern Ertrag abgewönne, und wo man doch auch keine Schafe halten könne. Der Schluß war nicht falsch, und kann auch selbst jetzt noch hie und da seine Richtigkeit behalten, wo doch die Rente von Rindern und Schafen sich wieder mehr in's Gleichgewicht gestellt hat. Nur müssen auch alle übrigen landwirthschaftlichen Verhältnisse unparteiisch geprüft werden. Wo man z. B. noch nicht gelernt hat, mit kleinen, aber sorgfältig mit Futter angebauten Flächen eine Schafheerde den Sommer hindurch zu erhalten; wo man im Gegentheil dazu große Strecken, und noch überdies sehr guten Landes bedarf, um derselben eine hinlängliche Waide zu geben, da wird die Rechnung nicht allzu günstig für diese ausfallen, wenn z. B. statt derselben Rinder gehalten worden wären, und man das Feld zum Futteranbau für dieselben benutzt hätte. — Ich bin wohl als entschiedener Verehrer der veredelten Schafzucht hinlänglich bekannt; habe mich auch oft und an vielen Orten öffentlich ausgesprochen, was ich von diesem selbst jetzt noch goldenen Zweige der Landwirthschaft halte; auch wird der bald folgende Abschnitt über die deutsche Schafzucht aufs Neue beweisen, daß ich derselben noch mit gleichem Eifer huldige. Darum wird meine Vertheidigung des Rindviehes, die ich ihm besonders dadurch angedeihen lasse, daß ich auf die wichtige Stellung, die es in der Landwirthschaft einnimmt, aufmerksam mache, unparteiisch seyn. — Ich habe Gelegenheit genug gehabt, Mißgriffe zu beobachten, die man dadurch beging, daß man ohne hinlängliche Uebersicht des Ganzen, seiner

Wirthschaft und seinen Renten aufzuhelfen hoffte, wenn u
plötzlich große Schäfereien gründete, und die Rindviehzucht
gänzlich aufhob. Der unglückliche Erfolg veranlaßte dann
Vorwurfe gegen die ganze Schafzucht. Und doch lag dieser
in den ergriffenen verkehrten Maßregeln.

Wenn ich aber hier als Lobredner der Rindviehzucht
zutreten scheine, so ist dies nur bedingungsweise. Jedes D
sey es auch noch so unbedeutend in der Welt, kann voll
men und unvollkommen seyn. Im ersten Falle wird es s
Zweck, zu dem es der Schöpfer werden ließ, erfüllen, im
verfehlen. Soll die Rindviehzucht in der Landwirthschaft
ehrenvollen Platz einnehmen; soll sie dieselbe heben und
Rente vermehren helfen: so muß ihr eine gewisse Vollkom
heit nicht fehlen. — Leider kann man ihr diese in der deuts
Landwirthschaft noch nicht überall zusprechen. Wenn dies
aber früher noch weniger der Fall war, wenn man sogar nur
seltenen Fällen ein Streben nach Veredlung der Rindviehstä
bemerkt, und diese meistentheils in solchem Grade elend wa
daß man selbst an das Mitleid derer hätte appelliren mögen,
nen der eigne Nutzen eine andere Verfahrungsweise h
vorschreiben sollen: so war es wohl nicht zu verwundern, w
man über geringen Ertrag dieser Viehart zu klagen h
Solche Landwirthe scheinen den eigentlichen Zweck der Vieh
tung nicht richtig aufzufassen. Denn durch die Behandlu
deren sie sich an fast jeder Viehart schuldig machen, begehen
nicht allein eine offenbare Grausamkeit gegen dieselbe, sond
sie bringen sich auch selbst um allen Nutzen.

Welches ist nun aber wohl jener Zweck, wenn wir
besonders in Beziehung auf das Rindvieh darlegen wollen?
Er ist in der Landwirthschaft ein dreifacher: man will den
die Felder nöthigen Dünger durch dasselbe erhalten; man
einen pecuniären Nutzen in der Milch der Kühe, oder in de
Zugkraft, letzteres aber besonders bei den Ochsen erlangen,
man will endlich, wenn die Thiere zur landwirthschaftlic
Nutzung nicht mehr gebraucht werden sollen, aus deren Verk
noch einen Gewinn für ihre Haltung ziehen. Nun bedarf

aber keines weitern Beweises, daß diese dreifache Nutzung nur bei gut gefüttertem und sorgfältig gehaltenem Viehe vollkommen seyn kann. Dürftig genährte Rinder geben wenig und schlechten Dünger, deßgleichen wenige und schlechte Milch, haben geringe Kraft, und beim Verkaufe geringen Werth. — Wenn nun aber der Landwirth wenig Wiesen hat und auf seinen Aeckern fast gar kein Futter erbauen kann, weil sich diese dazu nicht eignen, und er dennoch eine gewisse Anzahl von Vieh halten muß, um den benöthigten Dünger zu erzeugen, dann bleibt ihm ja nichts übrig, als dieses darben zu lassen. Diese Aeußerung thun gewiß alle diejenigen, welche schlechtes Rindvieh haben. Die Antwort darauf ist nicht schwer. Wäre es wirklich gegründet, daß man auf keine Weise mehr Futter gewinnen könnte, dann ist es eine unbegreifliche Thorheit, dies Wenige nicht lieber zur Aushaltung einer geringern Zahl von Vieh zu verwenden, und dies dann doch noch aufs beste zu nutzen, als es unter einen großen Haufen zu vertheilen und diesen darben zu lassen. Möchten doch dergleichen befangene Landwirthe bedenken, daß z. B. zwei reichlich gefütterte Kühe mehr und bessern Dünger geben, wie vier halb verhungerte; möchten sie den Versuch machen, um sich zu überzeugen, daß dieselben zwei Stück mehr Milchnutzung gewähren, wie die vier, und daß die zwei auch bei ihrem Verkauf mehr gelten, wie jene vier. Aber bedenken müssen sie auch noch, daß in vier Stück ein größeres Anlagecapital steckt, dessen Zinsen sie sich berechnen müssen, und die vollends allen etwa noch übrig bleibenden Ertrag verzehren. — Aber zu untersuchen dürfte es dennoch wohl noch seyn, ob wirklich keine Möglichkeit vorhanden seyn sollte, dem Acker etwas Futter abzugewinnen. Der Landbau in Deutschland ist ja so weit vorgeschritten, daß wir nicht mehr, wie ehemals auf einige wenige Futterpflanzen beschränkt sind. Wo kein Klee wächst, da gedeihen Wicken; wo diese nicht fortgehen, da gewinnt man vom Spörgel einen guten Einschnitt; und wo auch selbst dieser nicht reichen Ertrag bringt, da wachsen doch noch Kartoffeln, die als Winterfutter aushelfen. Zu allen aber gehört ein gewisser Kraftzustand der Aecker, der freilich nur durch Dünger

erreicht wird. Wo man von Außen, d. i. durch Ankauf dess
ben, nachhelfen kann, da ist es freilich schneller gethan; a
auch wo dies nicht möglich ist, da erhöht sich jene Kraft d
ein sorgfältiges und aufmerksames Verfahren, nach welchem
Landwirth jede Hülfsquelle aufsucht und benutzt. — Daß di
nicht im Reiche der Unmöglichkeit liege, beweisen eine Me
von Beispielen, die den Contrast mitunter recht auffallend d
stellen, der zwischen einer sorgsamen und einer saumseligen Vi
haltung statt findet.

Aber mit dem Fleiß und der Sorgfalt in der Wart
und Pflege seines Rindviehes hat der Landwirth noch n
Alles gethan. Er muß auch darnach trachten, eine Viehart
seinem Stalle zu haben, die seine Mühe aufs reichlichste belo
d. h. er muß auf Verbesserung und Veredlung seines Vi
stammes denken. Dem erfahrnen Viehzüchter braucht es n
erst gesagt zu werden, daß z. B. von zwei Kühen, die in g
gleichem Futter und bei ganz gleicher Pflege stehen, die Nutz
sehr verschieden seyn kann. Und diese nicht allein in der Mi
sondern auch in der Körperform, die beim Verkaufe als Schla
stück so sehr in Betracht kommt. Darin nun, daß er
diejenigen Stücke wählt, welche das auf sie verwandte Ca
tal aufs höchste verzinsen, liegt ein Hauptpunkt von klu
Wirthschaft.

Ob man aber in Deutschland diesen Punkt allenthalben ri
tig ins Auge fasse, das haben wir jetzt zu untersuchen.

In den gebirgigen Gegenden dieses Landes ist von jeher
Rindviehzucht ein Hauptzweig der ganzen Landwirthschaft ge
sen, und man war daher auch vorzugsweise auf diese beda
Durch Sorgfalt in der Pflege und stets reichliche Ernährung v
Jugend auf bildete man sich auch einen Schlag, der sich stets
sich selbst verbesserte, und durch eine reichliche Nutzung die a
ihn gewandte Mühe belohnte. Wir finden in den sämmtlic
Gebirgszügen von Deutschland gut ausgebildete und kräftig
Stämme von Rindvieh. Da man neben der reichen Milch
nutzung und dem Zwecke für zu verkaufende Kühe auch einen gu
ten Preis zu bekommen, noch den hatte, gute Zugochsen zu er

ziehen, deren man sich, wie weiter oben bemerkt, hier sehr häufig zum Ackerbau bedient: so strebte man stets nach Vervollkommnung des Schlages. Und darin ist man, wie eben bemerkt, glücklich gewesen.

Rein zur Race ausgebildet hat sich ein solcher Schlag in Tyrol. Dort hielt man von jeher auf gleiche Farbe und gedrungene Gestalt. Dunkelbraun mit nettem Kopfe (hierin ähnlich dem Schweizerrindvieh), gradem Rücken und etwas hohem Kreuze, kurzen Beinen und besonders munterm Wesen sind dort sämmtliche Rinder. Man hat jedoch bemerkt, daß sie sich, wenn man sie in andere Gegenden verpflanzt und unvermischt fortzüchtet, zwar in ihrer Originalität erhalten; daß aber ihre Milchnutzung gegen andere Rinderschläge zurücksteht. Darum sind sie auch wenig mehr gesucht, und man ersetzt sie da, wo man sie auch früher eingeführt hatte, durch andere einträglichere Stämme, und das um so mehr, da sie auch zur Fleischerzeugung nicht sonderlich geeignet sind. Ihre kleine Gestalt gestattet keine große Fleischmasse; auch ist ihre Haut so dick, daß sie, selbst bei gutem Aussehen sich dennoch nicht sonderlich schlachten und somit auch von den Fleischern nicht gesucht sind.

Ein besserer Schlag hat sich in Steyermark gebildet. Ursprünglich als Mürzthaler bekannt, von röthlich weißer Farbe und stattlicher Gestalt, rühmt man diesen ganz besonders wegen seines Milchreichthums. Er hat sich durch ganz Vorderösterreich verbreitet und ist auch auf den Ebenen wenig oder gar nicht ausgeartet.

Dem Tyroler an Farbe sehr ähnlich ist der Rindviehschlag im Vogtlande, der sich nicht allein in ganz Thüringen, sondern auch durch den angränzenden Theil von Böhmen verbreitet hat. Man findet ihn besonders in der Gegend von Eger sehr rein ausgebildet. Seine Farbe ist rothbraun, wie die des Tyrolers, aber seine Gestalt schlanker und höher. Er theilt mit jenem nicht den Vorwurf der zu wenigen Mastfähigkeit, auch ist er ihm im Milchreichthume vorzuziehen.

Auffallend ist es, daß sich nicht, wie in den übrigen deutschen Gebirgszügen auch in dem von Schlesien ein eigenthüm-

licher Rindviehschlag gebildet hat. Trotz dem, daß hier di
Viehzucht so stark und vollkommen wie in irgend einem betrie
wird, findet man doch eine Mischung aller Racen und Stäm
Man hat Schweizer, Oldenburger, Tyroler u. a. zu Kreuzu
gen mit dem Landviehe verwandt, und daraus ein sehr bun
Gemisch bekommen. Durchzieht man auch die ganze Gebirgs
des Riesengebirges und der Sudeten bis an die Karpathen h
so findet man nicht eine einzige Heerde, in welcher sich eine
von Typus gebildet hätte. Von allen Farben, gefleckt und
mischt, gehen sie durch einander. Noch hat auch das schlesi
Gebirge das von allen andern Abweichende, daß man fast nie
aus demselben Rindvieh nach dem flachen Lande verpflanzt, so
dern von hier aus dessen alle Jahre eine Menge ins Gebirge tre
Hier wird es besser gefüttert und gepflegt und artet deßhalb s
gut. Auf diese Weise werden dann die kleinen Gebirgs=La
wirthschaften eine Art von Mastanstalt. Denn wenn man
aus dem flachen Lande geholte Rindvieh eine Zeit lang gehabt h
dann ist es fett und wird vom Fleischer zu hohem Preise gek
Der Landwirth ersetzt dann gewöhnlich den Abgang durch ande
aus dem flachen Lande. Die starke Bevölkerung im Gebir
durch welche die Fleischpreise hoch gehalten werden, macht d
Art des Verfahrens recht einträglich.

Eben so wie im schlesischen Gebirge ist es auch im Mähri
schen und Böhmischen. Auch hier sind alle Rindviehstäm
gemischt und bunt durch einander.

Auch im sächsischen Erzgebirge ist kein Haupt=Rin
viehschlag bemerkbar. Wie in Schlesien und Mähren versor
die hiesigen Landwirthe sich theils von fremden Orten her, th
ziehen sie sich selbst mehreres zu. Da die veredelte Schafzu
aber hier, wie in ganz Sachsen seit langer Zeit die Oberh
hat, so wandte man weniger Sorgfalt auf die Rindviehzu
wie in den übrigen deutschen Gebirgsgegenden.

In den Niederungen von Deutschland hat sich ein Haupt
rindviehstand ganz besonders günstig ausgebildet und sich du
seine vorzügliche Milchnutzung sowohl, als durch seine gro
Körperformen ausgezeichnet. Es ist dies die ostfriesische

ıd Oldenburger Race. Man kann ihr füglich den Na=
n einer Race beilegen, da in ihr ein vollendeter Typus vor=
ltet, der sich treu auf die Nachkommen überträgt, und auch
Kreuzungen mit andern Stämmen stark hervortritt. Ohne
eifel ist sie aus den holländischen Provinzen in früherer Zeit
her verpflanzt worden. Ihre Grundfarbe ist schwarz, jedoch
vielen weißen Flecken, die sich in den Individuen in größerer
r geringerer Menge zeigen. Die Gestalt ist groß und lang,
abfallendem Kreuz. Er ist unstreitig der größte unter den
schen einheimischen Rindviehstämmen. Man hat ihn schon
häufig in die benachbarten Provinzen, und von diesen aus
h fast ganz Deutschland verpflanzt. Diese Kühe haben die
ndere Tugend, daß sie, bei übrigens guter Wartung, fast überall
reichliche Nutzung gewähren, und um dies zu thun, nicht
einer besondern Acclimatisirung bedürfen. Was ihren Werth
öht, ist ihre große Mastfähigkeit. Ochsen von dieser Race
man schon bis zu der Schwere von 12—1500 Pfund ge=
ht. Wegen aller dieser Tugenden verdient auch diese Race
n übrigen vorgezogen zu werden. Man hat sie hie und da
der holsteinischen auch mit der Schweizer gekreuzt und auch
aus eine Nachkommenschaft bekommen, die allen an sie gemach=
Forderungen entsprach.

Außer den Deutschland eigenthümlichen als inländische
tämme angehörigen Rindvieharten werden deren aber noch
Menge gezüchtet, die man vom Auslande bezieht. Beson=
s zeigt sich seit etwa zwei Jahrzehenten eine Vorliebe für die
hweizer Race. Die große und schöne Gestalt dieses Viehes
ieht das Auge, und da es überdies auch zur Milchnutzung im
gemeinen gut ist, so kann es in jedem Falle sehr wohlthätig
den in so vielen Gegenden Deutschlands sehr verkümmerten
hschlag einwirken, wenn man sich dessen zur Veredlung bedient.
r theure Preis, den die Originalzuchtthiere haben, macht de=
n Anschaffung nur wohlhabenden Landwirthen möglich. Jeden=
ls war es ein Zeichen eines auf Verbesserung der ganzen Land=
rthschaft hinneigenden Geistes, der die Liebhaberei für edle
hgattungen aller Art ins Leben rief. Sind nun auch die Er=

folge nicht überall gleich und die günstigsten gewesen, so ist nicht
desto weniger dadurch doch viel Gutes bewirkt worden, und d
Rinderheerden mancher Gegenden geben, durch jene Veredlu
gen hervorgebracht, einen sehr erfreulichen Anblick. Ganz
der Natur der Sache liegt es übrigens, daß man sich der Schw
zer Race in den süd=, und der oldenburgischen in den norddeu
schen Provinzen zur Veredlung der Rindviehstämme bedien
Man hat aber auch außerdem Vermischungen beider Racen v
sucht und ein günstiges Resultat davon gehabt. Die tadelh
Gestalt der Oldenburger, die wegen ihres abfallenden Kreu
etwas Unangenehmes fürs Auge hat, ist durch die Schwe
verbessert, und diese wiederum in der Milchnutzung durch j
vollkommener geworden. — Ueberhaupt spricht es für den F
und die besondere Vorliebe des deutschen Landwirthes für
Vieharten, daß er so gern Versuche mit Kreuzungen macht. B
der Pferdezucht, so wie bei der Rinder= und Schafzucht, a
selbst bei der Schweinezucht, hat er dies gethan, und meistenth
recht befriedigende Resultate bekommen. Darin ahmt er d
englischen Landwirth nach, der durch ähnliche Kreuzungen
seine Viehstämme zu einer hohen Vollkommenheit, besonders a
zu einer großen Einträglichkeit gebracht hat. — Daß man
Deutschland noch nicht so weit gediehen ist, das kommt von
Kürze der Zeit, seitdem die Landwirthschaft von gebildeten La
wirthen auf eine verständige Art betrieben wird. In der Sch
zucht allein haben es diese dahin gebracht, daß ihnen vor a
übrigen Ländern die Palme gebührt. — Man könnte so
Kreuzungen der Racen tadeln, indem oftmals darin die Ori
nalität der Urstämme untergeht: sie sind aber eigentlich ein be
deres Vorrecht der rationell betriebenen Viehzucht. Denn er
dert es auch einige Aufmerksamkeit, um einen Urstamm in se
Originalität zu erhalten, so ist es doch mit dieser meist abgem
und es bedarf dabei keines besonderen Verstandes und Nach
kens. Dies aber ist bei Kreuzungen, wenn man nur eini
maßen auf das Gelingen des vorgenommenen Zweckes rech
will, durchaus nothwendig. Die Abweichungen, und ich mö
sagen, Launen, welche die Natur dabei entwickelt; die Vollk

men

enheiten und Mängel, die sie an den Individuen der ersten Generation zeigt, muß der Viehzüchter genau ins Auge fassen, um ine fernern Wahlen der Zuchtthiere darnach zu bestimmen. Das ftmals wiederkehrende Mißlingen muß seinen Fleiß und seine usdauer steigern, und erst nach vielen Jahren findet er seine olle Belohnung in dem Gelingen seines Vorhabens. — In etracht der Rindviehzucht in Deutschland haben diese Kreuzunn noch deßhalb keine großen und in jeder Art günstigen Resultate eben können, weil bei der Kürze der Zeit und der geringen Einräglichkeit der Sache die Versuche noch nicht allgemein genug nd, um aus der Menge derselben glänzende Erfolge darzulegen. geht man jedoch auf dem betretenen Wege fort, so wird diese üitzliche Thierart zur Erhöhung der Vollkommenheit der ganzen andwirthschaft gewiß immer mehr verbessert und veredelt werden, nd dann nicht allein den innern Bedürfnissen des Landes vollkomnen genügen, sondern auch dem Auslande noch abgeben und danit zum Flor des Landbaues nicht allein, sondern des ganzen Landes beitragen.

Wenn ich von Veredlung des Rindviehes durch ausländische gute Racen spreche, so muß ich dies aber nur mit Einschränkung thun. Noch giebt es sehr viele Gegenden von Deutschland, wohin dies Licht nicht gedrungen ist, und wo noch eine elende verkrüppelte Race sich dürftig nährt, und ihr kümmerliches Daseyn jammervoll fristet. Traurig ist der Anblick, wenn man solche Gegenden im zeitigen Frühjahr durchreist. Den Winter hindurch haben nämlich diese beklagenswerthen Thiere aufs äußerste darben müssen, und sie erhielten sich nur mit Mühe das Leben. Nun kommen sie auf wüste uncultivirte Gemeindewaiden, auf denen sie sich ernähren sollen. Und doch finden sie so wenig und noch dazu meist schlechtes Gras darauf. Wenn sie dies nun mühsam zusammen suchen, so ermüden sie dabei, daß sie zuletzt zusammensinken. Das Aufstehen ist dann für sie eine höchst beschwerliche Arbeit, die sie oftmals gar nicht allein vollenden können. Denn häufig erheben sie sich nur mit menschlicher Hülfe wieder. — Dies Bild findet man in vielen Gegenden Deutschlands alle Frühjahre. Und doch klagt man über Unwerth der Cerealien; und gegentheils

beschweren sich die Consumenten wieder über zu hohe Fleisch-
preise; und Deutschland muß alljährlich große Heerden
Schlachtvieh aus dem Auslande holen. — Wo liegt denn
hier die Schuld, und in was haben diese Widersprüche ih-
Grund? — In der Indolenz allein muß man sie suchen.
hat den Landwirth verarmen lassen, und ihm die eherne N
wendigkeit ins Haus gebracht, daß er Alles, was ihm sein
trägt, verkaufen, und darüber mit seiner Familie und sei
Viehe darben muß. — Weil er in Zeiten seinen Vortheil
verstand und nicht ergriff, da muß er jetzt die Strafe leiden.
er noch hohe Getreidepreise hatte, da sog er seinen Boden d
die Erndten, die er ihm abzwang, aus, und setzte sein Vieh
eine unkluge und unbarmherzige Art zurück. Nun gab es
keinen guten und hinlänglichen Dünger mehr. Die eingetret
schlechten Getreidepreise hätten ihn aufmerksam machen sol
wenn es noch Zeit gewesen wäre und er Empfänglichkeit ge
hätte, daß er seine Viehbestände vor allen Dingen in guten
stand bringen müsse, wenn er selbst darein kommen, oder d
bleiben wolle. Statt dessen aber ergriff er das Mittel, was
Verderben nur vermehren konnte. Er wollte durch verstärkte
strengung der Bodenkraft, d. h. durch vermehrte Getreide-Er
gung in der Menge herausbringen, was es im Preise zu
stand. War bei einem solchen Gebaren da wohl die Erschein
die wir erlebt haben, eine sonderbare? — Nun ist der Bo
erschöpft, und das Vieh liegt so zu sagen auf dem Tode.
Man beschuldige mich der Uebertreibung erst dann, wenn m
vorzüglich die Gegenden wird durchreist und geprüft haben,
das Elend des Landwirthes groß ist, und sich besonders dad
kund thut, daß seit ungefähr zehn Jahren alle Grundstücke
höchste verschuldet und nun fast zur Hälfte unter der Gant (
gerichtlichen Concurse) stehen; wo ländliche Besitzungen für
Hälfte ihres frühern Preises kaum einen Käufer finden, un
dadurch der Flor des ganzen Landes, wie von einem tödtlic
Hauche berührt erscheint.

In den meisten Gegenden gilt aber diese Schilderung
von den kleinen Landbesitzungen, ob sie gleich in andern auch



[...]ßen angeht. In vielen von diesen hatte man jedoch glückli[...]
[...]weise in der Schafzucht, von der ich bald handeln werde, das
[...]ittel zur Rettung gefunden, und verständig zu benutzen ver[...]
[...]den.

[...] Für die bessere Fütterung des Rindviehes ist aber im Allge[...]
[...]inen seit der Vermehrung des Futteranbaues sehr viel geschehen.
[...]auch damit die sogenannte Brachwaide sehr beschränkt und hie
[...] da ganz aufgehoben worden, so ist an deren Stelle eine reich[...]
[...] und gute Stallfütterung getreten. — Hinsichtlich der Waide
[...] ich aber noch zu bemerken, daß in den südlichen deut[...]
[...] Provinzen in den Hochgebirgen dieselbe auf den Alpen (Al[...]
[...]) von vorzüglicher Qualität ist. Auf dieselben wandert ge[...]
[...]nlich das Rindvieh im Mai, und kehrt gegen das Ende des
[...]obers zurück.

[...] Ich muß nun um den Abschnitt von der Rindviehzucht voll[...]
[...]dig zu machen, noch von der verschiedenen Art der Benutzung
[...]selben in Deutschland sprechen.

[...] In den meisten Gegenden ist die Milch die Hauptnutzung.
[...] wird theils roh, theils in Butter und Käse verwandelt, zum
[...]kaufe geliefert. Die Gebirgsgegenden zeichnen sich, wie schon
[...]merkt, in dieser Viehzucht aus. Aber nicht bloß in der Menge
[...] Producte haben sie den Vorzug, sondern auch in der Güte.
[...] Vorzüglichkeit des Grases in diesen Gegenden, trägt hierzu
[...] bei. Zur Empfehlung dieser Producte gereicht aber auch noch
[...] fast überall im Gebirge vorzugsweise herrschende Reinlichkeit,
[...]d die Bequemlichkeit schöner und kühler Keller. Alles Dies
[...]t dem Käse und der Butter einen sehr angenehmen Geschmack,
[...] man, wenn man sie mit gleichen Producten aus dem flachen
[...]nde vergleicht, sogleich herausfindet. Beides, sowohl Butter
[...] Käse wird meistentheils im Lande verbraucht, und nur von
[...]terer gehen alljährlich aus den Elbe- und Weser-Niederungen
[...]deutende Partieen nach England.

[...] Daß man aber auch Rindvieh zur Zucht aufzieht, und dies
[...]sonders in den Gegenden, wo ein guter und empfehlungswer[...]
[...]her Schlag ist, habe ich schon angedeutet. Aus Tyrol, Thü[...]
[...]ingen und Oldenburg wird dessen viel nach den übrigen Provin[...]

zen zur Veredlung geholt, und auch nach dem Auslande geht d[...]
alljährlich. Wo man aber auch grade nicht einen so einträgl[...]
Handelszweig darin hat, da setzt man dessen doch noch ab. [...]
ist z. B. in allen Gebirgsgegenden eine Menge von Ochsen [...]
Ackerbaue nöthig, der im Lande selbst gezogen und zu jenem Z[...]
verkauft und verwandt wird.

Was das Schlachtvieh anbelangt, so lieferte die de[...]
Rindviehzucht dessen bis jetzt noch nicht so viel, daß man [...]
Hülfe vom Auslande hätte entübrigt seyn können. Die Urs[...]
hiervon lagen, wie ich schon bemerkt habe, in der engher[...]
und unrichtigen Ansicht der deutschen Landwirthe. Hierin i[...]
sie ein Ausweg eröffnet, auf welchem sie dem Nachtheile, [...]
ihnen aus einer allzugroßen Entwerthung des Getreides en[...]
am besten entgehen können. Da diese immer wiederzuk[...]
droht, so werden sie sich es selbst zuzuschreiben haben, wen[...]
deren Folgen immer schmerzhafter fühlen.

Mit den edlen Rindviehstämmen, die man bereits hie u[...]
in den deutschen Landwirthschaften antrifft, geht es mir, wie [...]
den Pferden. Sie sind noch nicht bedeutend genug, um als le[...]
tende Sterne zu glänzen, und darum würde es auch sehr sch[...]
seyn, einzelne derselben hervorzuheben und zu nennen. Bloß [...]
ist zu bemerken, daß sie fast überall, wenn ich Oldenburg [...]
die mit ausgezeichneten Rindviehstämmen versehenen Gebirg[...]
genden ausnehme, gleichmäßig vertheilt sind, und in man[...]
Provinzen, wie Oasen in der Wüste, sich unter dem geme[...]
Landviehe auszeichnen.

Es ist mir nun noch übrig zu untersuchen, ob die R[...]
viehzucht überhaupt in Deutschland für die Dauer lohnend [...]
also deren rationeller Betrieb dem Landwirthe anzurathen [...]
auch ersprießlich seyn könne? Um diese Aufgabe genügend [...]
lösen, müssen wir Kosten und Ertrag derselben gegen eina[...]
stellen. Erstere sind wie bei allen Vieharten relativ. Der [...]
giebt große Summen aus, um einen Viehbestand empor[...]
bringen, der Andere setzt dies mit geringen Mitteln durch. [...]
hat nicht jeder grade den absolut richtigen Preis für die Länder[...]
gezahlt, auf denen er denselben erhält. Alles Dies hat auf [...]

Ställen gehalten. Wenn man in einen derselben tritt, so fesselt darin sogleich das erste Stück, was man sieht, die Aufmerksamkeit in dem Grade, daß man glaubt, es sey das vollkommenste des ganzen Stammes. Geht man aber weiter, so ist man in Verlegenheit, welchem man den Vorzug geben soll, weil jedes in seiner Art vollkommen ist. Es sind drei Hauptstämme, die hier gezüchtet werden, die aus Ostfriesland und Oldenburg, die Schweizer und die englischen. Da der König nur das Edelste jeder Art hier aufstellen wollte, so konnte man auch nur allmählich zu dieser hohen Vollkommenheit gelangen. Und so weit ist man bereits gediehen, daß es eine große Seltenheit ist, wenn man in irgend einer fremden Heerde noch ein Stück findet, was hier aufgenommen werden kann.

Von diesen hochedlen Stämmen werden Stiere im Lande unentgeltlich an die Gemeinden vertheilt. Diese werden aber nicht unter vier Jahren abgegeben. Zuvor befinden sie sich einige Jahre im Thiergarten zu Ludwigsburg fast wie im freien Naturzustande, damit sich hier alle ihre Kräfte vollkommen entwickeln können. Der Erfolg dieser so höchst wohlthätigen Veranstaltung ist auch bereits so sichtbar, daß sich Würtemberg mit seinem jetzigen Rindviehschlage vor den benachbarten, und ich kann mit voller Ueberzeugung sagen, vor den meisten deutschen Provinzen auszeichnet. Diese Ueberzeugung gewann ich vorzüglich vor zwei Jahren, als ich grade durch Waiblingen am Tage eines Viehmarktes reiste. Anfangs hielt ich alles Rindvieh, was mir auf der Straße begegnete, für hochveredeltes, was irgend ein großer Gutsbesitzer zur Verbesserung seiner Viehstämme aus edlen Heerden gekauft habe, bis ich beim Weiterreisen meinen Irrthum inne ward. Hier ist das Urbild gegeben, dem alle deutschen Landwirthe nachzuahmen haben. Würtemberg hat durch diese so höchst wohlthätige Maßregel an Nationalreichthum unendlich gewonnen, und es ist seiner Landwirthschaft durch dieselbe eine Basis gegeben, die sie aufs mächtigste stützt, und dem Landwirthe die Mittel zu dauerndem Wohlstande gewährt. — Dergleichen Veranstaltungen sind der Regenten würdig, die für ihr Volk, wie Väter für ihre Kinder sorgen

beide Vieharten zum Gewinn des ganzen Wirthschaftsbetr
bestehen können. Nachtragen muß ich aber, daß die beide
tigen Viehhaltungen untadelig, und zwar so seyn müssen,
man sie von einer verständigen und zweckmäßigen Wirthsch
führung fordern kann.

Auf den Grund dieser Aufstellung kann ich dreist j
deutschen Landwirth, der die Rindviehzucht mit Liebe und
stand betreibt, auffordern zu erklären: ob er dabei Sc
oder Vortheil habe. Gewiß wird er letzteren nennen. D
geht denn hervor, daß man sie in Deutschland nur zu verb
und mit mehr Vorliebe zu betreiben braucht, um sie als
träglichen Zweig der Landwirthschaft zu benutzen. Und
einen Hauptbeweis dafür gebe ich in der Hinweisung auf
kleinern ländlichen Besitzungen, wo oftmals eine ga
Familie von der Benutzung einiger Kühe fast
zig und allein lebt.

Wendet man daher in der deutschen Landwirthschaft
im Allgemeinen mehr Anlagecapital, und auch mehr Ver
Sorgfalt und Mühe auf die Rindviehzucht, dann wird sie
bald so weit empor kommen, daß sie den Bedarf an Sch
vieh für das ganze Land nicht allein decken, sondern dessen
noch für das Ausland liefern wird. Baden und ein Thei
Würtemberg liefern hiervon schon alljährlich die überzeuge
Beweise, und ziehen große Summen vom Auslande. Die
sehr weit gediehene Veredlung ihrer Rindviehstämme verd
sie der Veranstaltung ihrer Landesfürsten. Was der für
Landwirthschaft im Allgemeinen so günstig gesinnte K
von Würtemberg hierin gethan hat und fortwährend
das kann ich hier nicht unberührt lassen.

Auf dem Gute Weil, ungefähr zwei Stunden von S
gart, an der Straße nach Eßlingen, sind Rinder aufge
wie ich nirgends in Deutschland ihres Gleichen fand. Di
einzelnen Heften heraus gekommenen Abbildungen dieser Th
geben, so schön auch im Ganzen deren Zeichnung ist,
nur einen sehr schwachen Begriff von ihrer Vollkommen
Die verschiedenen Stämme werden abgesondert in einze

nicht unbedeutende Partien nach Frankreich gewandert. Dies ließ sich freilich, als die ersten Schafe aus Spanien nach Deutschland kamen, nicht voraus sehen. Wünschen wollen wir deutschen Landwirthe aber, daß nicht etwa einst auch Zuchtthiere aus Rußland, America und Australien zurückkommen müssen, um unsre ausgearteten Merinos zu ihrem alten Adel zurückzuführen. Aber nicht bloß in der Landwirthschaft, sondern auch im Activhandel Deutschlands haben die Merinos einen sehr wohlthätigen Einfluß gezeigt. Große Summen bringt ihre Wolle jährlich zu uns und hemmt das der Lebhaftigkeit des Verkehrs so verderbliche Abströmen des Geldes. Darum ist die deutsche Schafzucht ein hochwichtiger Gegenstand nicht allein für den Landwirth, sondern auch für den Cameralisten geworden. Es muß daher eine lohnende Arbeit seyn, sie in ihrem Stande nicht allein, sondern auch in ihrer Entstehung und ihrem Fortgange, so wie in ihrer muthmaßlichen Zukunft, zu betrachten. Die Wichtigkeit des Gegenstandes und meine bekannte Vorliebe für denselben werden mich entschuldigen, wenn ich darüber vielleicht etwas ausführlicher spreche, als ich dies bei den andern Capiteln gethan habe. Bei der Ausführlichkeit werde ich aber jede unnütze Weitläufigkeit sorgfältig zu vermeiden suchen.

Die deutsche Agrarverfassung war von jeher der Schafzucht günstig. Nicht allein die Größe der Rittergüter, sondern auch deren Bevorrechtungen, vermöge welcher sie ausgedehnte Waidetriften zu benutzen haben, gestatteten ohne Unbequemlichkeit eine ansehnliche Schafhaltung. Diese mußte unter den erwähnten Umständen selbst damals schon lohnend werden, als auch die Schafe noch nicht die Hälfte von der Rente brachten, die sie in späterer Zeit trugen. In diesen Bevorrechtungen standen auch die sächsischen Rittergüter. Nun hatte dieses Land durch den siebenjährigen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen sehr gelitten, und besonders war seine Landwirthschaft herab gekommen. Da ward ihm im Jahre 1765 vom spanischen Hofe gestattet, trotz der bestehenden Ausfuhrverbote, eine Heerde Merinos aus Spanien zu holen und nach Sachsen zu verpflanzen. Zwölf Jahre später, d. i. 1777 ward dies wiederholt; jedoch

wollen. Ihnen wird aber auch in dem Wohle des Land das sie so weise befördern, der reichste Lohn zu Theil.

3) Die Schafzucht.

Hier komme ich zu der Viehhaltung, welcher die deut Landwirthschaft in neuerer Zeit einen großen Theil ihrer E künfte und viele Landwirthe ihre Rettung, eine Menge a Wohlstand verdanken. Sie hat einen Aufschwung genomm der sie an die Spitze der Schafzucht des ganzen Erdballs st und darum verdient sie auch ganz besonders Beachtung. Es aber nicht sowohl der Umfang derselben, der sie so hoch st sondern der innre Kern und zwar das edle und werthvolle P duct, was sie in ihrer Wolle bringt. Wollten wir nur die Menge der Schafe sehen, so würde Deutschland im V hältniß zu seiner Größe von mehreren andern Ländern, und mentlich von England und Frankreich überboten; aber in Güte und Vollendung seines Wollproducts steht es über erhaben. Die Merinos sind es, welche hier so gediehen die den Fleiß und die Intelligenz der Landwirthe so reich lohnten. Von Spanien zuerst nach Sachsen und Oesterr herüber gebracht, verbreiteten sie sich von hier aus bald über g Deutschland. Die gesuchte Waare, welche deren Wolle w und der hohe Preis, den man dafür bezahlte, erregten Aufm samkeit und munterten zur Anschaffung von Merinos auf. N ist es nicht viel über ein halbes Jahrhundert, daß man sie n Deutschland brachte, und schon sind wieder Millionen dersel von hier nach andern Ländern gewandert. Ja bis über große Weltmeer, nach America und nach Australien finden ihren Weg. Deutschland hat seine Lehrer in diesem wicht landwirthschaftlichen Zweige, die Spanier, überboten, und weit geht dies, daß Widder und Schafe von deutschen Me nos nach Spanien gehen, um die dort eingerissene Degene tion zu hemmen. Eben so haben sich auch die französischen Sch züchter überzeugt, daß sie, um ihre Merinos zu größerer V edlung der Wolle zu führen, dieselben mit deutschen kreu müssen. Zu dem Ende sind von letztern seit einigen Jahr

irre machen lassen, reichlichen Gewinn. — In England hatte man gegen die im Lande erzeugte Merinowolle ein solches Vorurtheil, daß die Regierung dieselbe ganz unter ihrem Werthe hingab, bloß um die Manufacturisten zu deren Ankauf und Verarbeitung aufzumuntern. Diese überzeugten sich bald, daß sie mit der vom Auslande (aus Spanien und Deutschland) bezogenen gleiche Güte habe, und so würde deren Erzeugung ferner nichts im Wege gestanden haben, wenn nicht die übrigen dasigen landwirthschaftlichen Verhältnisse dagegen gewesen wären. Diese aber waren von der Art, daß andre Producte, und namentlich die im Lande erzeugte lange Kämmwolle, und das Fleisch von den großen Schafen, die diese brachten, mehr eintrugen, als die Vließe der Merinos. Darum gab man diese größtentheils wieder auf. Dadurch erhielt Deutschland seinen, bereits im gutem Stande befindlichen Wollhandel, und er ist bis auf unsere Zeiten immer blühender geworden, und dies war es fast einzig und allein, was die Merinozucht zur Allgemeinheit in unserm Vaterlande erhob.

Es ist ohne Zweifel für den Landwirth, welcher sich mit derselben beschäftigt, von nicht geringem Interesse, ihren Gang, den sie nahm, ehe sie sich bis zu dem gegenwärtigen Standpunkte erhob, ein wenig zu verfolgen.

In Sachsen gab die Landesregierung die von dem aus Spanien erhaltenen Merinostamme erzeugten Widder, welche sie nicht zur Veredlung ihrer eigenen Schäfereien bedurfte, auf mehrere Privatgüter. Da ich sie in der oben angeführten Uebersicht der europäischen Schafzucht genannt habe, so darf ich hier nur darauf verweisen. Nicht überall war der Erfolg in der Veredlung gleich, und nur einzelne davon haben sich einen hohen Ruf erworben und erhalten, wie z. B. Klipphausen und Dahlen. Dagegen haben viele andere, welche die Merinozucht später ergriffen, die meisten der erwähnten überboten.

Ich will nun, um einen geregelten Gang in der Darstellung zu nehmen, von der Art und Weise in der Behandlung und Züchtung, die man von der Einführung der Merinos in Deutschland bis jetzt beobachtet hat, sprechen.

Im Anfange war man überall besorgt, ob dieselben an gedeihen könnten: indem sie in Deutschland nicht allein e von dem spanischen sehr verschiedenes Klima, sondern auch ni die vielen gesunden und trockenen Waiden wie dort fand Die Erfahrung bewies aber sehr bald, daß die Merinos f fast eben so gut, wie die gemeinen Landschafe hielten, und Allgemeinen auch nicht mehrern Krankheiten, wie diese, un worfen wären. Freilich pflegte man jene besser, indem der ihnen befindliche viel höhere Werth jeden schon von selbst d veranlaßte. In der Fütterung that man auch eher zu viel als wenig, und das in späteren Zeiten bei den Merinos so häu angewandte Körnerfütter wandte man schon bald nach ihrer E führung in Deutschland an. Man verdarb jedoch damit me als man gut machte, und nicht allein, daß man diese Sch verwöhnte, so daß sie geringe Kost nicht gern mehr annahme so legte man damit auch den Gruud zu vielen Krankheiten, die in der neuesten Zeit mehr rationell geführte Schafzucht wohl hinlänglich überzeugt hat.

Den Sommer hindurch konnte man ihnen die reichlich Waidetriften überlassen, da man einmal diese Thiere vorzu weise im Auge behielt, und zweitens auch zur damaligen Z den ganzen Viehbestand in den Landwirthschaften noch nicht stark hatte, wie dies späterhin der Fall war. Mit dieser fo währenden kräftigen und mastigen Ernährung bildete sich be der Körper stark aus, sie hatte aber nicht den günstigsten E fluß auf die Wolle. — Glücklicherweise war es in Spanien ni anders, und da man dort vorzugsweise auf eine reiche Fülle u auf Kraft derselben sah, so konnte die deutsche Merinow schon damals mit ihr rivalisiren, und es war natürlich, daß di in der Folge, als man mehr unterrichtet war, und beobachtete, w auf ihre vorzügliche Qualität wirkte, jener den Vorrang ab winnen würde.

Neben der Fütterung war man wegen ihrer Aufstellung den Stallungen auch mitunter zweifelhaft. In Spanien, wußte man, waren sie den Sommer hindurch meist unter freiem Himmel. Gestattete nun gleich das rauhere deutsche Klima dies

nicht so lange, wie dort, so konnte man dasselbe Verfahren doch in den Sommermonaten beobachten. Hierin aber brauchte man nichts Neues einzuführen, da das Nachtlagern der Schafe im Pferch bereits auch bei der Landesrace im Brauche war. Als man jedoch in der Veredlung der Wolle immer weiter kam, und man besonders bei Zuchtthieren das Vließ während seines Wachsthums so vortheilhaft als möglich für den Anblick darzustellen sich bemühte: so fand man hiergegen in dem Pferche ein Hinderniß. Ohnedies hatte man denselben, besonders in den nordöstlichen deutschen Provinzen nie geliebt, und wandte ihn z. B. in Mähren und Schlesien bei den Merinos nicht an.

Hinsichtlich der Züchtung beobachtete man im Anfange bei diesen ganz dasselbe Verfahren, wie bei den Landschafen, d. h. man rechnete zur Belegung von 100 Mutterschafen vier bis fünf Widder, ließ diese gewöhnlich erst im October und November zusammen, und bekam sonach die Lämmer im Februar und März. Bei der Auswahl der Widder sah man fast einzig und allein auf körperliche Größe und Stärke, und dachte nicht daran, daß die Wollqualität derselben bei der fernern Veredlung hauptsächlich zu berücksichtigen sey. Diese Verfahrungsart dauerte aber nur ungefähr drei Jahrzehente von der Einführung der Merinos in Deutschland an gerechnet. Mehrere Wollmanufacturen, besonders auch in Sachsen, namentlich aber die Wollhändler mußten sehr bald inne werden, daß nicht in allen den Schäfereien, die mit Merinowiddern betheilt worden waren, eine gleich gute Qualität an Wolle gewonnen werde. Sie schrieben dies anfangs den verschiedenen Triften zu, mußten sich aber endlich doch überzeugen, daß andere Ursachen dabei im Spiele wären. Im Allgemeinen hatte aber Sachsen zweierlei sehr günstige Verhältnisse voraus. Erstens hatte es in seiner Landes-Schaf-Race schon eine natürliche Veredlung, und es gab dort schon vor der Einführung der Merinos viele Schäfereien, deren Wolle sich durch örtliche Einwirkungen, als Trift und zufällige glückliche Auswahl der Zuchtthiere schon so vervollkommnet hatte, daß sie sich vor den übrigen entschieden auszeichnete und zu Fabricaten eignete, die man damals feine nannte. Auf einem solchen vorgefundenen

Grunde ließ sich denn leicht eine solide Veredlung durch Meri[nos] gründen. Zu jenen günstig gestellten Schäfereien gehörte au[ch] namentlich Lohmen, und es leuchtete also über demselben sch[on] damals ein Stern, der in der Folge so hell strahlte. Auch i[n] Schlesien waren einige Gegenden auf gleiche Art begünstig[t]. Mehrere Kreise dieser Provinz genossen schon vor der Einführu[ng] der Merinos eines besonders guten Rufes ihrer erzeugten Wol[le]. Der zweite Vortheil, den Sachsen bei seiner Einführung [der] Merinos und der darauf gegründeten Veredlung der Landschä[fe]reien voraus hatte, lag in dem vorzüglichen Stamme, den [es] gleich anfangs (1765) aus Spanien bekam. Denn er vereini[gte] in sich das Edelste, was die spanische Merinozucht damals herv[or]gebracht hatte.

In den österreichischen Provinzen wurden die Merinos [un]gefähr 10 Jahre später, wie in Sachsen, eingeführt. Wie hi[er] geschah dies zuerst auf den Staatsgütern. Vergleichen wir a[ber] beide mit einander, wie sie in unsern Tagen stehen, so hat Sa[ch]sen einen sehr großen Vorsprung gewonnen. Man darf nur Lo[h]men, Stolpen, Schönfeld und die andern Staatsschä[fe]reien neben Holitsch und Mannersdorf stellen. Und [son]derbar genug hatte man es sich in Oesterreich fast mehr angele[gen] seyn lassen, wie in Sachsen. Die ungeheuren Preise, welche m[an] dort für Zuchtschafe zahlte, sind hier nie erhört worden. Bew[eis] genug, daß man in der damaligen Zeit noch nicht recht wuß[te], worauf man zu sehen hatte.

Erst seit etwa zwanzig Jahren hat sich ein systematisches Ve[r]fahren ausgebildet, und selbst da noch nicht allgemein. Nur ein[]zelne deutsche Schafzüchter fingen an aufmerksam auf die Ausbil[]dung der Wolle bei den Merinos zu werden, und darnach ih[re] Zuchtthiere auszuwählen. Seit zehn Jahren aber ist das St[re]ben allgemeiner und hat die Merinos in diesem kurzen Zeitrau[m] in der Wollproduction auf eine hohe Stufe der Vollkommenh[eit] gehoben. Und dieses ist ganz besonders durch die vermehrt[en] Kenntnisse, welche die Schafzüchter sich von deren Wolle erwar[]ben, bewirkt worden. Dazu aber gab es mehrere Veranlassungen. In früheren Zeiten glaubten die Wollkäufer Vortheile für sich zu

...hen, wenn sie die Producenten in Unwissenheit ließen, und ... tadelten oft, um dieselben stets in Ungewißheit zu versetzen, ...e Qualität, die sie eher hätten loben sollen. Ein so engherzi... Verfahren, welches sie bloß darum beobachteten, um den ...rth der zu erkaufenden Waare herabzudrücken, mußte ihnen ...st schaden. Davon überzeugten sich am ersten die größern ...llhändler. Diese gingen daher zum Entgegengesetzten über, ... belehrten die Schafzüchter über die guten und schlechten Ei...schaften der Merinowolle, insofern diese durch den Handel ... die Manufacturen bestimmt worden waren. Aber mehr noch ... diese trugen zur Erweiterung der Kenntnisse mehrere ra...nelle Schafzüchter bei, und unserm verewigten hochverdienten ...aer gebührt dabei ohne Widerrede das größte Verdienst. Die ...reine, welche vorzugsweise für die Vervollkommnung der Me...nozucht gegründet wurden, und unter denen dem Brünner ohne ... Frage der Vorzug gebührt, wurden das Mittel, durch die ...schauung die bereits in der Theorie gesammelten Kenntnisse ins ...ben überzutragen. — Dadurch sind nun die Schafzüchter, ...che Liebe und Eifer für die Sache haben, in Stand gesetzt, ei... richtigen Weg bei der Züchtung ihrer Heerden einzuschlagen ... vorzüglich die Paarung, von welcher Alles abhängt, nach ...rundsätzen zu leiten, nach welchen ein guter Erfolg gewiß ist. ...eitdem dies geschieht, ist der relative Werth der Zuchtthiere auch ...fer gestellt, und giebt es auch noch einzelne Schäfereien, de...en ausgebreiteter Ruf ein besonderes Zuströmen von Zuchtvieh...äufern veranlaßt, und welche dies zu ihren Gunsten benutzend, ... Preise noch etwas höher erhalten, als die allgemeinen Ver...ltnisse in Deutschland es mit sich bringen: so haben dieselben ... das für sich, daß sie, vermöge ihrer sorgfältigen Züchtung ... Thiere von entschieden hohem Werthe anzubieten haben, und ... sonach die Käufer meistentheils sicher sind, durch das edle ...ut, was sie in diesen Thieren überkommen, in der Veredlung ...rer Schäfereien erfreuliche Fortschritte zu machen.

Da durch den Ein- und Verkauf von edlen Zuchtthieren sich ...ch ein ziemlich ausgebreiteter Verkehr mit denselben bildete, und ... viele Schäfereien daraus eine höhere Rente zogen, als aus

der Wolle: so konnte es nicht fehlen, daß der mercantilische G
erwachte, der sich im Haschen nach Gewinn sowohl als auch
Anfeindungen der Schafviehverkäufer unter einander aussprach
Arteten nun auch letztere zuweilen ins Kleinliche, ja fast ins
meine aus, so hatten sie doch einen dreifachen Nutzen für den
trieb der veredelten Schafzucht. Sie deckten erstens hie und
Blößen von Schäfereien auf, die man sonst unbedingt für
edelsten und tadellosesten gehalten hatte; sie gaben zweitens V
anlassung zu Debatten, die, wenn auch mitunter mit Leidensch
lichkeit geführt, dennoch zuletzt die herrlichsten Früchte für
Wissenschaft trugen, und sie hatten drittens auch für alle d
nigen, welche edle Zuchtschafe kauften, den großen Vortheil,
sie aufmerksam wurden, und daß, durch jene Debatten veranl
die Zuchtthierverkäufer selbst vorsichtiger in der Auswahl de
waren, was sie zum Verkaufe ausstellten, und daß manche,
ihre Waare marktschreierisch anpriesen, sich damit verdächtig m
ten, und für die Käufer, ohne daß sie es wußten und woll
Warnungstafeln vor sich selbst aufstellten.

Wie schon in den beiden Abschnitten von der Pferde-
Rindviehzucht bemerkt wurde, muß zur Fortpflanzung ei
edlen Stammes auch allemal Race in ihm seyn. Race
besteht, wie dies bekannt genug ist, in der Uebereinstimm
gewisser vorausgesetzter guter Eigenschaften und Vollkomm
heiten einer Thierart, die in allen Individuen derselben
treffen seyn müssen, und welche diese dann auch jederzeit auf i
Nachkommen übertragen, was man Constanz nennt. U
beides Race und Constanz erhob sich in der vered
Schafzucht eine heftiger Streit. Auf Beides muß der ratio
Schafzüchter unverbrüchlich halten, wenn er diesen Namen
dienen, und in seinem Streben eines günstigen Erfolges ge
seyn will. Darum verdienten diejenigen, welche öffentlich
traten, und Beides vertheidigten, den Dank des Vaterlan
mochten auch ihre anfänglichen Beweggründe gewesen seyn, we
sie wollten. — Aber niemals ist es genug, eine Sache bloß
verfechten. Der dies thut, muß auch das Vertrauen des P
blicums, Unbefangenheit der Ansicht, guten Willen und die G

der

der Ueberzeugung haben. Nun wird man diese vier Stücke aber nur bei dem vollkommen vereinigt antreffen, welcher Scharfsinn und Ruhe des Geistes mit Uneigennützigkeit verbindet. — Wenn dies jedoch auch nicht allemal der Fall ist, so werden durch die entstandenen Reibungen bei Andern Funken hervorgerufen, die zuletzt zur leuchtenden Flamme werden. Man darf also nicht richten wollen, wenn auch nicht allemal die edelsten Motive die Menschen zum Kampf treiben. In der Weltordnung sind sie als Werkzeuge nöthig, und der große Zweck, der in ihr jederzeit durch sie befördert werden muß, bleibt nie unerreicht.

Fragen wir aber, wie es um Race und Constanz in der veredelten deutschen Schafzucht stehe, und benutzen wir dabei, was die beregten Debatten darüber ungefähr festgestellt haben: so ist die Antwort schwer und leicht. Sie ist schwer, wenn wir es mit Befangenen, und leicht, wenn wir es mit Unparteiischen und der Wahrheit überall Huldigenden zu thun haben.

So wie bei allen Thierzuchten wünschen wir doch insbesondere bei der Schafzucht vorzüglich deßhalb Race und Constanz der Thiere, um bei deren Fortpflanzung versichert zu seyn, alle ihre guten Eigenschaften auf ihre Nachkommen übergetragen zu sehen. Um diese bei den spanischen Merinos, die nach Deutschland kamen, zu erhalten, mußten die Schafzüchter erst die Ueberzeugung haben, daß sie auch in dem Originalstamme wirklich vorhanden waren. Wenn nun aber mehrere jener Stämme sich in kurzer Zeit verschieden ausbildeten, und in allen derselben sich Abweichungen vorfanden, so war die Constanz schon widerlegt. Die Art und Weise der Züchtung in Spanien kann diese auch gar nicht aufkommen lassen; so wie sie überhaupt, wollen wir sie im strengsten Sinne des Wortes nehmen, wohl nie völlig, sondern nur annähernd erreicht werden kann. Um dahin zu gelangen, giebt es zwei Wege. Der eine ist die gewissenhafte Vermeidung der Einmischung fremden Blutes, der zweite die strenge und fortgesetzte Auswahl edler und gleichartiger Zuchtthiere. Gäbe es bereits in irgend einer Schafheerde wirkliche Constanz, so wäre es mit dem ersten Verfahren genug,

weil sich in derselben das zweite von selbst fände, indem
Thiere der Nachzucht stets vollkommner und gleichartig
müßten. Man stellt für das erste Verfahren die Erfolge
welche die Natur in den Thierracen, die ohne Dazwischen
des Menschen sich fortpflanzen, erreicht, und die von der
sind, daß ein Thier stets dem andern ähnlich und in allen in
und äußern körperlichen Eigenschaften gleich ist. Das gilt z.
von allen Arten von Thieren, die wild leben. Nur höchst se
kommen bei diesen Spielarten vor, die vielleicht nur durch irg
einen ungewöhnlichen Eindruck auf das tragende Mutterthier
dem Jungen bewirkt werden, die sich aber bei den neuen N
kömmlingen wieder in den alten Gang fügen. — Es ist dem
erwiesen, daß eine Ur-Thierart, die ungestört und unver
in ihrem Blute bleibt, stets denselben Typus in allen seinen
pertheilen erhält. Dies hat man auf die Merinozucht an
wandt. Wären die Merinos ein Urgeschlecht von Thieren,
wäre der Schluß richtig. Da sie aber nur ein Erzeugniß
menschlichen Fleißes und der menschlichen Aufmerksamkeit
so kann auch nur der Mensch sie in dem erhalten, was sie
Stammen sie vom Muflon ab, was wohl nicht bestritten
den kann, so haben sie sich von ihrem Urtypus so weit entf
daß es lange Zeit bedürfen würde, sie wieder dahin zurück
führen, aber doch entschieden kürzere, als es bedurfte, sie
den Stand, auf welchem sie jetzt stehen, zu bringen. Da
ser aber ein künstlicher ist, und alles Künstliche nur durch K
erhalten werden kann, so ist eine Constanz im ausgedehnt
Sinne des Wortes bei ihnen nicht möglich, und diese ist b
eben so unerreichbar, wie bei allen Pferderacen, deren Verer
auch noch so sicher ist. Ueberließe der Araber einmal se
Stamm, so rein er auch in sich gezüchtet seyn mag, ohne
Aufsicht und ohne alles Eingreifen bei der Fortpflanzung nur
selbst, und wählte er auch zu einer Heerde, die er versuchsw
benutzen wollte, die entschieden edelsten Thiere, und bliebe
sich auch nur einige Generationen selbst überlassen, so würden
wiß schon eine Menge fehlerhafter Individuen unter den N
kömmlingen sichtbar werden, die im Fortgange der Zeit imm

ſiger zu finden seyn müßten, bis nach Jahrhunderten der
ze Stamm sich dem Urpferde wieder nähern würde. — Es
chte daher wohl unumstößlich seyn, daß eine durch
nschliche Kunst erzeugte Thier=Race Constanz
vollem Sinne des Wortes nie erreichen wird.
„Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand,"
nte man hier mit Schiller sagen. Annäherung an Constanz
eigentliche Race aber erreicht jeder Schafzüchter, den der
mmel so früh zum Land= und Schafwirthe machte, und ihm
so langes Leben gab, daß er eine Menge von Generationen
und leitete. Aber um wahre Race und eine Art von
nstanz zu erreichen, ist die Reinerhaltung des Blutes,
aus dem eben Gesagten klar genug einleuchtet, nicht genug.
te Aufmerksamkeit und ein fortgesetzter Kampf mit der Na=
, die nach dem Urtypus zurück strebt, ist nöthig, um dahin
gelangen. Richtige Auffassung des Zieles und stetes Fest=
en desselben können allein eine Raceheerde bilden und zur An=
erung an Constanz führen. Die Natur macht selten Sprünge,
verwischt nur langsam die Eigenschaften, welche der mensch=
Fleiß in Thierarten zu bringen weiß; so wie sie andere,
man ihr aufdringt, schwer annimmt. Darum hält reines
t bei Merinos (worunter wir doch wohl jederzeit nur die
ge zu edler Wolle verstehen) lange vor, verliert sich aber
och allmählich; wenn die Intelligenz des Schafzüchters es
t zu bewahren versteht. Darum aber auch liegt es in seiner
walt, dasselbe reine Blut einzupflanzen. Es herrschen jedoch
hier, wie überall in der Natur, feste Gesetze, und ihr
erstreben will durch einen gewissen Grad von Kraft über=
den seyn. Wer daher gewisse, in dem Urtypus nicht vor=
dene oder wenigstens nicht klar ausgesprochene Eigenschaften
ine Thierrace bringen will, der hat ein gewisses Maß von
derstand zu überwinden. Je nachdem er dies nun mit mehr
r weniger Kraft durchzusetzen versucht, je nachdem wird er
früher oder später zum Ziele kommen. Dies auf die Ver=
ung der Schafzucht angewandt, muß der am schnellsten sei=
Zweck erreichen, der bei der Züchtung die Thiere wählt,

die am meisten von der Vollkommenheit, eine ed[illegible] Wolle zu erzeugen, in sich tragen. Man könnte [illegible] Sache fast in Zahlen ausdrücken, und sagen, wer in ei[illegible] Generation ein Maß jener Vollkommenheit z. B. von drei [illegible] reicht, der kommt mit dieser so weit, wie ein Anderer mit d[illegible] Generationen, in welche er in jede nur eins überzutragen ve[illegible] stand. Das Beispiel kann um so weniger parador hei[illegible] als die Wirklichkeit Belege genug zu seiner Bestätigung lief[illegible]

Aus meinen hier aufgestellten Sätzen folgt nun: daß [illegible] und eine Art von Constanz die beiden Ziele sind, nach wel[illegible] jeder rationelle Schafzüchter, bei allen Schafstämmen, die [illegible] edel nennen, streben muß; daß aber dieselben in etwas Ander[illegible] als in dem Zeugniß zu suchen seyen: daß man seit zwei, d[illegible] und mehr Decennien edle Schafe züchtet. Die Natur st[illegible] in diesem bei jeder der neu entstehenden Generationen ei[illegible] Wörter aus; und wenn der Schafzüchter sie nicht selbst wie[illegible] aufzufrischen versteht, so hält er zuletzt ein leeres Blatt in [illegible] Hand; und ist er auch verblendet genug, dies nicht zu be[illegible] ken, so wird er doch von allen Verständigen des Faches, de[illegible] er seinen leeren Bestätigungsbrief vorhält, verlacht.

Ein beruhigendes Gefühl muß es aber für jeden deuts[illegible] Schafzüchter seyn (der nicht so engherzig ist, über seinem [illegible] nen Gewinn den des Vaterlandes zu vergessen), zu wissen, [illegible] die Merinozucht in Deutschland auf einer so festen Grund[illegible] ruht, und daß der Verstand und die Einsicht derer, welche [illegible] betreiben, nicht allein vor Rückschritten sichert, sondern [illegible] den Fortgang zu noch höherer Veredlung verbürgt. Darin [illegible] für unser Vaterland die Garantie, daß ihm das goldne [illegible] noch nicht sobald entwandt werden wird. Auch die Wäch[illegible] die schon oftmals blinden Lärm schlugen, und uns überre[illegible] wollten, wir wären mit unserer Merinozucht schon im tief[illegible] Verfalle, verdienen unsern Dank. Sie erhalten und stei[illegible] die Aufmerksamkeit und nützen damit der guten Sache.

Ich gehe nun, nach dieser allgemeinen Darstellung, [illegible] Besondere über, und untersuche, was in den verschiedenen de[illegible] schen Provinzen in der veredelten Schafzucht geschehen ist, [illegible]

geschieht und für die Zukunft zu erwarten steht. Ich nenne wieder zuerst Sachsen, da es in der Merinozucht in Deutschland den Anfang machte. Schon habe ich angeführt, daß die Erfolge nicht in allen Schäfereien gleich waren; auch daß viele derselben von der Natur begünstigt, raschere Fortschritte machten, wie die andern. Jedes Land hat in der hochedeln Schafzucht zwei Epochen der Blüthe; die eine erreicht sie da, wo ihre Wolle hohen Ruf und damit Nachfrage und gute Preise erhält, und die zweite unmittelbar aus der ersten folgende ist die, wo ein starker Begehr nach Zuchtvieh bei ihr eintritt. Die erste begann für Sachsen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die zweite aber erst seit ungefähr zwanzig Jahren. Die Wolle der sächsischen Merinoschafe erhielt bald einen so ausgezeichneten und dabei wohlverdienten Ruf, daß sie unter dem besondern Namen der Electoralwolle im Wollhandel auftrat, und daß in spätern Zeiten selbst die von andern Provinzen, die sich jener in ihrer Qualität anschloß, unter demselben Namen ging. Es soll zwar im Wollhandel auch Imperialwolle geben (mit welchem Namen man die edelste, in den österreichischen Kaiserstaaten erzeugte, belegt hätte); ich gestehe jedoch hier meine Unkenntniß, troß dem, daß es mir nicht an Quellen und Verbindungen in der Handelswelt mangelt, aus denen ich jene Sorte hätte kennen lernen sollen. — Weil nun die Electoralwolle hohen Ruf und guten Preis erhielt, so strebten die aufmerksamen deutschen Schafzüchter nach Thieren, die sie trugen. Man kaufte Electoralschafe. Diese fand man in Sachsen. Lange Zeit und selbst jetzt noch ist der Begriff von denselben noch nicht klar und fest genug gestellt. Manche verstehen darunter nur sehr vollkommene Schafe, deren Vließe fast ganz in das erste oder Electa- (Electoral-) Sortiment gehören; andere dagegen solche, die aus rein gezüchteten sächsischen (Electoral-) Heerden abstammen und die Anlage in sich tragen, jene feine, sanfte und seidenartige Wolle zu produciren, die man in den sächsischen Heerden vorzugsweise findet, oder vielmehr fand, indem sie jetzt auch anderwärts in gleicher Vollkommenheit angetroffen wird. Troß dem aber, daß der Zudrang zu den sächsischen

Schäfereien groß ward, stiegen in denselben die Zuchtvieh
doch nicht in dem Grade, wie in manchen andern deutschen
vinzen, und namentlich in Schlesien und Mähren. S
denn dort die Thiere weniger wirklichen Werth haben, wie
Das Alter spricht für jene eben so, wie der günstige Ruf
Wolle. Es müssen also besondere Ursachen obwalten, di
Schafen in den edlen schlesischen und mährischen Schäf
den Vorzug beim Verkaufe verschafft haben. Ziemlich ve
mit der Sache, glaube ich sie in Folgendem gefunden zu h
Die sächsischen Schäfereien machten ihre Hauptverkäufe zu
Zeit, wo der Eifer der Schafzüchter nicht erregt genug,
um übertriebene Preise zu bezahlen; sie boten zu viel u
allen Orten Schafe zum Verkauf an, und drückten sich
Preis damit herab; und endlich war die Haltung der säch
Schäfereien nicht geeignet, das Verkaufvieh so darzustellen,
es den günstigsten Eindrück auf die Käufer machte, und
Kauflust so steigerte, daß sie keinen Preis für zu hoch hi
In Mähren und Schlesien verfuhr man im Ganzen mehr
matisch. Man hatte den Wollkäufern so zu sagen abge
welcher Art Wolle sie den Vorzug gaben; man war mit
Erzeugung zu Stande gekommen, man bekam hohe Prei
für; dies und die hohe Eleganz, in welcher man Schafe,
zum Verkauf bestimmt waren, aufstellte, empfahl dieselben
ließ nicht leicht einen Preis für sie zu hoch finden. In
sen waren überdem auf den verpachteten Gütern mitunte
edelsten Thiere aus den Heerden verkauft, und diesen dan
ihrem Werthe eben so, wie in ihrem Rufe, empfindlich g
det worden. Sie verloren das Vertrauen und mit diese
Nachfrage. So kam es denn, wie es in der Welt so o
geschehen pflegt, daß diejenigen, welche den sächsischen S
reien den Gipfel der Veredlung in den eigenen Schäferei
dankten, dieselben tadelten und herabsetzten und die ihrigen
über sie erhoben. Leider war das Uebel schon allzusehr e
rissen, als daß es durch Einzelne hätte können aufgehoben
doch wenigstens gehemmt werden. — Der Graf Schön
Rochsburg trat als mächtige Stütze der sächsischen Scha

auf und überstrahlte mit seinem Ruhme bald alle andern Schäfereien. Das Zuströmen zu ihm, um von ihm das goldne Vließ zu holen, war ungeheuer, und Schlesien und die Mark Brandenburg kannten eine Zeit lang keine andere Schäferei, die sie dieser gleich, noch weniger vorgesetzt hätten. — Und dieser Glanz erlosch zum Theil auf eine, Manchem unbegreifliche Weise. Ich würde mir selbst einen Flecken als deutscher Schafzüchter anhängen, wenn ich behaupten wollte, Rochsburg habe nichts Vollendetes in der Merinozucht aufzuweisen gehabt, und könne es wohl noch aufweisen; aber eine absichtliche Verblendung, wenn nicht Unkunde, würde ich beweisen, wenn ich behaupten wollte, es habe sich auf seiner Höhe, und wäre es auch nur auf der des Rufes, erhalten. — Woher dies komme, muß ich hier ausführlich aus einander setzen, und zwar theils weil ich es in meiner Uebersicht der europäischen Schafzucht überging, theils weil Rochsburg in der deutschen Schafzucht einen wohltönenden Namen erhalten hat und gewiß auch behalten wird.

Alles, was den merkantilischen Conjuncturen unterworfen ist, hat sein Auf- und Absteigen. Nur erhält sich eins länger wie das andere auf seinem Höhepunkte. Die Rochsburger Schäferei schwang sich sehr schnell auf denselben, und der Zeitpunkt ihrer höchsten Blüthe fällt zwischen 1810—1820. In dieser Zeit war der Zudrang nach Zuchtvieh aus ihr außerordentlich. Da sie nicht groß genug war, um dessen in solchen Massen zu erzeugen, daß sie nur das Bessere abgegeben hätte, so blieb ihr nichts übrig, selbst wenn sie auch den Gewinn (den doch keiner sich geradezu gern entgehen läßt) nicht hätte berücksichtigen wollen, als sehr mittelmäßige Thiere mitunter zu verkaufen. Dies mußte schon den ersten Schatten auf ihren Ruf werfen. Zum noch größern Schaden aber gereichte es ihr, daß sie durch eine zu gewaltsam betriebene Veredlung einen Fehler bekam, der im Anfange nicht dafür gehalten wurde und deßhalb schnell überhand nahm. Ich meine das Zwirnen der Wolle. Die meisten Stämme, welche in dem gedachten Zeitraume von Rochsburg bezogen worden sind, hatten ihn in hohem Grade und haben lange zu thun gehabt, ehe sie ihn wieder vertilgten. Zum Nachtheile für Rochs-

burg kam aber diese Wolleigenschaft nach dem Jahre 1820 in gänzlichen Verruf. Da es nun eine Menge Schafzüchter gab, die in ihrem Fache noch nicht Uebung und Erfahrung genug hatten, und die irrig glaubten, jener Fehler sey dem Rochsburger Schafstamme eigenthümlich und erblich, so mußte dieser an seinem guten Rufe ungemein verlieren. Es hieß hier wie im Sprüchwort, das Kind mit dem Bade ausschütten. Gleichzeitig mit jenem Mißcredit schwangen sich andere Heerden zu einem ungeheuern Rufe empor, der dazu beitrug, den von Rochsburg herabzusetzen. — Es würde aber sich selbst verunglimpfen heißen, wenn nicht jeder verständige deutsche Schafzüchter dem Grafen von Schönburg volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Besonders verdankt ihm die sächsische Schafzucht nicht allein einen großen Theil ihres Rufes, sondern ganz besonders eine größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt in der Behandlung, zu welcher er sie hinleitete. — Die Vertrautheit mit dem Gegenstande und die Gewißheit seines Strebens ließen aber diesen berühmten Schafzüchter nicht aufmerksam und klar genug bemerken, was im übrigen Deutschland vorging, und er selbst hielt wohl Manches für Irrwege, worauf doch Andere zu einem glänzenden Ziele gelangten, was am Ende das seinige zu verdunkeln drohte. — Gewiß aber waren und sind in seiner Schäferei die Elemente der höchsten Veredlung so gut, wie in irgend einer, und ich getraue mir zu behaupten, daß etwas weniger Befangenheit in der Ansicht ihn ohne alle Widerrede als ersten deutschen Merinozüchter aufgestellt und für immer geltend gemacht haben würde.

Am längsten und reinsten hat Lohmen seinen Ruf bewahrt. Wie schon bemerkt, war der aus Spanien hieher verpflanzte Merinostamm von großer Vollkommenheit, und die begünstigenden Triften erhöhten diese noch. Wenn man nun nur einigermaßen zu bewahren verstand, was ein günstiges Geschick herbeigeführt hatte, so mußte Lohmen stets oben an in der deutschen Merinozucht stehen. Nächst ihm verdient Klipphausen einer ehrenvollen Erwähnung. Wenn ich nun auch nicht alle die sächsischen Schäfereien nenne, welche sich in neuerer Zeit emporgeschwungen ha-

ben, und deren Züchter ganz in den Geist der höhern Schafzucht eingedrungen sind, so will ich diese damit keinesweges übergehen. Die Gränzen, die ich mir hier stecken mußte, halten mich davon ab. Nur so viel muß ich bemerken, daß die sächsische Schafzucht die Palme, die ihr früher in Deutschland gereicht wurde, mit allem Eifer wieder zu gewinnen strebt. Schwer wird sie aber zu erringen seyn, da so Viele darnach haschen, und bereits so weit vorgeschritten sind.

Nenne ich nach Sachsen die österreichischen Provinzen: so wird hier die Merinozucht in einem, wenn ich so sagen darf, großartigen Style ausgeführt. Größere Besitzungen und die Kraft zu größern Aufopferungen lassen hier Manches durchsetzen, was anderwärts fast unmöglich ist. Dazu kommen Grundlagen, die den Bau begünstigen. Verfolgte man auch in den frühern Zeiten meistentheils nicht ganz das rechte Ziel, so gab es doch einzelne Schafzüchter, denen klare Ansichten aufgegangen waren, und die in der Stille eine Race bildeten, welche in späterer Zeit mit der sächsischen vereint ein Product lieferte, wie es der Handel und die Manufacturen begehrten. Es war dies weniger eine Kreuzung, als vielmehr eine Vereinigung zweier Abweichungen einer und derselben Schafrace zu nennen. Denn was man in späterer Zeit, als man, um sich zu verständigen, eine Terminologie aufstellte, Negretti und Infantado-Race nannte, war ein bloßes von den Schafzüchtern begünstigtes Hinneigen nach einer bestimmten Richtung, welche die Natur in den Merinos nahm. In Sachsen folgte man einer andern Tendenz. Die Sache hatte beiderseits ihren Ursprung in den aus Spanien eingeführten Stämmen. Der erste nach Sachsen gebrachte hatte die Eigenthümlichkeit, die noch jetzt in den rein erhaltenen Leoneser Heerden vorherrscht, nämlich, vorzügliche Sanftheit und Feinheit der Wolle. Der nach Oesterreich gebrachte zeigte das in Spanien später fast allgemein gewordene Streben nach Körpergröße der Thiere und Kraft und Gewicht des Vließes. Für beide Länder waren diese ersten Stämme die Ideale, denen sie in der ganzen Nachzucht nachstrebten. Erst als der Wollhandel eine Verbindung der Provinzen in dieser Hinsicht herbeiführte, da

öffnete man gegenseitig die Augen, und suchte die guten Ei[gen-]
schaften und Vollkommenheiten beider, durch die in fortgehe[nder]
Zucht entfernten Stämme, wieder zu vereinigen. Eine Misch[ung]
derselben konnte dies nur bewirken. Manche hatten jedoch d[ies]
gar nicht einmal nöthig, weil sie scharfsichtig genug waren, [sie]
vom Anfange an die Vollkommenheiten zu entdecken und au[szu-]
bilden. Das ist es, weßhalb wir jetzt in Mähren Hee[rden]
finden, die ohne alle Vermischung mit sächsischen Stämmen [doch]
noch alle guten Eigenschaften derselben mit denen der öster[rei-]
chischen vereinigen. — Andere aber betrieben die Vereini[gung]
dieser Stämme mit großer Umsicht und Eifer, und gelan[gten]
schnell zu einem sehr lohnenden Ziele. Vor allen verdien[en]
die Schäfereien des Fürsten Lychnowsky genannt zu wer[den.]
Ihm haben unzählig viele nachgeeifert, haben sich theils [mit]
Zuchtthieren aus seinen Schäfereien versehen, theils auch [durch]
eigene Wahl die Vereinigung bewirkt. Auffallend ist es, [daß]
besonders im letzten Jahrzehent die Ansichten fast in ganz Deu[tsch-]
land so gleich waren, daß man überall, wo rationelle Mer[ino-]
zucht getrieben wird, einerlei Streben und einerlei mehr [oder]
weniger vollständig ausgebildeten Typus findet. Was die [be-]
rühmte Mögliner Heerde als das Edelste aufstellt, das fin[det]
man eben so wieder, wenn man in die vorzüglichsten Heer[den]
Sachsens, Schlesiens oder Oesterreichs kommt. Auch in Wü[r-]
temberg, wo die Merinozucht noch jünger ist, vermißt man [es]
nicht. — Und nun sollte es ein Frevel an der Merinozucht [seyn,]
wenn man alle durch einerlei Ansicht, durch einerlei Streben [er-]
zeugten Heerden deutsche Merinos nennt?! — Es [sollte]
dieser Ausdruck nicht zulässig seyn, da sie in Deutschland zu [die-]
ser Vollkommenheit erhoben und ausgebildet worden, und in [an-]
dern Ländern in dieser Vollendung und Allgemeinheit noch [nicht]
zu finden sind?! — Dann hat Spanien auch keine Merin[os,]
da sie dort nicht ursprünglich einheimisch waren. — Und wa[rum]
sprechen wir denn auch von französischen Merinos? — [Wir]
Deutschen wollen doch nicht unsere Bescheidenheit so weit treiben,
daß wir ein Product unsers Fleißes und unsrer verständigen [Be-]
tung nicht mit einem Namen belegen sollten, der es so richtig [be-]

zeichnet, und uns nebenbei ehrt! — Mögen auch die spanischen Merinos und die sächsischen Electorals in den deutschen Merinos untergehen, wenn uns nur diese mehr als jene ersetzen, und unsrer Landwirthschaft in ihnen ein Zweig sicheren Gewinns fortblüht.

In den preußischen Provinzen ist die Landwirthschaft sowohl im Allgemeinen als auch in der Viehzucht insbesondere selten zurückgeblieben. Die Tendenz ihrer Regierung war von jeher auf Vervollkommnung aller Gewerbe gerichtet, und sie faßte das erste derselben, die Landwirthschaft, dabei jederzeit vorzüglich ins Auge. Die Wichtigkeit der veredelten Schafzucht erkennend, bezog sie direct ebenfalls einen Stamm von Merinos aus Spanien. Dieser aber that so wenig günstige Wirkung, daß er fast eben so verschwand, wie er gekommen war. Erst einer spätern Zeit war es vorbehalten, diesen Zweig zur Blüthe zu treiben. Noch ist es nicht viel über ein Viertel Jahrhundert, daß in den preußischen Provinzen mit Nachdruck an der Veredlung der Schäfereien gearbeitet wird. Aber in diesem kurzen Zeitraume sind Fortschritte gemacht worden, die mancher Ausländer, befremdet, nicht glaubt, oder neidisch streitig und verdächtig zu machen sucht. Der große Aufschwung, welchen der Wollhandel durch die Freiheit des Verkehrs in diesen Provinzen nahm, und das gegebene Beispiel mehrerer verständiger Schafzüchter trugen hierzu wesentlich bei. Ein Hauptbeförderungsmittel liegt aber auch darin, daß in Preußen die Besitzungen nicht allzu groß sind, und diese meistentheils von ihren Eigenthümern selbst bewirthschaftet werden, die denn auch ganz besonders persönliches Interesse an der veredelten Schafzucht nehmen; daß ferner die Zusammenkunft fast aller Wollproducenten auf den Wollmärkten zu Unterhaltungen und Vergleichungen führt, die eine große Belehrung enthalten, und daß es auf denselben beinahe zur Ehrensache wird, in der Veredlung der Schäfereien nicht zurück zu bleiben. — Der Staat gründete zum Ueberflusse noch einige Stammschäfereien, aus denen sich jeder mit edlen Widdern versorgen konnte. Jedoch haben diese wohl nicht das Meiste zu der Vollkommenheit beigetragen, in welcher sich die Schafzucht im Allgemeinen jetzt

in diesen Provinzen befindet. Da man in diesen Instituten
Zuchtthiere meistbietend verkaufte, und auf diese Weise den
Preis aufs Höchste getrieben wurde, so traten sie damit in
Kategorie von Privatschäfereien und hatten höchstens das
manchen derselben voraus, daß in ihnen mehr auf reines Bl
gehalten wurde. Die Zahl der in Preußen vorhandenen vere
ten Schäfereien ist eben so wie in Oesterreich viel zu groß;
stehen deren so eine bedeutende Zahl in gleichem Range, daß
schwierig wäre, einzelne zu nennen, ohne den Schein der P
teilichkeit zu haben. — Mehr aber als in irgend einem an
Staate hat sich in Preußen die Schafzucht mit ihrer Veredl
zugleich vermehrt, und es möchte wohl nicht zu viel gesagt s
wenn ich behaupte, daß sie jetzt die doppelte Zahl gegen ein h
bes Jahrhundert rückwärts beträgt.

Mecklenburg hat mit den preußischen Provinzen fast g
chen Schritt gehalten.

In Bayern fängt man erst in neuerer Zeit an, der M
rinozucht besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Mitunter et
gefährliche und ungesunde Triften haben ihr in diesem Königr
bis jetzt hindernd im Wege gestanden, und eine Vorliebe b
nicht aufkommen lassen. Das Land hat dabei viel verloren,
während andere deutsche Provinzen große Summen für edle W
einnehmen, giebt Bayern deren, auf dieselbe und auf Manuf
von ihr aus. Die Folgezeit wird den Beweis liefern, ob
Hindernisse wirklich in der Natur, oder bloß in den Vorurthe
der Landwirthe liegen.

In Würtemberg steht auf der Höhe der Achalm
deutscher Merinostamm, wie es wenige so vollendete giebt.
bei den Rindern strebte der König darnach, nur das Edelst
erwerben und hier aufzustellen. Wenn von diesem aus erst
Zeit lang Widder im Lande vertheilt seyn werden, dann muß
Schafzucht desselben auf einen hohen Flor kommen. Dies
um so mehr, als auch in Hohenheim und auf mehrern Priva
sitzungen schon sehr edle Stämme stehen.

Baden ist in der Merinozucht fast nur auf die Staat
ter beschränkt. Auch sind die dasigen Verhältnisse im Ganzen

selben nicht günstig. Die Ausfuhr von Schlacht-Hämmeln nach Frankreich, die einen Hauptertrag der Schäfereien bildet, erheischt mehr einen großen und mastfähigen Schlag von Vieh, der in den Landschafen vorhanden ist.

In Hessen und Hannover ist die Morgenröthe der Merinozucht noch kaum angebrochen. Noch ist dort manches Hinderniß zu beseitigen, ehe sie Fuß fassen und überhand nehmen kann.

Wenn ich jetzt von dem Fortgange der veredelten Schafzucht in Deutschland sprach, und wenn dieser auf der Art und Weise bei der Züchtung und Behandlung beruhte: so liegen in dieser auch eben so gut die Hindernisse, welche jenem Fortgange noch hie und da in den Weg treten.

1) Ein Haupthinderniß liegt in den Mißgriffen, welche so manche Schafzüchter noch bei der Auswahl ihrer Zuchtthiere machen. Ist es auch jetzt viel leichter, wie ehemals, den richtigen Weg bei der Veredlung einer Schafheerde einzuschlagen, so verfehlen ihn dessen ungeachtet doch noch viele Landwirthe. Bei den meisten beschränkt sich diese Veredlung auf die Anschaffung von Widdern. Die vielen Schäfereien, aus denen dergleichen Thiere angeboten werden, können denjenigen Schäfereibesitzer, welcher deren bedarf, förmlich irre machen; wenn er nicht bereits eine richtige Ansicht gewonnen und sich einen festen Plan bei seiner Veredlung gemacht hat. Die Wahl der dafür anzuwendenden Thiere ist im Ganzen sehr relativ. Für die eine Heerde ist Manches von sehr hohem Werthe, was für die andere kaum mittelmäßig zu nennen ist. Fest bleibt es freilich stehen, daß das entschieden Edelste, was so zu sagen alle Vollkommenheiten in sich vereinigt, für alle Heerden ohne Ausnahme, sie mögen hoch oder tief in der Veredlung stehen, brauchbar ist. — So viel ist aber wohl bewiesen, daß es nicht allemal sonderlich gelingt, wenn man zur Veredlung in den allerersten Generationen sogleich hochfeine Widder anwendet. Kraftvolle, wollreiche Thiere von edlem Blute sind es, deren man sich in solchen Fällen mit dem meisten Vortheile bedient. — Doch ich habe hier keine Anweisung für Schafzüchter zu schreiben, sondern nur darzustellen, wie man im Allgemeinen in der deutschen Schafzucht

verfährt. — Ganz besonders haben sich viele deutsche Schä[fe-]
reien dadurch in der Veredlung emporgearbeitet, daß sie kei[ne]
Schafe zur Zucht ließen, deren Wolle noch wenig oder gar ni[cht]
veredelt war, und daß sie den Gebrauch, die Thiere nach de[m]
Alter zu merzen, dahin abänderten, daß sie dies nach der Qu[a-]
lität der Wolle thun, und alle behalten, die darin gut und [zur]
Zucht nur noch tauglich sind. Freilich kann man dies auch n[ur]
bis zu einem gewissen Grade fortsetzen. Denn wählt man gar [zu]
alte Thiere, so kommt man in der Nachzucht insofern zur[ück,]
daß man ein schwächliches und für Krankheiten sehr empfänglic[hes]
Geschlecht bekommt. Und wirklich lief man hie und da schon G[e-]
fahr auf diesen Abweg zu gerathen.

2) Ein anderes Hinderniß für den Fortgang in der Vere[d-]
lung der Schafzucht liegt in den wechselnden Preisen de[r]
Wolle. Zuweilen sind diese so aufmunternd, daß jeder auge[n-]
blicklich eine edle Schäferei haben möchte; zuweilen sinken sie a[ber]
auch wieder so herab, daß eine Menge Schafzüchter den M[uth]
verlieren, und lieber gar nichts mehr für ihre Heerden thun w[ol-]
len. Beides ist excentrisch. Immer hat es sich gezeigt, daß e[ine]
mit Verstande und Besonnenheit gegründete und geleitete Sch[ä-]
ferei ihre sichere Rente getragen hat, wenn man diese nicht n[ach]
einer vorübergehenden Conjunctur, sondern nach einem mehrjä[h-]
rigen Durchschnitte berechnete. Eben so gewiß bleibt es a[ber]
auch, daß für Deutschland die Hoffnung noch lange nicht unte[r-]
geht, daß eine edle Schäferei allezeit eine sichere Rente trag[en]
werde.

3) Manche deutsche Landwirthe haben aber auch ein Hind[er-]
niß für die Veredlung der Schafzucht in den Ablösungen de[r]
Hutungsberechtigungen finden wollen. Bleibt es a[uch]
wahr, daß eine gesunde und etwas ausgedehnte Waide d[en]
Schafen ganz besonders zuträglich ist, so läßt sich deßhalb doch ni[cht]
behaupten, daß sie ihnen zu ihrem guten Bestehen durchaus un[-]
entbehrlich sey, da eine Menge von Beispielen bereits das Ge[-]
gentheil bewiesen haben. Die Aequivalente, welche für jene Be[-]
rechtigungen gegeben werden, lassen sich leicht eben so benutzen[,]
wie diese selbst, und sie machen am Ende die Schäfereien noch

unabhängiger, wie sie zuvor waren. Es ist also von diesen kein eigentlicher Nachtheil für dieselben in der Zukunft zu befürchten.

4) Ein Haupthinderniß für die veredelte Schafzucht und deren Vermehrung liegt aber auch in der Indolenz und der Anhänglichkeit an die alten Formen und Vorurtheile. Die mit Fleiß genährte Meinung, daß das alte Bestehende jedem Neuen vorzuziehen sey, verschließt in so vielen Landwirthschaften dem Bessern den Eingang. Und wenn dies denn auch wirklich eindringt, so ist die Art der Behandlung so, daß es entweder nicht aufkommen, oder sich doch nur schlecht entwickeln kann. Das hat die veredelte Schafzucht in manchen Provinzen von Deutschland erfahren, und zwar grade in solchen, wo die Natur ihrer Verbreitung gar nicht entgegen, mitunter auch ganz besonders günstig war.

Nach diesen kurz dargelegten Daten über den Gang zur Vervollkommnung der Schafzucht in Deutschland läßt sich nun schon ein allgemeiner Standpunkt derselben angeben, und besonders auch bezeichnen, welchen Platz sie in der ganzen deutschen Landwirthschaft einnimmt.

Was den Standpunkt der Veredlung betrifft, so ist er schon im Vorhergehenden bezeichnet. Es kann also hier zunächst nur die Rede von der Stellung der Schäfereien seyn, die sie in der deutschen Landwirthschaft behaupten. Schon oben habe ich, bei der Rindviehzucht angedeutet, daß Landwirthe dieselbe dadurch nicht richtig genug wählten, daß sie die Schafheerden auf Kosten des übrigen Ganzen allzusehr vermehrten. Es ist freilich Sache des Landwirthes, genau zu ermitteln, welcher Zweig ihm in seiner Wirthschaft am besten und auch für die Dauer rentirt; aber nicht allemal ist derselbe unbefangen genug, alle Umstände genau zu berücksichtigen, welche den Vortheil erhöhen oder herabsetzen. So macht man z. B. der Schafzucht die Ausstellung, daß sie weder einen so reichlichen noch so brauchbaren Dünger gewähre, wie die Rindviehzucht, und daß damit schon der etwanige höhere Gewinn, den jene direct eintrage, im Ackerbaue indirect wieder verloren gehe. Da nun aber die Bodenarten nicht gleich sind, und für manche derselben, z. B. die strengen und kalten, der

Schafdünger ohne alle Widerrede heilsamer ist, wie der Ri
dünger, so leidet jene Behauptung viele Modificationen und
Stellung der Schäferei, ob sie nämlich oben an, oder erst
andern Viehgattungen stehen solle, muß sich darnach ri
Wenn nun dazu seit längerer Zeit eine veredelte Schafheerde
nen höhern Reinertrag lieferte, wenn sie oft das Einzige
was die ganze Wirthschaft erhielt und den Landwirth vor
Verderben rettete: so war es weise gehandelt, ihr auch die
Stelle im ganzen Betriebe anzuweisen. Damit ist aber noch
nicht behauptet und gefordert, daß alles Uebrige, und namen
die Zucht anderer Viehgattungen, darüber vernachlässigt we
müsse. Im Gegentheil haben verständige Landwirthe diese
mit Hülfe der Schafzucht, die ihnen die Geldmittel gewäh
verbessert. Es war daher kein Mißgriff, wenn sie ihr den
sten Platz gaben, und selbst jetzt, nachdem die Producte de
ben (Wolle und Vieh zum Verkaufe) im Preise sehr herabge
gen sind, giebt es unzählige Wirthschaften, die sich gewiß
schaden würden, wenn sie ihre Schäfereien zurücksetzen und
nachlässigen wollten. Wiederholen muß ich es aber, daß
neben dem Andern gepflegt werden und bestehen müsse, wenn
Ganze gut und vollkommen werden soll.

Es giebt aber in mehreren deutschen Provinzen Verhält
welche die Schafzucht vorzugsweise begünstigen. Diese sind:

a) Triften, welche auf die Wolle so vorthei
haft wirken, daß sie, so zu sagen, durch diese s
veredelt wird. Ich habe von Sachsen und Schlesien s
dergleichen angeführt. Dasselbe gilt von der Mark Brande
und einem großen Theile von Pommern und Mecklenburg.
großen Strecken von Sandländereien in diesen Provinzen g
nur für Schafe eine genügende, für diese aber eine so
same Waide, daß deren Wolle sich besonders günstig aus
und auch ihr Gesundheitszustand stets gut bleibt. In diesen
genden nicht eine edle Schäferei an die Spitze der ganzen Wi
schaftsführung stellen wollen, hieße blindlings seinen Vort
von sich werfen. Sie giebt hier von Ländereien, die bei je
andern Nutzung fast unter Null zu stehen kommen, eine sich

nd über alle Vorstellung hohe Rente; verschafft diesen also, die
vor ohne Werth waren, einen nicht geringen, und er=
öht somit nicht allein das Vermögen einzelner Landwirthe, son=
ern das des Staates. Es läßt sich kühn behaupten, daß die
ndigen Theile von Mecklenburg, der Mark Brandenburg und
es Herzogthums Pommern durch die Vermehrung und Vered=
ung der Schäfereien mehr als die Hälfte über ihren frühern
Grundwerth gewonnen haben. Sie waren am besten geeignet,
as lächerliche Vorurtheil zu widerlegen, welches manche befan=
gene Staatswirthe aussprachen: daß nämlich die zunehmende
Menge der Schafe zuletzt die Menschen verdrängen würde. Das
Gegentheil hat die Erfahrung bewiesen. Durch die vermehrte
Schafhaltung ist die Bodenkraft gesteigert worden, und die er=
höhte Ertragsfähigkeit desselben giebt die sicherste Garantie für die
zunehmende Bevölkerung. Ob in einigen Theilen von Hannover
und in Lüneburg anstatt der elenden und verkümmerten dasigen
Schafe, die unter dem Namen Heideschnucken bekannt sind, ein
besserer und veredelter Schafstamm einzuführen wäre, daß steht,
wegen der allzugroßen natürlichen Armuth dieser Ländereien, zu
bezweifeln. Sind nun aber auch die dasigen Schafe nur jam=
mervolle Thiere, so geben sie dennoch vom Lande, was tief unter
allem Werthe steht, eine Nutzung.

b) Waideflächen, die mit anderem Viehe nicht so gut, wie mit Schafen benützt werden können. Deren trifft man besonders viele in Böhmen. Aber auch in Bayern wären sie mit einiger Mühe herzustellen. In ersterem Lande hat fast jedes größere Gut, und alle Rittergüter und Herrschaften sehr ausgedehnte Waidestrecken. Diese liegen meistentheils nah an Bergen und Hügeln und geben dadurch eine sehr gute und gesunde Waide. In dieser Hinsicht ist dies Land ganz besonders begünstigt und gleichsam auf einen ausgedehnten Betrieb der Schafzucht und deren Veredlung von der Natur angewiesen. — Wenn sie nun aber hier gerade nicht in der höchsten Blüthe steht, so müssen besondere Ursachen vorhanden seyn. Was oben als viertes Hinderniß aufgeführt ist, das würde hier Anwendung finden.

Zu den angeführten Waideflächen sind auch die auf den Al=

zen im südwestlichen Deutschland zu zählen. In Bein
Würtemberg wandern, eine Menge von Schafheerden im
dorthin, und kehren gewöhnlich zu Ende des Oktobers
Der dafür gezahlte Preis beträgt vom Stück 1—2 Gulden
ländisch. Fast alle andern deutschen Provinzen ernähren
ohne Zweifel nach ihren günstiger gestellten landwirthscha
Verhältnissen ihre Schafe wohlfeiler. In den genannten
ist darum die Schafzucht wiederum einträglicher, weil die
von Frankreich sowohl den Absatz der Wolle als des Schl
hes begünstigt.

c) Wo aber die Natur die Schafhaltung gerade
nicht begünstigte, daß sie für dieselbe ausgedehnte und g
Waiden verlieh, da half der Eifer und die Intelligenz de
schen Schafzüchter nach. Die Einführung der Stall
terung hatte man in den ehemaligen Zeiten für durchau
möglich gehalten, und zwar, weil man sie theils den S
nicht für zuträglich, theils es auch fast für nicht möglich hi
durchzusetzen, ohne eine Störung der ganzen übrigen Wir
herbei zu führen. Mehrere Beispiele haben aber die Au
barkeit dargethan. Wo man jedoch auch die Schafe im S
nicht grade im Stalle füttert, da hat man ein ähnliches
zu ihrer Erhaltung auf Kleewaiden gefunden, von denen m
mals nicht den zehnten Theil der sonstigen Waideflächen b
Diese Waiden verdienen den Vorzug vor der Stallfütterun
in mehrfacher Hinsicht. Sie ersparen die Zeit des Futter
rens; setzen die Schafe mehr der gesunden Luft aus u. s. w.
sicht ist freilich bei ihr anzuwenden.

d) Leichter und vortheilhafter Absatz
Wolle und der Zuchtschafe. Hierin haben auße
beiden eben genannten Provinzen, Sachsen und Schlesien
besondern Vorzug. Ersteres hat durch seinen alten Ruf und
die Menge von Wollhandlungen, die sich im Lande befinden
einen leichten und sichern Absatz seiner Wolle. Den des
viehes genießt es seit langer Zeit, und kürzlich hat es einen
Aufschwung durch die Verkäufe nach Amerika und Australie
nommen. Schlesien hat von jeher für seine Wolle auf dem

ten und vielbesuchten Breslauer Markte sichern Absatz gefunden, und für seine Zuchtschafe steht ihm Polen und Rußland offen, wohin es auch deren alljährlich große Massen absetzt. Die norddeutschen Provinzen sind für den Absatz der Wolle nach England sehr gelegen. Zu einem glänzenden Zuchtviehverkaufe fehlt ihnen noch der ausgebreitete Ruf. Aus den berühmten Schäfereien gehen von dort jedoch schon längst Stämme nach dem Osten. Die österreichischen Staaten sind für beides mehr auf sich selbst beschränkt, und nur nach Ungarn können sie sich eines Theiles ihres Ueberflusses an veredelten Schafen entladen. Der Wollhandel ist dort bis jetzt mehr Zwischenhandel geblieben, was fast immer zum Nachtheile des Producenten gereicht.

Fragen wir nun, ob die Veredlung der Schafzucht in Deutschland schon ganz allgemein geworden sey, so fällt die Antwort verneinend aus. Noch giebt es große Landstrecken, wohin sie nicht vorgedrungen ist. Auch selbst in den Gegenden, wo sie schon lange betrieben wird, giebt es noch große Heerden von gemeinen Landschafen. Besonders gilt dies noch fast überall von den Heerden der Bauern. Nur von Sachsen allein dürfte sich vielleicht behaupten lassen, daß man schwerlich noch ganz unveredelte Schafe treffen würde. Nächst diesem käme dann Schlesien, Mähren und Böhmen. Sonderbar genug trifft man in letzterem Lande auch in den gemeinsten Schäfereien der Bauern fast überall Veredlung an, und dennoch ist sie noch in wenig Heerden, selbst der Rittergüter, auf eine sehr hohe Stufe gelangt. Man hat meine Verwunderung darüber damit beschwichtigt, daß man versicherte, es seyen in früherer Zeit, z. B. vor 20—25 Jahren, wo in Böhmen der Eifer für Veredlung besonders rege war, und wo die dasigen großen Gutsbesitzer unerhörte Preise für Zuchtwidder zahlten, eine Menge Durchstechereien getrieben, und von den Schäfern Vertauschungen und Verkäufe von veredelten Schafen vorgenommen worden. Ob dem so sey, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Soviel ist aber gewiß, daß hier aus schlechten Handlungen doch etwas Gutes entstanden ist. Diese fast allgemeine Veredlung, die sich, wie gesagt, auch auf die Schäfereien der Bauern erstreckt, schreibt sich aus jener Zeit, wo man auf breite

und tiefe Körper und tobrigen Hals sah. Denn dieser Typus tritt überall noch deutlich hervor. Damit ist denn der körperliche Zustand der Schafe eben so und vielleicht noch mehr verbessert worden, wie deren Wolle. Denn aus den dürftigen Gestalten der Landschafe haben sich die breiten und kräftigen dieser Mestizen entwickelt. — Wenn aber die fernere Veredlung der Wolle in den gedachten Bauernschäfereien Böhmens wenig oder keine Fortschritte macht, so rührt dies wohl hauptsächlich auch daher, weil man durch den vielen Verkauf von Lämmern zum Schlachten in der Zuzucht wenig vorwärts kommt, und je nach unter den alten Schafen nicht, wie es seyn sollte, ausmerzen kann.

Troß dem aber, daß, wie ich hier bemerkt, in Böhmen die höchste Veredlung allgemein noch nicht dargestellt ist, so glänzen doch in diesem Lande einzelne Schäfereien gleich leuchtenden Sternen. Da darf ich nur Horzowitz nennen, um eine der ersten deutschen Merinoheerden zu bezeichnen. Größere Sorgfalt in Züchtung und Behandlung, ein regeres Streben nach steigender Veredlung und eine größere Vorliebe für die Sache möchte wohl anderswo schwerlich zu finden seyn. Auf diese Weise ist Graf Wrbna in seiner Art für Böhmen dasselbe, was Graf Schönburg für Sachsen war. Nächst diesem sind aber auch die fürstlich Lichtensteinschen Schäfereien zu nennen. Zahl und Adel derselben erhebt sie über eine Menge der übrigen. Mächtig ist der Eifer für diese Thierzüchtung in Böhmen erwacht, und der dort neu gegründete Schafzüchterverein dürfte bald überraschende Wirkungen zeigen.

In Bayern, Baden und Hessen findet man noch fast mehr gemeine Landschafe als veredelte. Es ist daher selbst in Deutschland der Merinozucht noch ein weites Feld offen, und darum von einer Ueberproduction der veredelten Wolle noch nicht so gar viel zu fürchten.

Schlüßlich will ich noch einige Bemerkungen über den Ruf und den Werth der deutschen Merinowolle beifügen.

Wenn auch manche Provinzen der Erzeugung derselben günstiger sind, wie andere: so hat sie ihren Ruf doch gan

besonders der Intelligenz zu verdanken, mit welcher die deutschen Landwirthe die Merinos züchteten, und wodurch sie dieses Product zu der hohen Vollkommenheit erhoben, die es den Manufacturen so bequem und angenehm machten. Dieses und der Verfall der spanischen Merinozucht haben die deutsche feine Wolle zu einem sehr gesuchten und gangbaren Artikel im Wollhandel gemacht, und den Begehr darnach von Jahr zu Jahr gesteigert. Nach England allein hat sich deren Ausfuhr seit zehn Jahren weit mehr als verdoppelt; und nach den Niederlanden und nach Frankreich war sie ebenfalls stets gesucht. Wenn daher andere Länder, mag dies nun Rußland, Ungarn oder Australien seyn, die deutsche Merinowolle vom Markte verdrängen sollten, so könnte dies nur durch sehr große Wohlfeilheit oder durch vorzüglichere Qualität geschehen. Ersteres würde leichter seyn wie letzteres. Aber auch Deutschland kann nach seinen landwirthschaftlichen Verhältnissen in dem größten Theile seiner Provinzen die feine Wolle ohne Nachtheil für einen noch niedrigeren Preis, wie der ist, den sie gegenwärtig hat, produciren. Schon der Vortheil, den eine Menge von Schäfereien haben, daß sie sich jetzt ihr Zuchtvieh, was sie anfangs für sehr theure Preise kaufen mußten, selbst erziehen; der Vortheil, den diejenigen, welche jetzt edle Heerden gründen wollen, darin finden, daß sie für viel niedrigere Preise sich versorgen und das in der Nähe haben können, was man sonst mit Schwierigkeit aus der Ferne zog; der Vortheil, daß Alle, welche jetzt erst veredelte Schäfereien gründen und halten wollen, die Erfahrungen, die man in dieser Viehzüchtung bereits gemacht, und die Kenntnisse, die man sich erworben hat, benutzen können; und endlich der durch die niedrigen Getreidepreise der letztern zehn Jahre herabgesetzte Werth des Grundeigenthums, auf welchem nun alle Producte wieder niedriger zu berechnen sind — alle diese Vortheile zusammengenommen, lassen die Wolle um Vieles wohlfeiler erzeugen, wie früher. Wenn diese nun bei ihren ehemaligen und selbst auch noch bei ihren jetzigen Preisen für die deutsche Landwirthschaft sehr lohnend war, so können jene immer noch niedriger werden, und die deutsche Merinozucht wird dennoch dabei nicht zu Grun-

de gehen. — Hinsichtlich der bessern Qualität der edlen W
könnte allenfalls nur Australien für Deutschland gefährlich
den, wenn es nämlich gegründet und nicht etwa ein
Schreckschuß der englischen Manufacturisten ist, daß die in
Welttheile erzeugte Merinowolle vielmehr Seidenglanz
Sanftheit besitze, wie jede andere, und also auch die deutsche.
Gesetzt aber auch, dies wäre der Fall, so haben wir noch
bis zu dem Zeitpunkte, wo solche Massen von Wolle von
ankommen werden, daß sie einen bedeutenden Einfluß au
Absatz der unsern äußern können. — Und dann braucht ja
England nicht allein Wolle. Der innere Bedarf in De
land nimmt zu und wird auf deren Preis in der Folge i
mehr Einfluß bekommen.

4. Die Schweinezucht.

Dies ist die Viehgattung, für welche wohl bis j
Deutschland noch am wenigsten gethan worden ist. Der we
Bedarf derselben, der sich fast einzig und allein auf das
beschränkt, ist es hauptsächlich, der die Züchtung dieser
im Großen nicht aufkommen läßt. Deßhalb hat man auch fü
Veredlung noch wenig gethan. Daß diese aber möglich u
bei auch einträglich sey, ist bereits erwiesen. Einen Vo
hat die Schweinezucht vor allen übrigen Viehzuchten vo
nämlich den der leichten und bequemen Ernährung der
Alle Racen, die man in derselben in Deutschland bereits
stimmen darin überein. In Verbindung mit einer starken
viehzucht bringen die Schweine einen höhern und sicherern E
wie viele Landwirthe glauben, indem man durch sie die
Milch höher nützt als zu Käse. Darum ist die Schweinez
in den Landwirthschaften, wo man die Milch nicht absetzen
das sicherste Mittel, sie ins Geld zu bringen. Brannwein
nereien und Bierbrauereien bieten ebenfalls viele und wo
Mittel zu deren Ernährung.

Die Veredlung, welche man in der deutschen Landwi
schaft mit den Schweinen vorgenommen hat, besteht in der Ei

führung der Moldauer, der ungarischen, einiger englischen und der chinesischen Racen. Ohne Zweifel ist die erstere die größte, und sie bringt, da ihre Mastfähigkeit nicht gering ist, Thiere von großer Schwere, die bis zu 4—500 Pfund wiegen, hervor. Sie zeichnet sich durch einen gestreckten und tiefen Körper und schmalen mit langen Ohren behangenen Kopf aus. So wie man diese besonders wegen ihrer Größe züchtet, so hält man die ungarischen wegen ihrer ausgezeichneten Mastfähigkeit. Sie haben sehr niedrige Beine, einen kurzen und tiefen Körper und meistentheils weiße Farbe. Gelangen sie auch zu keiner besondern Größe, so sind sie nichts desto weniger doch im Verhältniß zu derselben nicht leicht. Ihre Einführung hat sich jedoch noch nicht weit verbreitet, und erstreckt sich nicht über das Kaiserthum Oesterreich hinaus. Sie werden aus Ungarn in großen Heerden nach diesem und besonders nach dessen Hauptstadt Wien gebracht. In den Gegenden, durch welche sie getrieben werden, bringen sie den Landwirthen einen kleinen Gewinn durch das Futter, dessen sie bedürfen, und welches meistentheils in Mais (Kukurruz oder türkischem Weizen) besteht. — Eine englische, der moldauischen einigermaßen ähnliche Race wird auf den Privatgütern des Königs von Würtemberg gezüchtet. Ausgezeichnete Thiere hat eine Kreuzung von dieser mit chinesischen Schweinen gegeben. — Letztere sind von kleiner Gestalt, schwarzer Farbe und kurzen Beinen. Ihre Mastfähigkeit übertrifft alle übrigen; so wie dieselben ihr zartes Fleisch ganz besonders empfiehlt. Die eben gedachte Kreuzung hat Thiere geliefert, die in der That einen einzigen Anblick gewähren. Wenn sie ausgemästet sind, so sieht man von den Beinen fast nichts, und sie bewegen sich gleichsam wie auf dem Bauche. Der Kopf ist von dem Fette des Halses und der Kehle verwachsen und die ganze Gestalt so abgerundet wie eine längliche Kugel. Die Fleischer geben dieser den Vorzug vor jeder andern Race. Schon fängt sie an sich in Würtemberg zu verbreiten, und ihre Vermehrung und ihr Uebergang in die andern deutschen Provinzen ist für die Landwirthschaft in hohem Grade wünschenswerth.

Eine Hauptgrund, daß die Schweine bei den deutschen

Landwirthen nicht überall die günstigste Aufnahme finden, li
in der geringen Qualität ihres Düngers. Wenigen Locali
nur ist er günstig. Wenn man ihm aber den Vorwurf ma
als sey es unvermeidlich, sich damit nicht die Felder zu ve
krauten, so liegt wohl dabei die Schuld mit am Land
Da man die Schweine viel mit Sämereien und Unreinig
füttert, die aus dem Getreide herausgeschafft werden, un
diese nicht ganz verdaut von denselben gehen und so ihre
kraft behalten, so ist es freilich natürlich, daß, wenn man
chen Dünger allzufrisch auf den Acker bringt, diese Un
sämereien aufgehen und denselben verunreinigen. Diesem
man aber entgehen, wenn man ihn mit andern Dünger
z. B. von Kühen oder Schafen vermischt und erst etwas
rotten läßt, ehe man ihn aufs Feld bringt. Ueberhaupt ist
Mischung sehr gut, und sie verbessert die geringe Qualität
Schweinedüngers sehr wesentlich.

Man will noch eine andere Ursache von der geringen
liebe der deutschen Landwirthe für die Schweinezucht in
nicht genug lohnenden Preise der Thiere finden. Bes
könnte dies von den östlichen Provinzen gelten, die von
her mit dieser Viehart überschwemmt werden. — Aber m
Erfahrungen zufolge ist dies ein Irrthum, und wenn die
wirthe sich nur mit einer guten Race versehen, so ist
der Absatz der Zuzucht jederzeit zu recht lohnenden P
gesichert.

* *

Von der Zucht des Federviehes zu sprechen, halt
deßhalb nicht für nöthig, weil dieselbe keinen wesentl
Theil der Landwirthschaft ausmacht, und auch so wenig in
ganzen Betrieb derselben eingreift, daß es nur eine u
Weitläufigkeit scheinen würde, sie hier aufzunehmen. D
nun diese auf alle Art zu vermeiden mir vorgesetzt habe, u
auch die Tendenz meines Werkes nur darauf geht, die Dar
lung der deutschen Landwirthschaft der gegenwärtigen Zeit s
ordnen, daß ihr Stand, ihr Wirken und ihr Einfluß auf
Wohl und Glück des Staates sich klar offenbare, so will ich je

noch einige Bemerkungen über die Viehzucht im Allgemei- hier folgen lassen.

So wie es den niedrigsten Bildungsgrad der Landwirthe ichnet, wenn diese, der Viehzucht zu Gunsten, den Acker ver- nachlässigen und einer Nomadenwirthschaft huldigen, so deutet im Gegentheil auch den höchsten an, wenn sie keines dem an- nachsetzen, und durch veredelte Viehstämme aller Art den rag der Felder nützen und hinwiederum vermehren. Der tgang in der Agricultur hat, wie ich oben bemerkte, die drei fen: Nomadenwirthschaft, dann vorzugsweise Agricultur endlich die enge Vereinigung der Viehzucht und des Acker- es bezeichnet. Auf der letzten Stufe heischte es theils das re Eindringen der Landwirthe in das ganze Wesen der Land- thschaft, theils auch die im Werthe gestiegenen Erzeugnisse selben, daß man alle diejenigen, welche man zur Ernährung Viehes bedurfte, auf eine vervollkommnete (veredelte) und it einträgliche Art derselben verwandte. Man kann daher upten, daß die mehrere oder wenigere Veredlung der Vieh- n die Bildungsstufe der Landwirthe eines Landes bezeichnen. dieser aber ist keinesweges ein Anstrich von Politur oder hrsamkeit, sondern das gründliche Wissen dessen gemeint, das Wesen, d. i. alle Versuche und alles Wirken und die olge der Landwirthschaft enthält. Zwischen einem gelehrten einem verständigen Landwirthe ist daher ein Unterschied. terer kann Ersteres zugleich seyn; der Erstere ist aber nicht mal das Letztere. Einen verständigen Landwirth aber können nur denjenigen nennen, dessen Beobachtungen und Erfahrun- mit Verstand aufgefaßt sind; der darum auch schnell und lich das richtige Ziel auffindet, und die wirksamsten Mit- zu dessen Erreichung wählt. Wenn nun dieses Ziel in der lich höchsten Rente beruht, so ist sie es, die das Handeln Wirken des Landwirthes leiten muß. Sie wird aber er- cht, durch die bekannt möglich zu erzwingende Masse von zeugnissen des Grund und Bodens und deren Uebertra- ung in Geld, als den Repräsentanten der Rente und der Mit- l, andere Zwecke wiederum zu erreichen. Man trägt aber jene

Erzeugnisse in Geld über, theils durch directen Verkauf, th
durch Verbrauch im Wirthschaftsbetriebe und dadurch bewirkt
Erzeugnisse. Ein Hauptverbrauch derselben geschieht durch
Vieh. Ob nun die durch dasselbe gewonnenen neuen Er
höhern oder niedern Werth haben, darnach bestimmt sich
was sie zur Erhöhung der Rente beitragen. Gemeines
veredeltes Vieh bedarf beides der Ernährung, und wenn
gleich wohl befinden soll, auch nach Maßgabe seiner
und Stärke einer gleichen. Die Producte, die es
fert, sind die Bezahlung für diese. Die Höhe oder Tie
selben macht also diese Bezahlung gut oder gering. Ei
und Hauptproduct, was der Wirthschaftsbetrieb jederzeit
fordert, ist der Dünger. Er ist bei gleichem Futter,
und derselben Viehart, sey sie gemein oder veredelt, in
Qualität ganz gleich. Das mehr oder weniger Einträgli
Producte des Viehes beruht also auf den verkäuflichen.
Menge und Güte ist der Werthmesser der Rente. Beim
und Schweinevieh ist es fast nur die Menge, bei den
und Schafen die Güte. Beides wird durch Veredlung
Sie ist also bei allen Viehgattungen der sicherste Weg zur
und wer ihn am schnellsten findet und am festesten daran
delt, der zeigt, daß er die wahre und höchste Bildungsst
Landwirthes erreicht habe. Von einer Bezeichnung der
denen deutschen Provinzen nach dieser gegebenen Folgerung
ich mich um so mehr selbst frei sprechen zu können, als
der Darstellung des Betriebes der Landwirthschaft in den
sich schon von selbst ergiebt, und als ich auch den Vorwu
Parteilichkeit nicht auf mich laden will.

Aus dem Gesagten aber ist der Beweis recht klar zu
daß ein Staat nur in der steigenden Intelligenz seiner Ei
ner an innerer Kraft zunimmt, und daß die Staats
in einer unseligen Täuschung begriffen sind, die in der
tigen Entwickelung dieser Intelligenz eine Gefahr für die zu
menhaltende Kraft des Staates sehen. Nur wo es allge
hell und klar ist, da stoßen die Menschen am wenigsten mit
Köpfen gegen einander. Wer absichtlich Dunkelheit verbreit

der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn man am Ende in einer Art von Taumel gegen ihn anrennt. In der Dunkelheit rollen sich schneller die Massen zusammen, und fallen zuletzt erdrückend auf den Obscuranten.

Noch eine Bemerkung bei der Vermehrung und Veredlung der Viehzucht eines Landes geht auf die dichtere oder dünnere Bevölkerung. Von dieser hängt es sehr ab, was am zweckmäßigsten sey zu erzeugen. Ein stark angestrengter Ackerbau paßt nur dahin, wo die große Menschenmenge einer Gegend viel Nahrungsmittel erfordert; dagegen ist die Viehzucht im Allgemeinen, und insbesondere die Schafzucht dort am zweckmäßigsten, wo das Land nicht allzutheuer, und die Ackerbauproducte, wegen geringer Bevölkerung nicht leicht und vortheilhaft anzubringen sind. Die thierischen Erzeugnisse aller Art eignen sich, wegen ihres, im Verhältnisse zu ihrem Werthe geringern Volumens und Gewichts, mehr zur Ausfuhr ins Ausland, wie die Erzeugnisse des Ackerbaues. Wenn aber der Landwirthschaft eines ganzen Landes die Wahl bleibt, welche von beiden sie zur Ausfuhr produciren will: so muß sie allemal, wenn sie ihren dauernden Vortheil im Auge behält, die von der Viehzucht denen vom Ackerbaue vorziehen. Vorausgesetzt ist dabei immer der gleichmäßige Gewinn, den sie beide eintragen. Denn führt sie animalische Producte aus, so kräftigt sie dabei ihren Boden, während sie ihn bei der Ausfuhr der Cerealien entkräftet. Daß der deutschen Landwirthschaft für die ersten ein leichterer Weg offen sey, wie für die letztern, leuchtet aus Allem hervor, was ich bisher gesagt habe. Darum würde es für den verständigen Betrieb derselben nicht sprechen, wenn wir nicht fernerhin der Viehzucht besondere Aufmerksamkeit schenken wollten. Wo man dies thut, da findet sich die Kraft im Ackerbaue fast von selbst, und man darf um seinen Flor wenig besorgt seyn.

B. Wirthschaftsbeamtete, Dienstboten und Ha[...]arbeiter und deren Ablohnung.

Mit dem innern Betriebe der Landwirthschaft geht es dann, wie es soll, wenn die Arbeit, welche die dabei ange[...] ten Menschen zu verrichten haben, auch in einer gewissen V[...]kommenheit geleistet wird. Wo derjenige, welcher die W[...]schaft leitet, mit Trägheit, Ungeschicklichkeit, oder gar [...] Willen seiner Untergebenen zu kämpfen hat, da kann er [...] der ausgezeichnetste, verständigste und erfahrenste Land[...] seyn, und er wird dennoch den Betrieb nie zu einer ge[...] Vollkommenheit im Ganzen bringen. Es kommt also [...] auf die natürlichen Anlagen, ja selbst auf einen gewissen G[...] von Schulbildung, hauptsächlich aber auf eine gute moral[...] Grundlage an, die er bei allen denen vorfinden muß, welc[...] als ausübende Werkzeuge in seiner Wirthschaft anstellt. [...] nehme nur z. B. den einzigen Zweig der veredelten Schaf[...] Dieser kann nur dann glückliche Fortschritte machen, wenn [...] geschickte und gutwillige Schäfer hat. Dasselbe gilt eb[...] gut bei einem verständigen, vom gewöhnlichen Schlendrian [...] weichenden Ackerbaue.

Sehen wir zunächst auf die natürlichen Fähigkeiten [...] Volkes auf dem Lande, so hat die deutsche Landwirthschaft [...] größere Hindernisse zu besiegen, wie die von mehreren an[...] Ländern. Denn es kann unmöglich eine Herabsetzung des [...]schen Volkes heißen, wenn ich behaupte, was in der Wahr[...] begründet ist, daß z. B. das Volk in Frankreich und Engla[...] ja selbst auch in Polen, an Empfänglichkeit für Bildung [...] Kunstfertigkeiten aller Art den Deutschen überlegen sey. [...] nun dies nicht zu widerlegen ist, so könnte nur die grö[...] Moralität des Letztern, und der bessere Wille jene mangel[...] Empfänglichkeit ersetzen. Lassen wir auch einen großen T[...] der Klagen über abnehmende Moralität auf dem Lande in [...] Neigung der Menschen begründet seyn, immer die Vergangenh[...] in einem günstigeren Lichte zu erblicken, wie die Gegenwart, [...] dürfen wir es uns dennoch nicht verhehlen, daß, da diese Klagen

so allgemein und von dem bessern Theile der Nation geführt werden, dieselben doch nicht ganz ungegründet seyn können. Besonders aber hat der Landwirth mit dem Geiste des Ungehorsams, der sich so häufig zeigt, zu kämpfen. Ein falscher Begriff von Freiheit, der durch die Ereignisse der Zeit entstanden ist, hat diesen erzeugt. Auf ihn gründen sich dann mehrere Fehler, die sehr leicht in Laster ausarten, und neben dem Schaden, den sie in der Ausübung der Landwirthschaft bringen, auch noch das Verderben des Volkes veranlassen. — Jedoch läßt sich, trotz diesen eingerissenen Gebrechen das allgemeine Streben nach dem Bessern, was sich bei der ganzen Menschheit kund thut, auch bei dem Landvolke nicht verkennen, und jene Laster sind nur als Auswüchse an einem üppig treibenden Stamme zu betrachten. Daß aber diese Auswüchse nicht groß und gefährlich werden, darüber haben die Bessern zu wachen, und die Maßregeln der Regierungen, die sie dagegen nehmen, zu unterstützen.

Diejenigen, die das Uebel, welches aus jenem Hange zur ungebundenen Freiheit und den daraus entspringenden Lastern entsteht, von seiner gefährlichsten Seite betrachten, haben bereits auf die Hülfsmittel dagegen aufmerksam gemacht. Einen Hauptgrund dieses Uebels fanden sie in der vernachlässigten Schulbildung der Jugend. Ohne Widerrede ist da noch viel zu thun, und wenn auch Deutschland hierin z. B. vor Frankreich weit voraus ist, und bei uns mehr als doppelt so viel Landschulen wie dort sind: so kann man sich doch nicht verbergen, daß Unwissenheit und Rohheit noch in Menge und in verschiedenen Gestaltungen zu bekämpfen sind, ehe das Volk zu seinem wahren Wohle geleitet werden kann. Die Empfänglichkeit für Bildung, welche im französischen Nationalcharakter liegt, ersetzt dort den Mangel an Schulen leichter, wie in Deutschland. Wenn nun aber auch hier Alles dafür gethan wird, so ist doch noch zu untersuchen, ob auch der Erfolg jederzeit dem Zwecke entspricht? Oftmals ist die Frage über Land- und Realschulen erörtert worden, und immer noch haben sich die Meinungen nicht ganz vereinigt. Es handelt sich nämlich um die Gränzen, welche

dergleichen Schulen von den eigentlich wissenschaftlichen
anstalten scheiden sollen. Wir haben es hier ganz allein
den Schulen auf dem Lande zu thun, und nur deren
mäßigkeit zu untersuchen. — Wenn auch manche Vorschl
deren Verbesserung etwas parador waren, und sich soweit
dehnten, daß man aus ihnen beinah landwirthschaftliche
anstalten machen wollte, so ist die Zweckmäßigkeit derselbe
sofern sich die in den Landschulen aufgenommenen Lehr
stände mehr, wie bisher, auf das praktische Leben bezieh
ten, doch nicht zu verkennen. Aber eins kann für sie
genug empfohlen werden. Es ist die Aufnahme der
stände, welche dem künftigen Landwirthe, besonders
seiner jedesmaligen Stellung, sey es als Dienstbote,
eigener Herr, zu wissen nöthig sind. Richtige Begriff
ihren Rechten und Pflichten, und ein bereitwilliger Sinn
nach bester Ueberzeugung auszuüben, müssen schon der
beigebracht werden. Denn oftmals ist es weit mehr U
niß als Bosheit, daß der Landmann sich Vergehungen
macht. Vernünftige Vorstellungen von der gesellschaftlich
nung, früh seinem Verstande eingeprägt, werden ihn vor
chen Irrthümern bewahren, und ihn nicht durch dieselbe
Widersetzlichkeit verleiten.

Wenn nun in dieser Hinsicht noch manche Mängel
seitigen sind, so frägt es sich, ob dazu die richtige Ein
oder die Mittel fehlen. Man kann behaupten, daß beide
handen sey; und wenn auch das Bessere nicht gleich in die
lichkeit tritt, so liegt dies wohl allein in dem ruhigen,
darum nicht allzuraschen Gange alles Dessen, was auf Absch
des mangelhaften Alten Bezug hat.

Gehen wir nun zurück auf die Landwirthe, welche
Immoralität derer klagen, mit welchen sie ihr Beruf in
bindung gesetzt hat, so würde bei einer strengen Unters
zuweilen ein Theil der Schuld auf sie selbst zurück fallen.
Gewohnheit, Dienstboten und andre Arbeiter zwangsw
haben, was in frühern Zeiten war und an vielen Orten
jetzt noch der Fall ist, hat ihre Forderungen, hinsichtlich

Unterwürfigkeit, zuweilen etwas zu hoch gespannt. Wenn nun bei den Untergebenen die Vorstellung von Freiheit zu schwindlich geworden ist, so müssen die Reibungen und daraus folgenden Unannehmlichkeiten auf beiden Seiten unvermeidlich seyn. Ohnehin hat es sich zu allen Zeiten bewiesen, daß eine etwas rasch erlangte persönliche Freiheit das Volk für den Augenblick mehr verdirbt als bessert. Nicht in ganz Deutschland aber ist ihm diese schon gänzlich zu Theil geworden. Nur in den preußischen Provinzen waltete bei der Regierung der Geist der Humanität so vor, daß er diese gab. Zwei Jahrzehnte, seitdem dies geschehen ist, sind zu wenig, um die wohlthätigen Folgen so menschenfreundlicher Verordnungen klar und vollkommen darzulegen. Noch ist der Taumel nicht ganz verraucht. Er brach anfangs hie und da bedenklich hervor, und Volksaufstände, wenn auch von geringer Bedeutung, wurden erregt. Es liegt in den natürlichen Vorstellungen des Menschen, die sich beim Volke immer am stärksten ausbilden, daß man da, wo man Bewilligungen bekommt, sogleich glaubt, Rechte zu haben, um diese zu fordern. Das natürliche Gefühl für Freiheit bricht da, wo langer Druck gelastet hat, gewaltsam hervor, wenn man diesen Druck mildert. Die Berechtigten faßt Erbitterung, wenn ihnen ihre Vorrechte, welche die Freiheit ihrer Mitmenschen beschränkten, entzogen werden. Darum treten sich nun beide feindselig gegenüber. Hieraus ist die Neigung zum Ungehorsam und zur Widersetzlichkeit bei den Dienstboten leicht zu erklären. Sie tritt dem vollkommenen Betriebe der Landwirthschaft, bei welchem Alles ohne Störung vorwärts gehen soll, hemmend in den Weg, und nur die Zukunft wird auch dieses Hinderniß beseitigen, wenn beide Theile erst gegenseitig sich vernünftig und mit gutem Willen genähert haben werden.

Aus der falsch verstandenen Vorstellung von Freiheit sind denn auch noch andere Laster entstanden. Die ohnehin dem deutschen Volke eigenthümliche Vorliebe zum Trunke glaubte dasselbe nunmehr, wo es weniger Zwang unterworfen war, mehr nähren zu dürfen, und sie riß Viele so fort, daß sie für die Gesellschaft fast gänzlich unbrauchbar wurden. Eben so ging

es bei dem Umgange mit dem andern Geschlechte. Dazu
hier noch die Veranstaltung des Staates, daß uneheliche
der nicht mehr, wie ehemals, gleichsam gebrandmarkt, und
den meisten Gewerben ausgeschlossen wurden; sondern daß
mehr bei deren und ihrer Mütter Hülfsbedürftigkeit für
gesorgt werden muß. Wenn nun auch diese menschenfreund
Veranstaltungen die Ausschweifungen des Volkes zu begün
schienen, so wäre es engherzig und grausam, sie tadeln zu
len. Eine Moralität, die nur durch Zwang erzeugt wird
keine, und wenn auch vielleicht in frühern Zeit die Aus
fungen dieser Art geringer waren, so kann man deßhalb
dem Volke keine höhere Moralität zusprechen.

Diese Behauptung könnte man am klarsten gerecht
sehen, wenn man diejenigen deutschen Provinzen, wo die
Institutionen mit allen ihren Beschränkungen der persö
Freiheit des Menschen noch vorherrschen, mit denen ver
wo das Volk schon mehr in seine menschlichen und staatsb
lichen Rechte eingesetzt worden ist.

Was ich von den Dienstboten hier gesagt habe,
Weitem weniger von Arbeitern gültig, deren der Landb
darf. Ihr meistentheils geringer Lohn läßt sie selten üppig
den, und sie achten es wohl fast überall für ein Glück, we
stets Beschäftigung haben. Die theilweise starke Bevölk
mehr aber noch die Nahrlosigkeit, welche aus der Hemmung
Verkehrs hervorgeht, sind davon die alleinigen Ursachen.

Ehe ich die verschiedenen Classen der Dienstboten an
will ich erst einiges von den Wirthschaftsbeamt
sagen.

1) Ihre Stellung ist gewöhnlich von der Art, daß
Herrschaft, welcher sie dienen, zu repräsentiren haben, und
sofern selbst als Herren erscheinen. Da sie in der Regel g
Güter zu bewirthschaften haben, so ist ihr Posten von Wi
keit. Da dies aber der Fall ist, so ist von ihnen auch vi
fordern und Mängel, die sie an sich tragen, oder Fehler,
sie sich schuldig machen, sind von ausgedehnteren Folgen
empfindlicherem Nachtheile für die Herrschaft, wie die der Di

boten. Freilich ist nicht aller ihr Wirkungskreis gleich groß. Am ausgebreitetsten ist der von den Wirthschaftsdirectoren. Ihnen ist die Oberaufsicht des Ganzen anvertraut, und meistentheils erstreckt sich diese auf mehrere Güter, die zusammen eine ganze Herrschaft ausmachen. In Oesterreich haben die großen Grundbesitzer (dort vorzugsweise Cavaliere genannt) gewöhnlich einen Bevollmächtigten, dem sie das Ganze anvertrauen, und der in ihrem Namen Alles leitet und ordnet, ohne daß sie selbst persönlich sich darum kümmern. Wirthschaftsräthe werden dergleichen Bevollmächtigte genannt. Von ihnen geht daher der verständige oder fehlerhafte Betrieb des Ganzen aus, da sie Alles nach eigener Einsicht und nach unbeschränktem Willen ordnen.

Die Wirthschaftsverwalter, in Schlesien, sonderbar genug, Amtmänner genannt, sind diejenigen, auf denen die Ausführung der Anordnungen der Directoren beruht. Man kann dieselben in Deutschland in die von der alten und die von der neuen Schule eintheilen. Obgleich diese Eintheilung auch auf die Directoren anzuwenden ist, so gehören doch die meisten derselben der neuen Schule an. Die von der alten sind alle diejenigen, welche stets von Empirie und Praxis sprechen, alle Theorien verachten und jede Abänderung des Alten als gefährlich darstellen. Unter den Verwaltern giebt es deren noch mehr, als man glauben sollte, und dies kommt besonders daher, weil die meisten derselben ihren Cursus bei den alten, sogenannten Praktikern machen und sich deren Ansichten und Grundsätze aneignen. Ist es nun auch nicht zu läugnen, daß in der Landwirthschaft die Erfahrung jederzeit die beste Lehrmeisterin ist, so muß diese auch vielseitig seyn. Wenn nun jene Empiriker sich stets und immer auf die Erfahrung berufen, so bedenken sie nicht, daß ein Verharren beim Hergebrachten, was zuletzt in Schlendrian ausartet, am Ende gar keine Erfahrungen mehr giebt, und nothwendig bei demselben unabänderlichen Gebaren auch stets dieselben Resultate geben muß. Da die ganze Menschheit im Fortschreiten begriffen ist, so darf der Landwirth unmöglich zurückbleiben, wenn er nicht großen Schaden haben will. Die Praktiker rühmen sich der Praxis. Was ist aber wirkliche und be-

lehrende Praxis, wenn der, welcher sie übt, nicht Ver-
macht, wie etwas da oder dort besser und vortheilhafter a
führt werden könne. Bleiben denn wohl die Handwerke
einer Praxis, die von dem, wie etwas seit Jahrhunderten
macht worden, nicht abweicht? — Sie würden schlecht
fahren. Wenn sie nun dies und jenes nach mehrmaligen
suchen endlich leichter und vollständiger bewerkstelligen, so
ihnen gewiß Niemand die Praxis absprechen, oder sie Th
tiker nennen wollen. Soll denn nun der Landwirth alle
mer denselben Leisten beibehalten? — Soll er bei seinem
werbe, dem die Natur so mannichfaltige Aufgaben giebt,
maschinenmäßig verfahren und nie aus dem alten Gleise
chen? — Ich weiß wohl, worin der Stichpunkt jener Pr
liegt. Der Leisten, nach dem sie arbeiten, ist ihnen zur
Eine Abweichung davon wäre ihnen unbequem. Um nun
enthoben zu seyn, machen sie jede derselben verdächtig.
finden sie auch Gelegenheit. Wer Tadel sucht, findet ihn ü
und gerade bei Versuchen in der Landwirthschaft, oder bei
führung neuer Verfahrungsarten ist ein oftmaliges Miß
unvermeidlich. Geht es ihnen dann auch tausendmal nicht
so merken sie den Balken im eigenen Auge nicht, indem sie
dem Splitter in des Nächsten Auge haschen. — Doch wo
Art von Ereiferung gegen eine Kaste, die im Verschwinden
— Dennoch aber darf kein Gebrechen der deutschen Land
schaft unberührt bleiben, wenn von einer genauen Dars
die Rede seyn soll. — Es ist nur die Frage, ob mit der
deckung des Gebrechens auch dessen Heilung nachgewiesen w
kann. Ich will versuchen, hier einige Winke dazu zu g

a) Als sehr beachtungswerth nenne ich zuerst den
schlag, den ein sehr tüchtiger schlesischer Landwirth im Mä
d. J. in der schlesischen landwirthschaftlichen Monatschrift m
daß nämlich kein junger Mann als Wirthschaftsverwalter
Director, oder auch als Pächter einer Staatsdomäne zuge
werden sollte, der nicht zuvor ein Examen bestanden h
Als Examinatoren schlägt er die im preußischen Staate beste
den Oekonomie-Commissionen vor. Wie nothwendig ein

senschaftliche Ausbildung für junge Landwirthe, besonders in Beziehung auf die Fächer des Wissens sey, die ihnen in ihrer künftigen Praxis unumgänglich nothwendig sind, das beweist der Verfasser dadurch, daß er die Fälle anführt, wo sie, wie z. B. auch in den österreichischen Provinzen (der Verfasser nennt besonders Polen) die oberste Polizeibehörde repräsentiren, und auch die Gerichtsbarkeit in leichten Fällen, die nicht erst vor das Gerichtsamt kommen, zu verwalten haben. Dieser Vorschlag verdient in jeder Art einer ernsten Erwägung, und seine Einführung kann von den heilsamsten Folgen seyn. Wenn dies geschähe, so wäre der Unwissenheit die Thüre gesperrt, und sie könnte sich nicht zum Nachtheil und zur Schande des landwirthschaftlichen Betriebes eindrängen. Dann würde auch der Zudrang zur Landwirthschaft abnehmen, und die vacirenden und herumvagirenden Landwirthe würden verschwinden. Jeder Gutsherr könnte unbesorgt die Verwaltung seiner Güter Menschen anvertrauen, die sich durch ihre Zeugnisse als tüchtig auswiesen. Beklagen würden sich freilich über solche Maßregeln alle diejenigen, welche bisher die Ausbildung junger Landwirthe als einen Gewinn betrieben; die nämlich für hohe jährliche Pensionen junge Leute zu sich nahmen, diese einige Jahre in ihrer Wirthschaft herum gehen hießen, oder als Aufseher über ihre Arbeiter benutzten; sie Rechnungen abschreiben und Tabellen machen ließen, ihnen allenfalls, wenn das Jahrgeld, was sie bezahlten, nur recht hoch war, ein Reitpferd zu halten gestatteten, und auf diese Weise Alles zu thun glaubten, um tüchtige praktische Landwirthe aus denselben zu machen. Ich frage, ob diese Schilderung übertrieben sey, und ob es nicht Fälle giebt, die noch greller sind, als mein hier entworfenes Bild? — Diese Mißbräuche sind aber im Abscheiden. Schon erheben sich sehr viele Stimmen dagegen. Die fortschreitende Bildung der Landwirthe kann sie nicht länger mehr gestatten.

b) Die landwirthschaftlichen Institute oder Lehranstalten müßten in ihrem Wirken erweitert und so viel als möglich wohlfeiler werden. Es giebt sehr viele junge Leute, welche sich der Landwirthschaft widmen, und die sich gern über

das Gewöhnliche erheben möchten, denen aber die Mittel dazu fehlen! So lange noch so bedeutende Summen erforderlich sind, um einige Jahre auf einer unsrer landwirthschaftlichen Lehranstalten zuzubringen, bleiben sie nur ein Mittel zur Ausbildung für die Reichen. Und diese gehen oftmals bloß dahin, um den Ruf eines wissenschaftlich gebildeten Landwirths zu erlangen und allenfalls sich damit zu brüsten; ohne daß sie grade viel von den Kenntnissen, welche sie sich dort hätten erwerben können, ins Leben übertragen. Einzelne dieser Anstalten trifft der Vorwurf der zu großen Theurung weniger, und dies gilt namentlich von den beiden in Bayern und Würtemberg. Auf diesen ein oder ein Paar Jahre zuzubringen, ist auch für die weniger Bemittelten durchzuführen. — Sollte es nicht möglich seyn, von Seiten des Staats oder der Privaten Fonds zu gründen, deren Zinsen zu Freistellen für unbemittelte junge Leute, die gern eine höhere Ausbildung in der Landwirthschaft erreichen möchten, angewandt würden? — Die Forderungen, welche eine strenge Kritik an diese Institute machen kann, und die sich auf Eindringen in und Erfahrung über diesen Gegenstand gründen, werde ich im dritten Theile aufstellen.

c) Auch Lesecirkel, für deren Gründung thätige und der Ausbreitung des landwirthschaftlichen Wissens obliegende Landwirthe sorgten, würden theils für die Nachbildung der Zurückgebliebenen, theils für den Fortgang im verständigen Betriebe des Landbaues für jeden Theilnehmer von großem Nutzen seyn. Zwar bestehen deren schon an vielen Orten, aber in manchen Gegenden ist die Sache noch so fremd und unbekannt, daß diejenigen Landwirthe, die nicht Vermögen genug besitzen, um sich selbst Bücher anzuschaffen, in ihrem Fache zurückbleiben, und am Ende, außer ihren nächsten Umgebungen, nicht wissen, was in ihrem Gewerbe vorgeht. Leider sind aber grade die Herren von der alten Schule gegen alle solche Veranstaltungen, und lassen sie da, wo sie nur einigen Zusammenhang haben, nicht aufkommen.

d) Zeugnisse für die von einem Orte abgehenden Landwirthe, in welchen ganz besonders bemerkt wäre, ob sie denkend und für das Bessere empfänglich wären; ob sie mit Be-

sonnenheit und Verstand eine Wirthschaft zu leiten verstehen; ob sie eben so wenig an alten Vorurtheilen hängen, als sie abgeneigt sind, unüberlegt die bestehende Ordnung zu ändern und damit großen Schaden zu stiften. Alles Dieses in solchen Zeugnissen vermerkt, würde für denjenigen, der ihnen einen Platz in seiner Wirthschaftsführung anweisen wollte, eben so nützlich seyn, als die Bestätigung ihrer Treue und Ehrlichkeit. Und für diese giebt die höhere wissenschaftliche Ausbildung mehrere Garantie, weil sie das Ehrgefühl der jungen Leute steigert und somit ihre Moralität vermehrt.

e) Aber auch eine höhere Besoldung der Wirthschaftsverwalter würde viel dazu beitragen, die jungen Leute, die sich diesem Fache widmen wollen, zu mehrerer Ausbildung zu veranlassen. Verhehlen wir es uns nur nicht, daß an den meisten Orten ihre Besoldung so gering ist, daß es ihnen nicht lohnt, viel auf ihre Ausbildung zu verwenden. Wie häufig kommt es nicht vor, daß sie nur auf ungewisse Einkünfte gesetzt sind, und daß ihr fester Gehalt kaum zur Bekleidung für ihre Person hinreichend ist. Jene Accidentien bestehen meist in den Messegeldern vom Getreide, in sogenanntem Stammgelde von verkauftem Gemüse, Holz u. s. w. Um nun dieselben einigermaßen einträglich zu machen, liegt es in der Natur der Sache, daß der Verwalter auf diese Zweige ein besonderes Augenmerk richtet. So wird er z. B. den Getreidebau auf Kosten der Viehzucht begünstigen, er wird wieder dem Anbaue des Gemüses den Dünger zuwenden, der anderwärts besser angewandt wäre; er wird auf Holzungen und deren Anwehr bedacht seyn, und dabei dem übrigen Betriebe seine Aufmerksamkeit entziehen. Dergleichen Accidentien können in manchen Fällen recht gut seyn, um das Interesse rege zu erhalten; wenn sie aber zur Hauptsache werden, dann bringen sie der Wirthschaftsführung den größten Nachtheil. Haben erst die, welche sich der Landwirthschaft widmen, die gewisse Aussicht auf eine anständige und für ihre Bedürfnisse zureichende Versorgung, dann werden mehrere fähige und bemittelte junge Leute zu diesem Gewerbe greifen und Kosten und Mühe zu ihrer vollkommenen Ausbildung nicht scheuen. Wenn aber alle diejenigen, welche

auf ihren Gütern die Wirthschaftsverwalter bedürfen, beden[ken]
und berechnen wollten, welch ungeheuren Schaden ihnen die[sel-]
ben durch eine unverständige und saumselige Leitung der Wir[th-]
schaft anrichten, so dürften sie oftmals nur den zehnten Theil [die-]
ses Schadens zur Besoldung zulegen, um einen verständigen u[nd]
gebildeten Landwirth zu bekommen.

f) Endlich aber würde auch die Hoffnung auf ein
Gnadengehalt (Pension) viel dazu beitragen, daß die Wi[rth-]
schaftsbeamteten theils mehr Fleiß und Mühe auf ihre Ausbil[dung]
verwendeten, theils aber auch während ihrer Dienstzeit mit [ver-]
mehrter Treue und lebendigerem Eifer für das Interesse [der]
Herrschaften wirkten. In Oesterreich haben dies einzelne g[roße]
Grundbesitzer eingeführt, diese Pensionen aus eigenen Mitt[eln]
zahlen: Leicht ließe sich aber auch ein Fonds bilden, in w[elchen]
sowohl Herrschaften als Wirthschaftsbeamtete steuerten, [und]
aus dem alte oder sonst unvermögende Individuen der letztge[nann-]
ten Classe Gnadengehalte beziehen könnten. Vor allen D[ingen]
müssen aber über die Höhe derselben nur ihre wahren Verdi[enste]
entscheiden, über welche sie sich durch genügende Zeugnisse a[uszu-]
weisen hätten.

Unter den Dienstboten, zu welchen ich jetzt überg[ehe,]
nenne ich

1. Die Schäfer.

Bei der Wichtigkeit, welche die Schafzucht in der deutsch[en]
Landwirthschaft erreicht hat, sind die Schäfer diejenigen Die[nst-]
boten, welche nächst den Wirthschaftsverwaltern dem Ganzen [am]
meisten nützen oder schaden können. — Nun aber ist die Sch[af-]
zucht in ihrer Veredlung so rasch vorgeschritten, daß es fast [un-]
möglich war, daß die Schäfer in ihrer Ausbildung damit gle[ichen]
Schritt halten konnten. Leider aber bleiben sie darin mehr zur[ück,]
als sie es wohl hätten thun sollen. Die vielen Vorurtheile, w[elche]
zu bekämpfen waren, vor allen Dingen aber die Art von Behan[dlung,]
tung, mit welcher man diesen Stand in früherer Zeit beg[egnete,]
trugen ganz besonders dazu bei, daß meistentheils nur rohe [und]
unwissende Menschen sich demselben widmeten. Wenn nun m[it]
der Veredlung auch eine Vermehrung der Schäfereien vorgenom[men]

men würde, und dazu mehr Schäfer wie bisher nöthig waren, so konnte der Forderung, welche man an deren vollkommnere Ausbildung machte, um so weniger genügt werden, als man schon immer froh seyn mußte, wenn man nur mittelmäßige Subjecte auftrieb. — Wenn ich die Art und Weise, wie Schäfer sich in Deutschland (und hier nicht allein, sondern auch in andern Ländern) bilden, hier darstelle, so will ich keinesweges etwas Unbekanntes damit bekannt machen, da leider die Erfahrung jeden Schäfereieigenthümer schon hinlänglich belehrt hat; sondern ich will nur durch diese Darstellung auf die Größe des Uebels aufmerksam machen, und aus demselben die Nothwendigkeit einer Abhülfe sowohl, als die Mittel dazu folgern. Will irgend ein junger Mensch sich dem Berufe eines Schäfers widmen, so denkt er zunächst daran am wenigsten, auch die zu diesem Fache nöthigen Talente und Kenntnisse zu besitzen; sondern es ist ihm ganz allein darum zu thun, sich für den Augenblick sein Brod zu erwerben. Er wird Schafhirt. In der Regel sind, etwa die Söhne der Schäfer ausgenommen, die trägsten und zu andern Beschäftigungen unbrauchbarsten diejenigen, welche sich zu diesem Fache melden. Denn grade der Müßiggang, dem sie beim Schafhüten am besten fröhnen zu können glauben, ist es, der sie zur Wahl dieser Lebensart bestimmt. — Haben sie nun einen Sommer hindurch ihre erste Probe bestanden, und kommt dann der Winter, wo sie in guten, reichlich und sorgfältig zu fütternden Schäfereien mehr. als sie vermuthet hatten, zu arbeiten bekommen, dann treten gewöhnlich Viele ab. Die aber auch allenfalls aushalten, verabsäumen ihre Schuldigkeit, wo es nur immer geht. Ein glücklicher Fund begünstigt zwar zuweilen einen Schäfereibesitzer; aber er ist selten. Nun hat sich vielleicht mit Mühe eines sogenannten guten Schafmeisters und mit besonderer Theilnahme des Herrn ein guter Schafknecht ausgebildet; jetzt fühlt er sich, und die Anerbietungen, welche ihm von allen Seiten zu einer bessern Versorgung gemacht werden, veranlassen ihn, seinen bisherigen Dienst zu verlassen. Er wird nun selbst Schafmeister. Ist er von Natur gut, so wird er auch jetzt seine Schuldigkeit thun. Bei Allen ist es freilich noch nicht der Fall. Und dies

sind die ausgezeichneten, die besten Schafmeister. Ge-
lernt haben sie wenig, weil der Schafmeister, bei dem sie wa[ren,]
selbst wenig wußte. — Wie nun mit den schlechtern, deren i[m-]
mer wenigstens zehn auf einen sogenannten guten kommen?
Diese treiben sich als Burschen von einer Schäferei zur an[dern,]
erwerben sich dabei, wenn sie nur grade nicht liederlich sind, et[was.]
Haben sie nun dazu noch ein kleines eigenes Vermögen, so [steht]
ihrer fernern Versorgung nichts im Wege. Sie können ihre [Cau-]
tion leisten, und somit sind sie Schafmeister. — Das Un[heil,]
was sie in der ihnen anvertrauten Heerde anrichten, wäl[zt sich]
auf die Trift, das Futter, das Wasser, welches sie zum [Trän-]
ken haben, die Ställe 2c, und der Herr muß froh seyn, [wenn]
ihn solche Schafmeister nicht selbst noch mit Klagen besch[weren,]
daß sie ihr Eigenthum in der Schäferei zusetzen. — Und [ist es]
denn in ganz Deutschland nicht besser? — Ich antworte: [es]
giebt wenig Ausnahmen. — Aber dennoch gedeiht die S[chaf-]
zucht, und vermehrt sich überall. Das ist wahr, aber [es ist]
nicht das Verdienst der Schäfer. Die vielen Vorkehru[ngen,]
welche die Besitzer der Schafheerden zu deren Pflege, Un[terhal-]
tung und Gedeihen treffen, verhüten größeres Unglück, al[s so]
oft genug geschieht. Man achte nur einmal darauf, wie e[s in]
einigermaßen schwierigen Jahrgängen in den meisten Schä[fereien]
steht; man forsche nur ein wenig nach den Verlusten, die [sie]
in den letzten beiden von 1828 und 1829 erfahren haben. — [Zu]
beklagen ist es freilich, daß es so viele Eigenthümer und Ve[rwal-]
ter giebt, die selbst so wenig Kenntnisse von der Schäferei h[aben,]
daß sie Alles, was ihnen die Schafmeister sagen, auf Treu [und]
Glauben annehmen müssen.

Zugegeben, daß das Uebel mit den Schäfern wirklich so [groß]
sey, giebt es denn kein Mittel zu dessen Abhülfe? — Das [ist]
traurig. Gegen jedes Uebel giebt es Mittel, nur die re[chten]
und zweckmäßigen zu finden, ist oftmals nicht leicht. In [dem]
Verderben der deutschen und fast aller Schafmeister liegt [schon]
der Fingerzeig zu ihrer Besserung. Unwissenheit ist die erst[e Ur-]
sache desselben. Dieser muß also vor allem Andern abgeholfen [wer-]
den. — Was ich oben von einer vollkommnern Schulbild[ung]

des Landvolkes im Allgemeinen sagte, das kann auch insbesondere auf die Schäfer sehr heilsam wirken. — Schon giebt es einzelne Beispiele von Schäfern, die sich nach ihrer Art recht viel Schulkenntnisse erworben haben, und welche dieselben in ihrem Fache aufs beste anzuwenden verstehen. Sie können als Muster dienen, und sollten von jedem Herrn, der das Glück hat, einen dergleichen zu besitzen, ganz besonders ausgezeichnet werden.

Man hat schon viel von besondern Schäferschulen gesprochen. Was ich davon denke, habe ich schon anderwärts mitgetheilt. Hier nur so viel, daß dazu Fonds aufgebracht werden müssen, um die Schüler unentgeldlich aufzunehmen; daß diese nur gering seyn dürften, da diese Schulen in Verbindung mit großen Schäfereien stehen müßten, worin die Schüler sich ihr Brod selbst verdienen könnten; daß auf deren künftige Versorgung vorzugsweise Bedacht zu nehmen; daß aber denselben auch gewisse Verpflichtungen aufzulegen wären, nach welchen sie keine ihnen angebotene Anstellung ausschlagen dürften. Kämen nun erst einige solche Schulen zu Stande, dann würden sich bei den aus selbigen hervorgegangenen wahren Schafmeistern schon wieder tüchtige Subjecte bilden, und den Schäfereien wäre im Allgemeinen geholfen. Bis dahin aber muß sich schon jeder Schäferei-Eigenthümer selbst helfen, so gut er kann. Dazu will ich nun hier noch einige gute Rathschläge geben.

Man hat in frühern Zeiten durch den Antheil, welchen die Schäfer aus den Nutzungen der ihnen anvertrauten Heerden bekamen, und der sich gewöhnlich auf den zehnten oder zwölften Theil des Reinertrages belief, deren Interesse zu erregen und ihre Sorgfalt bei der Wartung der Schafe zu erhöhen gesucht. Die Sache hat allerdings viel für sich, beweist sich aber doch nicht allenthalben als besonders gut. Es hat sich nämlich mit diesem Antheile eine Art von Miteigenthümsrecht an der Heerde für die Schäfer gebildet, und dadurch haben diese einen Einfluß auf den ganzen Gang der Schäferei erhalten, der nicht allemal heilsam ist. Wo Unwissenheit und Hartnäckigkeit im Verharren bei Vorurtheilen stattfindet (und bei den meisten Schäfern ist dies der Fall), da wird es dem Heerdenbesitzer schwer, ja oft unmög-

lich, mit dem Bessern durchzubringen. Der Antheil, den ... hat, giebt ihm ein Recht zu Einwendungen, die gewöhnli... thätige Gegenwirkung übergehen, und dem Fortgange in der ... vollkommnung und Veredlung der Heerde hemmend in den ... treten.

Weit besser hat sich eine bestimmte Besoldung, die sich ... der Größe der ihnen anvertrauten Heerde richtet, bei den ... fern gezeigt. Einmal ist dem Herrn ganz freie Hand zu ... Abänderung und Verbesserung gelassen, und zweitens k... besonders darauf halten, daß der Schafmeister auch gutes ... habe, auf welches bei der sorgfältigen Aufsicht so sehr ... kommt. Neben dem festgestellten Lohne ihnen noch gewisse ... Antheile an den verschiedenen Nutzungen der Schäferei ... sen, ist allerdings zur Anregung und Erhaltung ihres Di... fers gut. Aber auch eine Verantwortlichkeit muß dieselben ... fen, und sie müssen zur Vertretung grober Verschuldungen, ... durch die Schafe Schaden leiden, verpflichtet werden.

So wie es nun aber nicht möglich ist, daß ein Schafm... musterhaften Fleiß und Eifer zeigen kann, wenn er so schle... soldet wird, daß er für sich und seine Familie kaum seinen ... halt findet, und wohl gar auf Nebenbeschäftigungen denken ... um diesen zu ergänzen; eben so wenig verschafft man sich durch ... zu hohe Ablohnung einen guten Schafmeister. Erstere ... ihm den Sinn und die Lust für die Sache, und letztere mach... übermüthig, und dadurch träge und saumselig. Ein gute... bequemes Auskommen muß ihm gesichert seyn. Dafür lass... aber keine Regeln geben, weil die Oertlichkeit einen zu g... Einfluß darauf hat. Darum muß es jedem Schäferei-Eig... mer überlassen bleiben, nach dieser die Stellung seines Sc... zu bestimmen.

Vom größten Nutzen wird es aber für jenen seyn, we... das Vertrauen seines Schafmeisters zu gewinnen weiß. ... wird es ihm möglich werden, manche Vorurtheile desselb... beseitigen und ihn für eine gute und verständige Behan... der Heerde zu gewinnen. Gelingt es ihm dabei, ihn auch ... zu vermögen, zuweilen ein Buch, was von seinem Fache h...

lle, zu lesen, dann ist die Hoffnung vorhanden, ihn allmählich zu einem guten Schäfer zu bilden. Traurig ist es, wenn erst zwischen beiden Spannung und Mißtrauen eintritt. Der Widerwille des Herrn verleidet ihm dann jeden Umgang mit dem Schäfer, und er geht nun nicht mehr so oft, und wie es nöthig wäre, in den Schafstall. Das Interesse des letztern ist ebenfalls dahin, und die Schafheerde bleibt, so zu sagen, ihrem Schicksale überlassen.

Um die vielfachen Umgehungen der Befehle ihrer Vorgesetzten vorzubeugen, eben so wie die Betrügereien mancher Art, deren sich Schäfer nur gar zu häufig schuldig machen, zu verhüten, ist eine oftmalige Ueberraschung derselben das beste Mittel. Wenn sie zu keiner Zeit und Stunde sicher sind, so werden sie am wenigsten wagen, sich Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen zu lassen. Gelegenheit macht Diebe, das darf man nur bedenken, und ihnen diese Gelegenheit auf jede Art zu entziehen suchen.

2) Die Wirthschaftsvögte, an vielen Orten Schaffner auch Schaffer und in Bayern Baumeister genannt. Ihnen ist, gleich den Corporalen in der Armee, der kleine Dienst in der Landwirthschaft anvertraut. Sie haben über die andern Gesinde und deren Beschäftigungen zu wachen, und besonders beim Ackerbau auf eine gute Ausführung desselben zu sehen. Ihre Stellung ist wichtiger, wie man glaubt, und von ihnen hängt es oftmals allein ab, ob der innere Betrieb, insofern er die Verpflegung des Zugviehes und die gute Bestellung der Felder betrifft, ganz so geht, wie es nöthig ist, um den vollen Nutzen aus ihm zu ziehen. Ihre Ausbildung erhalten sie einzig und allein durch den Dienst beim Landbaue, den sie gewöhnlich von Unten auf beginnen. Ob sie Talent und Eifer für ihr Fach haben, das muß der Wirthschaftsdirigent zu beurtheilen verstehen, wenn er sich nicht sehr nachtheiligen Mißgriffen aussetzen will. An vielen Orten hat man ihnen einen ziemlich weiten Wirkungskreis anvertraut, und sie vertreten hie und da die Stelle der Verwalter. Da ihre Besoldung geringer ist wie dieser ihre, so wird an den Wirthschaftsausgaben dabei erspart. Jedoch ist diese Ersparniß oftmals eine große Täuschung, die

sehr bald verschwindet, wenn man berechnet, was durch f
Dispositionen und oftmalige Veruntreuungen solcher Di
ten verloren geht. Da sie gemeiniglich aus der nie
Volksclasse stammen, so ist, wenn nicht eine natürliche
keit und Moralität in ihnen vorherrscht, auf ihr Eh
wenig zu rechnen, und man läuft mit dem ihnen Anver
weit mehr Gefahr, als wie bei einem Verwalter, dessen
Bildung mehr Ehrgefühl und Moralität voraus setzen
Ausnahmen giebt es überall, und es kann treue Vögte u
treue Verwalter geben. — Soll ich selbst gesehene Beispi
führen, so habe ich jederzeit mehr indirecten Schaden
durch Vögte, als in den durch Verwalter geführten Wir
ten entstehen gesehen. Zur Ausführung der Anordnung
Befehle sind erstere durchaus nöthig, nur zur Führung d
ders nicht hinlänglich geschickt.

3) Den Vögten gleich sind die Wirthschafteri
(auch Schleußerinnen oder Beschließerinnen genannt). Sie
bei dem, was das weibliche Dienstpersonal anbelangt,
Function, wie die Schaffner beim männlichen. Besonders
man ihrer bei einer bedeutenden Rindviehzucht. Je
man in manchen Gegenden Deutschlands als Oberleiter
hen, so wie in der Schweiz, Männer angestellt.

Alle die genannten Dienstboten kommen nur bei g
Wirthschaften vor. In den kleinern behelfen sich die
mit wenigen Knechten und Mägden, deren Stelle oftma
eignen Kinder vertreten.

4) Die Knechte und Mägde. Auf diesen
meistentheils die praktische Ausübung des Landbaues.
dere Talente und Geschicklichkeit können von denselben
weniger verlangt werden, als auch ihre Ablohnung nicht
der Art ist, daß man diese von ihnen fordern könnte.
Gehorsam, Treue und Fleiß sind die Eigenschaften und T
den, welche dem Wirthschaftsdirigenten sein Geschäft erlei
helfen. Hierin ist es nun freilich nicht in allen Gegenden
Deutschland gleich. Klagen über Mangel an jenen Eigens

werden aber überall gehört. Schon oben habe ich einige
chen hiervon angegeben.

Die Ablohnung der Dienstboten richtet sich nach den Ver-
ltnissen der verschiedenen Provinzen. Wo alle Lebensbe-
dürfnisse theurer sind, da ist der Lohn höher als da, wo Wohl-
feilheit herrscht. Freilich gleicht es sich wohl nicht überall
aus.

Wollte man einen Satz für alle Classen aufstellen, der
nach einem mittleren Durchschnitt auf alle deutschen Provin-
zen annähernd anwenden ließe, so würde dieser für den Wirth-
schaftsverwalter ungefähr jährlich 80 Rthlr. preuß. (140 Fl.
Rh. oder 120 Fl. C. M.), für die Vögte 30 Rthlr., für
Wirthschafterinnen 20 Rthlr., für die Knechte 20 Rthlr. und
die Mägde 15 Rthlr. betragen. Ich führe diese annähern-
den Sätze an, weil weiter unten bei den landwirthschaftlichen
Rechnungen auf diese und auf den Arbeitslohn Bezug zu neh-
men seyn wird.

Um das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstbo-
ten auf eine feste Grundlage zu stellen, ist in allen Staaten in
der Gesetzgebung auch eine besondere Gesindeordnung abgefaßt,
in welcher jeder Dienstbote seinen Rechtsstand als Mitglied des
Staates findet.

Was den Tagelohn für ländliche Arbeiter be-
trifft, so soll derselbe, wie ich schon bemerkt habe, bei den Män-
nern sich ungefähr mit dem Werthe von zwei preußischen Me-
tzen (10 Pf.) Roggen ausgleichen, wenn dieselben dabei beste-
hen sollen. Klar ist es übrigens, daß dabei oftmalige Abwei-
chungen unvermeidlich sind, und daß derselbe bei niedrigen Ge-
treidepreisen mehr, dagegen bei hohen weniger beträgt. Er
beläuft sich nach einem ungefähren Durchschnitt auf 5 Sgr. (15 Kr.
C. M. oder 18 Kr. Rheinl.) Bei den weiblichen Arbeitern
beträgt er fast in der Regel ein Viertheil bis ein Drittheil
weniger.

Vergleichen wir denselben mit dem in den benachbarten
Ländern, wo er z. B. in Frankreich in der Regel für einen
Mann einen Franken (8 Sgr.) und in England einen Schilling

(10 Sgr.) beträgt, so geht schon daraus hervor, daß der deutsche Landwirth wohlfeiler producirt, wie seine Nachbarn. Daß aber auch die Tagearbeiter in Deutschland bei ihrem Lohne eben so gut bestehen können, wie die in andern Ländern, das wird eine kurze Vergleichung sogleich darthun. Das Brod und die übrigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse sind bei uns fast immer wohlfeiler, wie in Frankreich und England, und dies geht oftmals so weit, daß 2 bis 3 Pf. Brod oder Fleisch bei uns kaum so viel kosten, wie dort ein Pfund. Mithin würde unser Tagelohn eher besser seyn, wie jener. Aber der Mensch lebt nicht von Brod allein. Die Kleider haben wir um nichts wohlfeiler, wie sie in Frankreich und England sind. Rechnen wir diese auf den vierten Theil der Ausgaben des Tagelöhners, so wird sich das Verhältniß so herstellen, daß der in Deutschland fast in Allem grade eben so gut steht, wie jene in England und Frankreich. Nun aber ist noch eine andere Frage für ihn zu beantworten. Nämlich die, ob er auch stets sicher sey, Arbeit zu haben. In volkreichen Gegenden kann er leider nicht darauf rechnen, jederzeit beschäftigt zu seyn. Das ist aber auch in England der Fall, und besonders seitdem dort die Maschinen aller Art so viele Menschenhände überflüssig gemacht haben. Weniger ist der Tagearbeiter in Frankreich der Gefahr ausgesetzt, arbeits- und dadurch brodlos zu seyn. Denn dort sind, bei vieler im Landbaue und in den Fabriken nöthiger Arbeit, noch nicht so viele Maschinen wie in England.

Umgekehrt aber ist der Landwirth da gut daran, wo er die Handarbeit jederzeit ohne Schwierigkeit und für nicht allzu hohen Preis haben kann. Eine andere Frage ist für diesen aber noch zu beantworten, ob er nämlich auch überall von einer gleichen Zahl von Arbeitern eine gleiche Menge von Arbeit geliefert bekommt. Hierbei giebt es mehrere Rücksichten. Die natürliche Thätigkeit oder Trägheit des Volkes kommt dabei besonders in Betrachtung. Dies erwogen, dürfte für den deutschen Landwirth die Sache grade nicht am günstigsten zu stehen kommen. Hie und da ein gewisser Grad von Unbildung, und eine natürliche Anlage zur Trägheit liegt im deutschen Landvolke un

schwert dem, der seine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen hat, sein Amt. Käme ihm nun nicht wieder die Kraft des Volkes und die Gutmüthigkeit, die ihm eine gewisse Ausdauer verbürgt, zu Hülfe, so stünde es noch schlimmer um ihn, als wie es wirklich steht.

In den Gegenden, wo das Grundeigenthum sehr zerstückelt ist, fehlt es in der Regel mehr an Arbeitern, wie da, wo größere Besitzungen vorhanden sind, weil dort eine Menge Menschen selbst Eigenthum haben, die hier ohne dasselbe sind. Gehen wir von dem Sprüchwort aus: eigner Herd ist Goldes werth, so müssen in den erstern Gegenden die Menschen glücklicher seyn, wie in den letztern. Ich würde mich nur selbst wiederholen, wenn ich hierüber meine schon mitgetheilten Meinungen aufs Neue aussprechen wollte. Nur das will ich noch berühren, daß die Masse der geleisteten Arbeit auf dieselbe Menschenzahl jederzeit da größer ist, wo die meisten mit Grundeigenthum versehen sind. Denn auf dem eigenen Acker ist ein Jeder thätiger, wie auf dem fremden. Wenn nun bei Arbeitsamkeit des Volkes die Moralität gewinnt und beim Müßiggange verliert, so müßte eben darum die Zerstückelung des Grundeigenthums zur Erhöhung der Moralität beitragen. Es würde auch dies augenscheinlich seyn, wenn die Schwierigkeit des Erwerbes und der Existenz nicht da wieder neue Laster hervorriefe. — Ein großes Glück aber ist es allemal für ein Land, wenn es leicht für Jeden ist, der seine Kräfte brauchen und seine Arme regen will, sich seinen Unterhalt zu erwerben. Die Hoffnung, die in der Möglichkeit liegt, sich kleine Ersparnisse zu machen, und davon selbst einmal ein Eigenthum zu erwerben, regt ihn zum Fleiße an, und in dessen Gefolge sind eben so viele Tugenden, wie in dem des Müßigganges Laster. Man denke an Nordamerica. Nach allen Schilderungen derjenigen, die es genauer kennen, ist wohl dieses Land das glücklichste unter allen, die von civilisirten Völkern bewohnt sind. In ihm steht der Werth der Arbeit hoch, und jeder, der sie nur leisten kann und will, ist gut versorgt. Man kennt dort noch keins von den Uebeln einer zu zahlreichen Bevölkerung.

Liegen deren aber in dieser, so ist es eine Hauptaufgabe, sie zu beseitigen. Schon oben habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß man fleißigen Händen, die unbebauten Landstrecken, deren wir in Deutschland noch genug haben, übergeben solle. Jeder Landwirth, welcher durch einen verständigen Betrieb seines Gewerbes die Masse der zu leistenden Arbeit vermehrt, und besonders durch die mehr erzeugten Producte Geld und Leben in sein Gewerbe bringt, wird zum Wohlthäter an seinem Vaterlande. Giebt es deren in einer Gegend sehr viele, und bewirken diese eine Steigerung des Arbeitslohnes, so werden die wohlthätigen Folgen davon gewiß sehr bald sichtbar. Die Engherzigkeit, die an Grausamkeit gränzt, und deren sich manche deutsche Landwirthe noch schuldig machen, daß sie lieber ihren Wirthschaftsbetrieb saumselig fortführen, als daß sie einige Arbeiter mehr anstellen; oder die von den wenigen Pfennigen, welche sie ihren Arbeitern abzwacken, und die diese empfindlich vermissen, reich zu werden hoffen, ich sage diese an Grausamkeit gränzende Engherzigkeit bestraft sich allemal an denen, welche sie ausüben, am härtesten. Noch nie habe ich gesehen, daß ihnen ihre Besitzungen viel eingetragen hätten. Was die Natur in dieselben legte, und was nur durch Arbeit aufgeschlossen werden kann, das lassen sie, gleich dem Geizhalse, festgebannt und ungenützt liegen; und wenn sie die Folgen ihrer Thorheit fühlen, dann wollen sie sich des Schadens an denjenigen erholen, denen sie ohnehin ihren Lebensunterhalt, durch den Mangel an Arbeit, verkürzt haben.

Man kann es fast als den sichersten Messer des allgemeinen Wohlstandes eines Landes annehmen, wenn die Arbeit im Verhältnisse zu den Lebensbedürfnissen der Menschen nicht zu gering bezahlt wird. Denn allemal spricht es für den Flor der Gewerbe, wenn viele Menschen bei denselben Arbeit finden; und wenn dies der Fall ist, dann wird ihnen dieselbe auch besser bezahlt. Weise und voll Vaterlandsliebe handeln daher auch besonders alle diejenigen Landwirthe, welche, anstatt die Arbeiten auf Kosten des vollkommensten Betriebes ihrer Wirthschaft zu beschränken, dieselben vielmehr zu vermehren und

dadurch entstehenden Mehrkosten durch mehrere und bessere Erzeugnisse wieder zu ersetzen suchen. —

Dieser Gegenstand führt mich auf das

C. Maschinenwesen.

Es giebt keinen überzeugenderen Beweis für den Fortgang zur Vollkommenheit des Menschengeschlechtes, wie die tausenderlei Maschinen, welche in allen Gewerben angewandt und von Tage zu Tage immer vollkommener werden. Unglaubliches ist durch dieselben schon geleistet worden, und wenn man die erstaunenden Wirkungen betrachtet, welche durch die Dampfmaschinen hervorgebracht werden, so erscheint Einem Vieles als Zauberei. Durch diese Maschinen aber werden eine ungeheure Menge menschlicher und thierischer Kräfte erspart; und wenn sie daher in Gegenden angelegt werden, wo man für diese noch keine andere Anwendung hat finden können, dann erregen sie neben der Bewunderung nur das Mitleiden über den Jammer und das Elend, welches sie herbeiführen. Tausende von Menschen verlieren durch dieselben ihr Brod, und da es schwer, ja unmöglich ist, ihnen sogleich andere Nahrungszweige zuzuweisen, so droht denselben das tiefste Elend, ja beinahe der Hungertod. Wollte man nun sagen, die Regierungen sollten lieber, anstatt Prämien auf die Erfindung und Vervollkommnung solcher Maschinen zu setzen, dieselben gradezu untersagen und deren Anwendung in keiner Art gestatten, so würde das Uebel nur einen Augenblick gehemmt, um dann desto größer und allgemeiner wieder auszubrechen. In allen Ländern sind bei fast allen Gewerben Maschinen im Gange und tragen zur wohlfeilern Darlegung aller Pruducte ungemein viel bei. Dieser Gang ist bereits so allgemein und tief in den ganzen Verkehr eingedrungen, daß ihn zu hemmen für den Augenblick fast außer aller menschlichen Kraft liegt. Jedes Land, das sich ihm widersetzen wollte, würde in sein Verderben rennen. Berührt auch die Sache die Landwirthschaft nur einseitig, so wird es doch der Mühe werth

seyn, sie hier ein wenig strenger zu prüfen, und ihre Wir-
gen und Folgen etwas klarer darzulegen.

Es kann wohl nichts weniger, als dem Obscurantis
huldigen heißen, wenn man behauptet, daß jetzt noch das Ue
größer ist, wie der Gewinn, den besonders die in den Ge
ben angewandten Dampfmaschinen bringen. Ersparen sie
eine Masse arbeitender menschlicher und thierischer Kräfte, so
grade darin, daß diese für den Augenblick in Unthätigkeit v
werden, der größte Nachtheil. Daß im Fortgange der Zeit
Maschinen wirklich so wohlthätig werden können, wie man
von denselben jetzt schon glaubt, unterliegt wohl keinem Zw
Aber immer werden sie nur für diejenigen Länder am gewinn
gendsten seyn, die nicht allzustark bevölkert sind. Daß sie es j
für das fast übervölkerte England sind, widerlegt meine Beh
tung nicht. So lange dies Land seinen ausgedehnten und b
ten Handel nach allen Ländern des Erdballs behält, ist seine
geheure Production freilich gesichert. Aber man denke sich
mal den Fortgang der Bevölkerung und Civilisation noch ei
Jahrhunderte so fortgehend, wie dies in dem gegenwärtige
Fall war. Dann wird nur noch ein Austausch der Pro
für alle Länder möglich seyn, und eine so ungeheure Ausfuhr,
sie England nach allen Weltgegenden jetzt betreibt, zu den
mären gehören. Wenn damit dann die Production jeder Art
hemmt werden muß, so sind die Menge von Maschinen ent
nur noch die Mittel, den Menschen fast aller Arbeit zu üb
ben, ihn mit denselben aber auch der Nahrlosigkeit und dem E
Preis zu geben. Denn ein solches Utopien wird es nirgend
ben, wo die Maschinen die Arbeit verrichten, und dem Mens
seine Zeit nur zur Betreibung der Künste und Wissenschaften
zur Ruhe und zum Vergnügen überlassen bleiben wird. —
so weit in die Zukunft hinaus zu sehen, ist keinem Menschen
gönnt, und welche Ereignisse in Jahrhunderten die Mens
vor= oder rückwärts drängen werden, das kann kein beschrä
Geist auch nur ahnden. Ich komme auf die Maschinen zu
In England sind deren für die Gewerbe und in Nordamerica
die Schifffahrt am meisten im Gange. Hier sind sie in hoh

Grade wohlthätig, weil sie ein übermäßig ausgedehntes, noch wenig bevölkertes Land gleichsam zusammendrängen, und den, sonst durch eine ungeheure Weitläuftigkeit gehemmten Verkehr auf eine unglaubliche Weise beleben; dort werden sie in vielfacher Art verderblich, weil sie die Nahrlosigkeit der niedern Volksclasse vermehren, und deren Elend auf eine grausame Weise steigern. — Es ist wahr, sie vermehren die Production, und machen alle Dinge, welche der Mensch zu seiner Bekleidung und Bequemlichkeit nöthig hat, wohlfeil. Aber die Bodenerzeugnisse können sie nicht in gleicher Art vermehren, der wachsenden Volksmenge können sie kein wohlfeileres Brod schaffen. Wenn sie dieser nun ihren Erwerb verkürzen, so sind sie zu ihrem Verderben da. — Antworten kann man freilich, daß England nur durch die Masse seiner Producte und durch deren wohlfeile Darstellung fort und fort die Oberhand im Handel behalten, und damit die Mittel erwerben kann, um das ihm oftmals fehlende Getreide zu kaufen; aber was nutzen diese Mittel dem Volke, wenn sie nur in den Händen einiger Reichen bleiben, und diese sie am Ende wieder dazu benutzen, durch Wucher die Preise der Nahrungsmittel noch mehr zu steigern. Dem ist aber wirklich so, oder alle Nachrichten, die uns von dem gepriesenen Lande zukommen, sind falsch. — Durch die bei den Gewerben angewandten Dampfmaschinen ist das Gleichgewicht aufgehoben und eine Störung im Volksverkehre herbeigeführt worden. Sie haben außer der Nahrlosigkeit, welche sie über die arbeitende Classe brachten, das Verhältniß in den Preisen der Erzeugnisse, wie es sich früher begründet hatte, aufgehoben, und da, wo sie besonders im Gange sind, ungeheuren Reichthum neben die drückendste Armuth gestellt. Wäre es möglich, oder gelangte die Menschheit erst irgend einmal dahin, daß alle zusammengesetzten Arbeiten durch Maschinen verrichtet werden könnten, dann steht zu erwarten, daß sich ein neues richtiges Verhältniß gestalten und dies einen allgemeinern Wohlstand herstellen werde. Diese glückliche Zukunft scheint aber noch fern zu liegen. — Bis jetzt waren die Dampfmaschinen fast überall nur Speculationen der Reichen. Jeder suchte den Andern dadurch in der Production zu überbieten und den höchsten Gewinn

zu erstreben. Sind nun auch bei denselben eine Menge Men-
schen angestellt, so erreicht deren Zahl doch kaum den zehnten Th[eil]
davon, was die frühere Art der Production erforderte. — W[ahr]
ist es zwar, daß die Wohlfeilheit der Fabricate zu deren meh-
rem Verbrauche aufmuntert, und daß daher die Masse dersel[ben]
im Verhältniß zur Bevölkerung jetzt größer seyn muß, wie sonst.
Aber dies gleicht es doch bei Weitem nicht aus. — Im land-
wirthschaftlichen Betriebe sind diese Dampfmaschinen noch we-
niger in Anwendung, und die Versuche, Wagen und sogar Pflüge
durch dieselben in Bewegung zu setzen, sind bis jetzt noch von so
wenig günstigem Erfolge gewesen, daß noch lange an kein glück-
liches Gelingen zu denken ist. Wenn dies aber auch von den Ma-
schinen gilt, die unmittelbar den Landbau angehen, so sind doch
schon mehrere im Gange, welche denselben mittelbar berühren.
Dies sind namentlich die Flachsspinnmaschinen. Das Spinnen
des Flachsgarnes war bisher fast der einzige Erwerbszweig für die
ärmere unbeschäftigte Volksclasse auf dem Lande. Durch Einfüh-
rung jener Maschinen droht derselben ein gleiches Schicksal, wie
den Arbeitern in England. Jedoch führt dieses Uebel für den
Landbau selbst wieder die Hoffnung mit sich, daß durch die Voll-
kommenheit des Gespinnstes, welches jene Maschinen liefern, die
Linnenerzeugung in Deutschland, und insbesondere in Schlesien,
wo schon eine solche Spinnmaschine mit sehr ausgedehnter Wir-
kung im Gange ist, sehr vortheilhaft seyn und in derselben dem
Lande einen sehr reichlich lohnenden Erwerbszweig zurückführen
werde. Selbst auch der Absatz des Leinengarnes, was diese Ma-
schinen liefern, bringt der Provinz Gewinn. Dem Landmann
aber wird durch dieselben die früher so einträgliche Flachserzeugung
wieder gegeben. Dabei finden denn freilich wieder eine Menge
von Menschen Beschäftigung. Jedoch ersetzt diese bei Weitem
nicht die des Flachsspinnens. Der numeräre Verlust ist freilich
nicht sehr bedeutend, da der Tagelohn, welchen dieses Spinnen
bringt, über alle Vorstellung gering ist. Dieser Verlust ist
daher leicht zu decken, und es ist nur auf Gegenstände, welche dem
Volke Beschäftigung gewähren und dem Müßiggange und den
daraus folgenden Uebeln vorbeugen, zu denken. Wie ich schon

bemerkt habe, bietet deren der Landbau selbst noch mehrere dar. Je vollkommener er betrieben wird, jemehr der Landwirth darauf denkt, neben den gewöhnlichen Producten auch Handelsartikel zu erbauen, desto mehr kann er auch Menschen beschäftigen und ihnen Erwerb zuwenden.

Ich will jetzt noch Einiges über die Maschinen sagen, deren man sich unmittelbar beim Betriebe der Landwirthschaft bedient.

Zuerst nenne ich die Dreschmaschinen. Deren sind schon so viele gebaut und empfohlen, dann wieder bei Seite geschafft worden, daß es in der That zu verwundern ist, wenn wir in Deutschland noch keine besitzen, die ihrem Zwecke gänzlich entspricht. Vom Wasser, von Pferden, oder Ochsen, ja zuweilen auch von Menschen getrieben, giebt es deren. Aber fast ohne Ausnahme hat man bis jetzt an allen noch so viele Mängel bemerkt, und wenn man ihre Wirkungen mit dem Kraftaufwande und den Kosten verglich, noch so viele Unvollkommenheiten gefunden, daß man sie gewöhnlich wieder abschaffte. Bei ihrer Errichtung hatte man immer England zum Vorbilde. Dabei aber war man in einem sehr wesentlichen Irrthume befangen. Denn wenn auch dort diese Maschinen den besten Erfolg gewähren und nach den dasigen Verhältnissen mit großem Gewinn angewandt werden, so folgt für Deutschland keinesweges dasselbe. Einmal ist in England die Mechanik zu einer größern Vollkommenheit gestiegen, wie in Deutschland; man liefert also die Maschinen aller Art dort mit wenigeren Kosten und zweckmäßiger eingerichtet, wie bei uns; zweitens aber haben wir die menschliche Arbeit im Allgemeinen mehr als halb so wohlfeil, wie in England, und können diese noch lange mit Vortheil anwenden, wo sie dort schon den größten Nachtheil bringt. — Wenn nun dessen ungeachtet noch mehrere deutsche Landwirthe nach dergleichen Maschinen trachten, so müssen sie entweder nicht genau genug rechnen, auf welche Weise sie das Ausdreschen am wohlfeilsten bewirken können; oder sie haben andere Bestimmungsgründe, die Maschinen der menschlichen Handarbeit vorzuziehen. Einige derselben liegen wohl ziemlich nahe. Wenn es auch in Deutschland im Allgemeinen gar nicht an arbeitenden Händen fehlt, und deren

auch bei der Landwirthschaft wohl fast jederzeit und überall haben sind, so kommen doch einzelne Zeitpunkte vor, wo Landwirth deren nicht so viele zu seiner Verfügung hat, als nöthig sind, um den größten Gewinn für den Augenblick seiner Wirthschaft zu ziehen. Ich erinnere nur an die Ern und das gleichzeitige Ausdreschen des Rübsens und des Raps Das Bedürfniß des Geldes sowohl, als der vortheilhaftere kauf können den Landwirth bestimmen, mit demselben auf Weise zu eilen, und es können ihm dazu die nöthigen fehlen. In diesem Falle wird ihm eine zweckmäßig und gebaute Dreschmaschine von großem Nutzen seyn. Dasselbe auch beim Getreide, besonders zur Zeit der Herbsteinsaat kommen. Seit mehreren Jahren sind in dieser Periode allemal die besten Getreidepreise gewesen. Wem stehen wohl so viele Arbeiter zu Gebote, daß er die letzte Erndte den Samenausdrusch zugleich betreiben, und dabei noch so ausdreschen lassen kann, daß er während dieser Zeit bedeu Verkäufe machen könnte? — Eine Dreschmaschine allein aus der Verlegenheit helfen. Kostete nun auch deren An fung wirklich so viel, daß die Zinsen des Anlagecapitals, Ausgaben auf Instandhaltung und für die dabei angest Menschen und Pferde eben dasselbe, wo nicht noch mehr gen, als was das Ausdreschen durch Menschen gekostet h würde, so macht der Gewinn, den der Landwirth dadurch daß er eine günstige Conjunctur benutzen kann, doch die Ansch fung einer Dreschmaschine vortheilhaft. — Jedoch glaube behaupten zu können, daß es nur wenige Gegenden in Deu land giebt, wo der Landwirth nicht Menschenhände genug ben könnte, wenn er sie nur etwas besser ablohnt, und geringen Theil des Gewinns, den ihm die Förderung der eintrágt, jenen zukommen läßt.

Ein anderer Grund, welcher viele Landwirthe zur Ansch fung von Dreschmaschinen bestimmt, ist die verminderte Gef betrogen zu werden. Leider giebt es unter der arbeitenden Cl des Volkes so Viele, die da, wo sie angestellt sind, nach je Gelegenheit haschen, um Betrügereien und Diebereien zu ver

üben. Ganz besonders können sie diese beim Ausdreschen des Getreides anbringen. Trägheit da, wo sie im Tagelohn arbeiten, unreines Ausdreschen da, wo man ihnen ein gewisses Pensum aufgiebt, und Entwendung des Getreides sind die Unannehmlichkeiten, die der Landwirth trotz der besten Aufsicht, so häufig erfährt. Alle diesem ist er bei Dreschmaschinen weniger ausgesetzt. Da er bei denselben nur wenig Menschen bedarf, und da auch die Aufsicht vereinfacht ist, so entgeht er bei ihnen wenigstens dem gedachten Verdrüsse, wenn er auch wirklich keinen wesentlichen Gewinn haben sollte. Fleiß, Treue und Ehrlichkeit von Seiten der Arbeiter können also am meisten gegen die Einführung von Dreschmaschinen thun.

Die Ersparung größerer Ausgaben, welche viele Landwirthe bei Anschaffung dieser Maschinen zur Absicht haben, ist oftmals, und ich möchte sagen, in Deutschland allemal, täuschend, wie ich schon bewiesen habe. So lange der Arbeitslohn noch so niedrig ist, wird es gewiß immer wohlfeiler kommen, wenn man das Getreide durch Menschen ausdreschen läßt. Selbst angenommen, daß wir auch schon Dreschmaschinen hätten, die allen an sie zu machenden Forderungen entsprächen, was doch bis jetzt noch keine thut, sie mag nun eine englische, schwedische oder deutsche heißen, immer führen sie eine Menge Kosten herbei, die aus der Verzinsung des Anlagecapitals, aus den Reparaturen ꝛc. hervorgehen, daß sie die Arbeit keineswegs wohlfeiler liefern, wie die Menschen. Rechnen wir dazu noch den Nachtheil, welchen die Wirthschaft durch das Verunstalten des Strohes, wodurch es zu manchem Gebrauche ganz untauglich wird, erleidet, so kann deren Einführung weder vortheilhaft seyn, noch jemals allgemein werden, so lange nämlich noch die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland bestehen.

Zweitens führe ich die Flachsbrechmaschinen an. Bei diesen sind andere Gesichtspunkte aufzufassen und festzustellen, wie bei den vorigen. Hier handelt es sich nicht sowohl darum, eine Maschine aufzustellen, die schneller und mit größerem Erfolge eine Arbeit herstellt, wie die menschlichen Hände; sondern sie soll dieselbe vorzüglich vollkommner verrichten. Ich

dürfte wohl kaum, um Mißdeutungen zu begegnen, hier ein für allemal erinnern, daß ich bei dem ganzen Abschnitt von Maschinenwesen nur immer solche Maschinen meine, die vielfach zusammengesetzt sind, und darum auch eine bei Weitem größere Wirkung hervorbringen, wie die einfachen. Denn ohne irgend eine Maschine ist fast gar keine Arbeit in der Landwirthschaft zu verrichten. So bedarf der Drescher als Maschine den Flegel, die Flachsbrecherin ihre Handbreche ꝛc. — An eine Flachsbrechmaschine war also die Forderung gestellt, daß sie die Arbeit in größerer Vollkommenheit leiste, wie die Handbrechen. Soll der Flachs ganz gut und tadellos zur fernern Fabrication geliefert werden, so muß er fest, weich und weiß seyn. Die bisherige Methode seiner Zubereitung zog ihm oftmals den Tadel zu, daß er selten diese drei Eigenschaften alle zugleich, ja zuweilen keine derselben besaß. Die lange Röste (Rotte), der man ihn aussetzen mußte, um ihn zur Zubereitung auf der Handbreche geeignet zu machen, raubte ihm einen Theil seiner Festigkeit (Zähigkeit des Bastes), und wenn sie auf dem Rasen bei besonders ungünstigem Wetter vor sich gegangen war, auch die Farbe (er war dunkelgrau). Wollte man ihm seine vollkommene Weiche verschaffen, so litt er ebenfalls an der Festigkeit. Diesen Uebelständen abzuhelfen, war also die Aufgabe für eine gute Brechmaschine. Konnte man diese so weit vervollkommnen, daß das Bast des Flachses von dem holzigen Stengel geschieden werden konnte, und daß dieses auch zur Verarbeitung völlig mild und weich genug war, ohne den Flachs vorher erst einer Röste auszusetzen, so hatte man die Aufgabe gelöst. Lange bemühte man sich vergebens darnach. — Die Erfindungen, mit welchen man hervortrat, erfüllten jene Forderungen entweder nur unvollkommen, oder nur theilweise. Endlich aber hat man sowohl in der Christianischen, als in einigen andern Flachsbrechmaschinen, wie z. B. der Geßner'schen, der Gerstner'schen, der Laforest'schen und der Schubartschen wohl ziemlich das Ziel erreicht. Sie liefern wenigstens das Product in einer Art, wie dasselbe als vollkommen gelten kann. Sie machen die Röste ganz entbehrlich, schaffen auch im Verhältniß des dabei nöthigen Kraftaufwandes, ein ziemlich Quan-

tum von Arbeit. Die an einigen derselben angebrachten Kalender geben dem Flachse Weiche und Seidenglanz, und die Entbehrlichkeit der Röste erhält ihn fest. Da sie überdies das Product in keiner Art verwüsten, was bei den Handbrechen doch mehr und weniger geschieht, so haben sie auch darin große Vorzüge. In ihrem Mechanismus werden sich noch Vollkommenheiten zum leichtern Gange derselben anbringen lassen, und dann dürften sie auch den strengsten an sie zu machenden Forderungen genügen. — Werden sie erst allgemeiner, und besonders von Gemeinden, die starken Flachsbau treiben, eingeführt, und jede verpflichtet werden, sich nur deren zu bedienen, so daß die Handbrechen gänzlich abgeschafft würden, dann wäre auch der großen Feuersgefahr, die so oft durch unvorsichtiges Flachsdörren herbeigeführt wird, abgeholfen.

Drittens, die Strohschneidemaschinen. Man hat deren fast schon eben so viele versucht, wie beim Dreschen. Jedoch ist man mit den Häckselmaschinen zu größerer Vollkommenheit gelangt. Besonders hat der viele Verbrauch von Häcksel in den Schäfereien, den man mit Kartoffeln oder Branntweinschlempe füttert, das Bedürfniß von tüchtigen und brauchbaren Maschinen zu dessen Verfertigung sehr dringend und fühlbar gemacht. Außer denen, welche man mit Schwungrädern und mehreren Messern zum Handgebrauche eingeführt hat, giebt es deren auch, die man mit andern, z. B. Schrotmaschinen fürs Getreide &c. vereinigt, und zum Betriebe mit Pferden eingerichtet hat. Außer der Ersparung an arbeitenden menschlichen Kräften haben diese Maschinen noch besonders das Gute, daß sie den Häcksel besser und zur Fütterung vollkommner liefern, und dessen auch jederzeit in hinlänglicher Menge vorräthig schaffen, was da, wo ihn die Arbeiter oder Dienstboten zu besorgen haben, nicht immer der Fall ist. Diese sind oft viel zu träge, um die erforderliche Menge von Häcksel auf den Handmaschinen zu schneiden, und das Vieh wird dann offenbar zurückgesetzt, wenn es nicht jederzeit eine gleichmäßige Mischung und eine gleiche Quantität des Häcksels unter sein Futter bekommt. Dies gilt von Schafen nicht allein, sondern auch insbesondere von

Pferden, die oftmals wegen der Trägheit der Knechte, die sie zu verpflegen haben, entweder sehr schlecht geschnittenen Häcksel oder dessen nicht genug erhalten, wodurch sie dann sehr zurückkommen. In dieser Beziehung kann man die Stroh- (Häcksel) Schneidemaschinen fast für die nützlichsten und nothwendigsten im landwirthschaftlichen Betriebe erklären.

Außer den genannten Maschinen kommen deren in Deutschland in der Landwirthschaft wenige vor. Höchstens wäre hier noch die Heuwendemaschine anzuführen, obgleich deren Gebrauch noch so beschränkt ist, daß er kaum der Rede werth seyn dürfte. Da dieselbe nur auf ganz gut geebnetem Boden anzuwenden geht, so ist ihre allgemeine Brauchbarkeit schon deßhalb nicht möglich. — Ihre Wirkung ist zwar sehr gut, aber dennoch bedarf man ihrer, besonders bei trocknen Jahrgängen so wenig, daß sie auch darum die Aufmerksamkeit der deutschen Landwirthe nicht sonderlich erregt hat. Dadurch daß sie, vermöge ihrer durch die Umdrehung eines Cylinders in Bewegung gesetzten eisernen Zähne, das Heu auffaßt und in die Luft wirft, befördert sie dessen schnellere Abtrocknung und erspart die Hände, welche sonst das Heu umwenden. Diese Ersparung ist aber nicht groß genug, daß sie die Kosten ihrer Anschaffung und die Bespannung mit einem Pferde, so wie dessen Leiter, decken sollte.

Haben wir nun gleich beim Ackerbaue noch einige zusammengesetzte Werkzeuge, als z. B. die mehrscharigen Pflüge, die Saateggen, Wiesenschröpfer rc., die wir vorzugsweise mit dem Namen von Maschinen belegen, so gehören diese nicht in die Kategorie, welche ich hier abzuhandeln hatte. Denn hier war nur die Rede von solchen, deren Anwendung die menschlichen und thierischen Kräfte spart, oder gar überflüssig macht.

Glücklicherweise haben die deutschen Landwirthe im Allgemeinen noch wenig Vorliebe für alle solche Maschinen. Dadurch entgehen sie den manchen Geldversplitterungen, welche die Anschaffung und die Versuche mit denselben veranlassen, und sie tragen auch nicht dazu bei, der niedern Volksclasse ihre Arbeit zu entziehen, den Erwerb zu schmälern und über dieselbe Elend

bringen zu helfen, ohne daß sie selbst dabei einen wesentlichen Nutzen hätten.

D. Technische mit der Landwirthschaft verbundene Gewerbe.

In den allerfrühesten Zeiten, wo der ganze Landbau auf die einfachste Weise geführt wurde, gab es wenige oder gar keine Gegenstände, mit welchen sich der Landwirth außer dem Betriebe seiner Acker- und Viehwirthschaft beschäftigt hätte. Theils begnügte man sich mit dem einfachen Gewinne, welchen man von diesem Betriebe hatte, theils aber glaubte man auch noch von keinen andern Gewerben, daß sie sich mit der Landwirthschaft vereinigen ließen, und zu deren Einträglichkeit beitragen könnten.

a) Bierbrauereien, von denen ich zuerst spreche, waren zwar in den allerältesten Zeiten schon fast in allen Wirthschaften in Ausübung. Hier aber, so wie in den Städten, beschränkten sie sich nur auf den eignen Bedarf. Aehnlich ist es jetzt noch in vielen Städten in Bayern, wo überhaupt dieses Gewerbe noch jetzt unter allen Provinzen Deutschlands am meisten florirt, und nicht selten die mächtigste Stütze der Landgüter ist. Als aber in der spätern Zeit die Sache, sich sein Bier selbst zu brauen, für Viele schwieriger wurde, indem theils die gestiegenen Getreidepreise dies kostbarer machten, theils auch jeder sich überzeugte, daß da, wo man dies Getränk in zu geringen Quantitäten zubereitet, dasselbe nicht sonderlich geräth, da entstand sehr bald eine Art von Monopol für Einzelne, die nun von ihrem Vorrath an Andere verkauften. Auf dem Lande waren es die Gutsherren, die schon für ihre sämmtlichen Dienstboten eine große Menge Bier brauen lassen mußten. Die Dorf-Insassen ließen sich also von diesen versorgen. Daraus entstand sehr bald ein Recht, Bier zu brauen, was die Herrschaften für sich allein behielten. Ueberhaupt haben sich eine Menge Rechte derselben auf ähnliche Art gebildet. Dieses Recht brachte den Gutsherren aber, wenn sie die Bierbrauerei in eigenem Betriebe behielten, nicht den Gewinn, welchen sie sich davon versprachen,

und deßhalb traten sie es, für einen gewissen Preis an An
ab, d. h. sie verpachteten es. — Daß sie bei eigener Aus
desselben durch die verbesserte Viehhaltung, die aus den Ab
gen der Brauerei Vieles bekommt, dem Ackerbaue einen mi
baren sehr großen Vortheil zuwenden konnten, das bedachte
nicht genug. Die jedoch ihr Augenmerk darauf richteten, die
dungen sich Vieles von diesen Abgängen aus, oder verpflic
die Pächter der Brauerei zur Abgabe des von ihrem Vie
zeugten Düngers. — Viele Gutsherren haben aber die Brau
im eigenen Betriebe behalten, und diese besonders durch die
haltung eng mit der Landwirthschaft verbunden. Die gut
sichere Anwehr des Getreides, welches sie hier in den eig
Verbrauch nehmen, und die vorzügliche Kräftigung ihrer Ä
durch den mehreren und besseren Dünger sind zwei Haupt
theile dieses Betriebes, die den Gewinn vom Ganzen gar s
erhöhen helfen.

Zu bedauern ist aber, daß dies Gewerbe des Bierbrau
mehr in den Städten als auf den Lande ausgeübt wird.
lich haben Landwirthe selten so viel eigene Kenntnisse in
Sache, oder so ein bedeutendes Betriebscapital, um sie mit
gehörigen Nachdrucke betreiben zu können. Diejenigen, w
sich auch besondere und eingelernte und geübte Brauer hal
erfahren leider so manche Schwächen derselben, die entw
aus zu geringer Kenntniß oder aus bösem Willen hervorge
Mehr aber wie die Bierbrauereien haben in Verbindung
den Landwirthschaften

b) B r a n n t w e i n b r e n n e r e i e n Glück gemacht.
Betrieb dieser ist schon deßhalb mehr gesichert, weil sich ihr P
duct länger aufbewahren und auch leichter in die Ferne ve
den läßt. In manchen Landwirthschaften hat man dieselben
ins Große eingerichtet, und besonders seitdem man die Kart
in ihnen benutzt, hat die Ausdehnung dieses Gewerbes ins
geheure zugenommen. Man hat dessen Betriebe eine M
Vorwürfe, aber auch fast eben so viele Lobeserhebungen
machen. Ich werde auf beide zurückkommen, wenn ich erst e
genauer dargelegt habe, inwiefern er so große Epoche in Bew

gung mit der Landwirthschaft gemacht hat. Ganz vorzüglich geschah es in den preußischen Staaten, daß man sehr große Branntweinbrennereien auf Landgütern anlegte. Die starke und vielmals abgeänderte, aber fast immer erhöhte Besteurung dieses Gewerbes machte, daß dessen Betrieb im Kleinen gar nicht mehr lohnte, und fast überall nur mit Schaden durchzusetzen war. Es mußten also alle die kleinen Brennereien aufhören. Dies ermuthigte die großen. Der ins Unglaubliche ausgedehnte Kartoffelbau, den man fast einzig und allein um der Viehzucht willen in dem Maße betrieb, reizte nun noch mehr, von dieser Frucht erst noch einen Gewinn zu ziehen, ehe man sie durch den Magen des Viehes gehen ließ. In den Branntweinbrennereien fand man dazu das Mittel, und diese richtete man sogleich ins Große ein. Mehrere neue Erfindungen, auf einem einzigen Gange die Stärke des Spiritus zu gewinnen, die man früher nur durch ein mehrmaliges Ablaufen erreicht hatte, ließen denselben nun viel wohlfeiler liefern. Ueberbot man sich auch nun darin auf alle Weise, so blieb dennoch ein reiner Gewinn, der die Ausübung des Gewerbes lohnte. Und gesetzt, dieser wäre auch nicht direct zu erzielen, so bleibt er indirect in dem bei der Branntweinbrennerei gewonnenen Viehfutter immer gesichert.

Man macht dem ausgedehnten Betriebe des Branntweinbrennens mit Recht den Vorwurf, daß er die Menschen zu dem allzuhäufigen Genusse des Branntweins, vermöge seiner Wohlfeilheit reize, und ihrer Moralität sowohl, als auch ihrer Gesundheit schade. Darum haben auch fast alle deutschen Regierungen denselben so hoch besteuert. Dies hat jedoch die Neigung zu demselben nicht vermindert. Besonders aber gilt dies von den norddeutschen Provinzen. Man könnte wohl die Ursache hievon in dem schlechten Biere finden, welches man dort fast überall trifft. Wäre dies Getränk von der Güte, wie z. B. in Bayern, so ist fast gewiß anzunehmen, daß unzählig Viele, die jetzt Branntwein trinken, diesem das Bier vorziehen würden.

Zum Lobe der ins Große betriebenen und so sehr vervollkommneten Branntweinbrennereien kann man anführen, daß sie uns in mehreren geistigen Getränken vom Auslande mehr unab-

hängig machen, indem man in ihnen mehrere Surrogate für R[um]
und Arrak bereitet, welche, wenn sie die ausländischen auch [nicht]
ganz erreichen, dieselben doch in vielen Fällen ersetzen, und
dem Lande eine Menge Geld erhalten. — Ferner kann man ih[nen]
nachrühmen, daß sie der Landwirthschaft einen neuen meist[en-]
theils sehr einträglichen Erwerbszweig zugeführt haben, d[urch]
welchen dem Betriebe derselben wenig geschadet wird, in[dem]
das Meiste der darin verbrauchten natürlichen Erzeugniss[e dem]
Viehe, und durch dieses dem Dünger zu Gute kommt. [So]
viel ist wenigstens längst durch die Erfahrung bestätigt, daß [Land-]
güter, welche dergleichen Branntweinbrennereien haben, kein[es-]
weges in dem Kraftzustande ihrer Aecker zurückkommen, son[dern]
vielmehr in demselben steigen, wie das namentlich an mehre[ren]
Gütern der Mark Brandenburg sichtbar ist.

c) Es müssen nun zunächst die Runkelrübenzuck[er-]
Fabriken folgen. Sonderbar genug hat deren Betrieb b[ald]
eine Zeit lang Aufsehn gemacht, bald ist er wieder als ein [Ge-]
genstand, der mehr Kosten als Ertrag mit sich führe, verw[orfen]
worden. In Deutschland hat man damit seit dem Anfang[e des]
gegenwärtigen Jahrhunderts angefangen. Die großen Er[war-]
tungen, welche man Anfangs davon hatte, waren vorzüglich d[urch]
die pomphaften Ankündigungen der ersten Unternehmungen [er-]
weckt worden. Der Franzose Achart war es, der sie einzuf[üh-]
ren versprach. Wenn er damit nicht so glücklich war, wie er
der Welt im Voraus glauben machen wollte, so lag dies in m[eh-]
reren Umständen, die er wohl bei reiflicher Ueberlegung h[ätte]
voraussehen können. Die damaligen geringen Zuckerpreise, [die]
Aufführung kostspieliger Gebäude, die Anschaffung theurer M[a-]
schinen und Instrumente; vor Allem aber das Ungewisse des G[e-]
lingens einer Unternehmung, wobei man Unkenntniß, Man[-]
gel an Uebung und Vorurtheile seiner Umgebungen zu überw[in-]
den hat, mußten das Gelingen dieses Unternehmens aufs [Un-]
gewisse bringen, und es mußte um so mehr scheitern, je zuv[er-]
sichtlicher der Unternehmer an das Werk ging, und je wenig[er]
er darum Vorsichtsmaßregeln gegen das Mißlingen nahm. —
Die deutschen Landwirthe, welche seinem Beispiele nachfolgten

bezahlten ihren Muth mitunter ziemlich theuer. Erst später war es Andern vorbehalten, den Gewinn aus der Sache zu ziehen, den Achart gleich anfangs davon versprach. Zur Zeit der von Napoleon veranstalteten Continentalsperre mußte sie, der Natur der Sache nach, am meisten rentiren, weil damals die Zuckerpreise eine Höhe hatten, welche alle Kosten in den Runkelrüben-zucker-Fabriken reichlich wiedergeben konnten. — Unter allen, die in Deutschland errichtet wurden, hat sich wohl die des berühmten deutschen Kaufmanns Nathusius in Magdeburg, die er in Neuhaldensleben errichtete, am besten gehalten. Er war unternehmend, denkend und reich genug, um ein solches Werk gleich auf die rechte Weise anzufangen. In Schlesien hatte man bald im Anfange auch Versuche gemacht. Die Fabrik des Baron Koppy in Krain entstand nicht lange nach der, welche Achart selbst auf seinem Gute Cunern bei Wohlau angelegt hatte. Letztere ist längst eingegangen, und der Betrieb der ersten ist unbedeutend. Eine neue, ins Große ausgedehnte Fabrik dieser Art aber ist bei dem Grafen Pfeil in Elgut bei Breslau jetzt im Entstehen. Sie soll ganz denen in Frankreich (die jetzt zu einer so hohen Vollkommenheit gelangt sind, daß sie jede Concurrenz mit dem indischen Zucker bestehen können) nachgebildet werden. — In Bayern fängt man ebenfalls jetzt an, die Sache in ernstere Betrachtung zu ziehen. Kämen wir in Deutschland damit zu der Vollkommenheit, wozu man in Frankreich bereits gelangt ist, dann würde sie ohne Zweifel ein neuer und sehr einträglicher Zweig für die Landwirthschaft werden, und nebenbei noch einer Menge Menschen, die bei der Zuckerfabrication angestellt würden, Beschäftigung und Erwerb geben.

Wir haben es hier weniger mit dem technischen Betriebe derselben, und mit dem Gewinne, welchen dieser zunächst bringen kann, als mit dem Einflusse zu thun, welchen sie auf den Landbau direct ausüben kann. Nehmen wir da Frankreich als Beispiel, so finden wir, daß diejenigen Gegenden, z. B. in den französischen Niederlanden, wo mehrere, ins Große betriebene Runkelrüben-Zuckerfabriken im Gange sind, einen indirecten, sehr

günstigen Einfluß auf den ganzen Landbau empfinden. Dad
daß man ein neues Mittel gefunden hat, von einem Theile s
Aecker, die man nämlich mit Runkelrüben bebaut, einen h
Reinertrag zu beziehen, gewinnen mittelbar die übrigen zu
mit, indem nun die andern Producte nicht in so überg
Menge erbaut werden, daß ihre Entwerthung bei jeder un
germaßen guten Erndte sogleich herbeigeführt würde. Ge
nen jene Fabriken in Deutschland erst an Umfange, so
wir auch bald dieselben Folgen empfinden.

Werfen wir aber die Frage auf, ob durch einen zu
Anbau von Runkelrüben auch die Aecker allzusehr ent
und damit der Landwirthschaft die Vortheile, welche sie
hätte, auch wieder entzogen werden würden, so können wir
darauf antworten: daß durch das Getreide, welches alljä
erbaut und verkauft, und wovon dem Acker allemal nur
Stroh zurück gegeben wird, dies wohl eben so sehr der Fall
müsse, und daß trotz dem, daß dieses seit so vielen Jah
derten geschieht, die Aecker dennoch fortwährend ihre Tr
keit zeigen. Ueberdies liefern die Runkelrüben durch ihre
ter den ganzen Herbst hindurch ein sehr gutes und rei
Futter, und auch alsdann, wenn sie herausgenommen un
Verkauf zugerichtet werden, geben ihre Abgänglinge dessen
eine Menge.

Was aber besondere Berücksichtigung verdiente, das
die Bereitung des Rohzuckers in jeder Landwirthschaft, in
cher man sich mit einem ausgedehnten Rübenanbaue be
wollte. So wie unsre Zuckerrafinerien nicht das Zuck
sondern den Rohzucker aus Indien beziehen, so müßten a
Runkelrüben=Zuckerfabriken, wenn sie ins Große arbeiten
ten, nur mit der Darstellung des Zuckers, wie er zum
brauche geeignet ist, sich befassen. — Die Sache wäre fü
Landwirthschaften durchaus nicht schwer, und die Vorrich
zu den Siedereien des Rohzuckers wären mit leichten K
zu bewerkstelligen. Alsdann blieben alle Abgänglinge zum
futter in den Wirthschaften, und wenn auch wirklich dies nur
einzige Gewinn wäre, so könnte man ihn für groß ge
schä

schätzen, um das Unternehmen zu lohnen. Aber ein zweiter Gewinn, welcher fast nur als Reinertrag zu betrachten wäre, käme aus der Branntweinbrennerei, die mit einer solchen Zuckersiederei vereinigt werden müßte, heraus. Denn die Abfälle derselben geben allemal ein viel besseres Product, wie das aus Roggen oder Kartoffeln. Bei der großen Vollkommenheit, zu welcher man jene, wie schon oben bemerkt, gebracht hat, würde der Vortheil um so größer seyn, und eine Fabrication die andere heben.

In reife und sorgfältige Erwägung hat aber der Landwirth vor allen Dingen seinen Acker zu ziehen, und zwar theils um sich zu überzeugen, ob derselbe zum Anbaue der Runkelrüben von Natur geeignet sey; theils aber ob er ihm auch die gehörige Menge von Dünger geben könne, um eine lohnende Erndte dieser Frucht zu erwarten. Wie bei dem Anbaue anderer Handelsgewächse muß er genau berechnen, ob ihm der scheinbare Gewinn, den er aus den Runkelrüben ziehen könnte, nicht wieder in dem indirecten Schaden, den sein übriger Wirthschaftsbetrieb erlitte, untergehen würde. — Auch auf die Art und Weise, wie er die Runkelrüben anbaut und behandelt, kommt Vieles an. Eine ausnehmend sorgfältige Cultur des Ackers und Behandlung bei Pflanzung und Wartung während des Wachsthums ist erforderlich, wenn man eine lohnende Erndte von ihnen haben will. Beim Dünger, den man ihnen giebt, kommt es nicht allein auf die Menge, sondern auch gar sehr auf die Beschaffenheit desselben an. So hat man z. B. die Erfahrung gemacht, daß in Schafdünger, besonders wenn derselbe erst im Frühjahr in den Acker gebracht wird, zwar gute Rüben wachsen, daß dieselben aber wenig Zuckerstoff enthalten, und dieser sich auch beim Sieden schwerer, wie von andern, scheiden läßt. Rindviehmist soll in jedem Falle der beste zur Erbauung der Runkelrüben seyn. Jedenfalls aber ist es am zuträglichsten, die Düngung schon im Herbste zu geben, und den Acker im Winter recht locker und dem Einflusse der Luft ausgesetzt zu erhalten.

Man bekommt gewöhnlich viel größere Rüben, wenn man den Samen bald in solche Entfernung legt, daß man nur die

überflüssigen Pflanzen herauszuziehen nöthig hat, und jede
eine stehen läßt. Indeß kann man diese Verfahrungsart
auf großen Flächen anwenden, weil man im Frühjahr zu
andere Arbeiten hat, und darum die sorgfältige Zurichtung
großen Ackerstücken zu Runkelrüben nicht durchsetzen kann.
Pflanzen in gut zubereitetem Acker in Reihen zu stecken und
dem Häufelpfluge zu durchfahren, ist die kürzeste und
Methode.

Vor allen Dingen aber muß man sich guten Sa
verschaffen suchen. Bekanntlich hat sich die Runkelrübe in
Arten ausgebildet. In rothe, gelbe und weiße. Letztere ist
eigentliche Zuckerrübe und man muß mit der größten Sorg
sich Samen von dieser zu verschaffen, oder noch besser
zu erziehen suchen. Jede Vermischung schadet, und setzt
Product nicht allein herab, sondern läßt es auch schwier
darstellen.

Da man, wie schon gesagt, in Frankreich die Runkelrü
Zuckerfabrication jetzt so ausgedehnt betreibt, daß jährlich
lionen von Pfunden verfertigt werden; da das Land so
bar dabei gewinnt, und die Hoffnung hat, den indischen
am Ende beinah ganz entbehren zu können: so wäre es
unverzeihliche Indolenz der deutschen Landwirthe, wenn
Sache nicht ihre ganze Aufmerksamkeit erregte. Hat auch
reich den Vortheil voraus, daß es in dieser Fabrication
zu einer größern Vollkommenheit gelangt ist, wie Deutsch
so kommt diesem dagegen wieder die weit wohlfeilere Er
der Rüben zu gute, und wenn wir uns also jene Vollko
heit erwerben, so muß die Bereitung des Runkelrübenzuck
uns ungleich besser lohnen.

d) Von großer Erheblichkeit sind in Deutschland sch
längerer Zeit die mit der Landwirthschaft vereinigten Oelsch
gereien. Schon im ersten Theile habe ich, beim Anbau
Oelsaaten bemerkt, daß es besonders im Herzogthume Magde
und in der Mark Brandenburg in den meisten großen Landw
schaften eingeführt ist, die gewonnenen Oelfrüchte selbst zu ver
beiten, und damit die Oelkuchen, als ein gutes Viehfutter, zu

winnen. Diese sind es aber nicht allein, was dem Landwirthe als reiner Vortheil dabei zufällt, sondern er hat noch außerdem am Oele selbst einen bedeutenden Gewinn. In neuerer Zeit ahmen die übrigen deutschen Provinzen jene nach, und wir finden fast überall, wo starker Raps- und Rübsenbau betrieben wird, daß die Landwirthe denselben in eigenen Oelschlägereien verarbeiten lassen. — Diese werden meistentheils durch Maschinen betrieben, die von Pferden in Bewegung gesetzt werden. Hie und da thut dies wohl auch das Wasser, und ihr Betrieb ist sodann noch wohlfeiler. Dampfmaschinen sind bei denselben in Deutschland noch nicht im Brauche.

Diese Oelschlägereien sind aber nicht allein für die Landwirthschaft, sondern auch für alle diejenigen, welche Oel bedürfen, sehr vortheilhaft, indem sie zur Wohlfeilheit dieses Products sehr viel beitragen. Dadurch aber wird dessen Verbrauch immer allgemeiner, und der Absatz bleibt für die Dauer gesichert.

e) Von jeher waren bei den Rittergütern Mühlen, anfangs um den eigenen Bedarf an Mehl zu beschaffen, später aber um auch für Fremde zu mahlen. So wie die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, wurden sie bald ein besonderes Vorrecht der Dominien, was im Laufe der Zeit ziemlich hohen Werth bekam. Der Betrieb derselben geschieht meist durchs Wasser, häufig aber auch durch Wind. Hie und da hat man auch mit den eben genannten Oelschlägereien Mühlen zum Schroten des Getreides vereinigt. Der Wirthschaft entsteht dabei ein sehr wesentlicher Gewinn, indem nicht allein die Kosten erspart, sondern auch alle Bevortheilungen vermieden werden. Die Wind- und Wassermühlen wurden in späterer Zeit meistentheils vererbpachtet, und die Grundherren sicherten sich bei denselben bedeutende Natural- und Geldzinsen. Sie haben nicht unwichtige Gerechtsamen, die sich besonders bei den Wassermühlen ziemlich weit ausdehnen. Hie und da beschränken diese sogar den rationellen Betrieb des Landbaues. Denn wo man z. B. Wiesenbewässerungen leicht und mit dem größten Vortheile anbringen könnte, da verbieten dieses die Mühlen, welche das Wasser zu benutzen haben. Eben so ist man

mit Einfriedigung der Aecker durch Gebüsche alsdann beschrän
wenn man damit den Windmühlen den freien Windzug hemmt.

Wenn manche große Landgutsbesitzer ihre eigenen Schmi
und Stell- und Rademacher haben, so können diese Gewerbe in
sofern in keine besondere Erwägung bei der Landwirthschaft kom
men, als sie theils gar keinen directen Einfluß auf deren lebhaf
gern oder saumseligern Betrieb haben, theils auch mit ihr
keiner weitern Verbindung stehen, als daß sie die bei ihr nöthi
gen Geräthschaften und Werkzeuge schneller in Stand setzen, u.
alle etwa vorkommenden Hindernisse bald beseitigen.

E. Landwirthschaftliche Bauart.

Auf den bequemern und zweckmäßigern Betrieb der Land
wirthschaft hat insbesondere auch die Art und Weise, wie die da
bei nothwendigen Gebäude eingerichtet sind, einen sehr wesentli
chen Einfluß. Ob man deren in aller Art genug habe, wie sie
aufgeführt und eingerichtet sind, wo sie stehen, ob sie im Win
ter den besten Schutz gewähren, das Alles ist dabei zu erwägen.
Nun sind aber die Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden
von Deutschland von der Art, daß man in der einen mit sehr ge
ringen, in der andern nur mit vielen Kosten Gebäude aufführen
kann. Es ist daher bei der Beurtheilung des Betriebes der Land
wirthschaft auch auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen. Er
fordert dieselbe auch keine Prachtgebäude, so müssen sie doch alle
in gutem Stande seyn, und Raum und Bequemlichkeit für die
verschiedenen in ihnen zu verrichtenden Geschäfte darbieten.

Es kann aber hier nicht allein von den Wohnungen der Men
schen die Rede seyn, sondern auch besonders von den andern Bau
ten, als Ställen, Scheuern, Getreidemagazinen rc.

Ich spreche zuerst von den Wohnungen. Ihr äußerer
Bau und ihre innere Einrichtung sind in den verschiedenen Pro
vinzen Deutschlands nicht gleich. Im nordöstlichen Theil dessel
ben, wie in Schlesien, Pommern und Brandenburg findet man
bei den kleinern Landwirthen noch viel Genügsamkeit in diesem
Puncte. Man ist zufrieden, wenn man nur vor Sturm und
Regen geschützt ist, und sieht bei seinen Wohnungen meistentheils

wenig oder gar nicht auf Eleganz und Bequemlichkeit. Eine Stube, worin der Besitzer mit seinen sämmtlichen Dienstboten zusammen wohnt, und die öftmals so eng ist, daß sie förmlich wie eingepfercht sind, eine Schlafkammer für sich, den Bodenraum für die Gesinde, einige Kammern zum Aufbewahren des Mobiliars und der Wirthschaftsutensilien, und ein enger Hausflur, der oftmals noch Hühner= und Taubenhaus ist, das sind die sämmtlichen Einrichtungen und Bequemlichkeiten solcher Häuser. Den Wirthschaftshof, der in der Regel sehr eng ist, umschließen die übrigen Gebäude. Die Stallungen hängen meistentheils mit dem Wohnhause zusammen, und es führen zur Bequemlichkeit Thüren im Innern desselben nach jenen. Scheuern und Schoppen schließen das Uebrige. Sehr fehlerhaft und zur Entstellung des Ganzen wie absichtlich angebracht, sind in diesen Höfen die Düngergruben. Entweder dicht an den Stallungen oder auch in der Mitte des Hofes sind sie dem Zuströmen des von den Dächern schießenden Regenwassers offen, und es laugt dann der Mist in ihnen auf alle Weise aus. Noch hat man nur in wenigen Wirthschaften dieser Art, an Abschaffung dieses Uebelstandes gedacht, und selbst bei Anlagen neuer Gehöfte nimmt man wenig Rücksicht darauf. — Ein Hauptgegenstand sind für die Rindviehzucht gute Keller. Man ist auf dieselben zwar bedacht, jedoch nur auf Besitzungen, welche in die Classe der Bauergüter gehören. Auf den kleineren muß man sich gewöhnlich mit einer dunkeln Kammer begnügen. Jedoch giebt es, wie wohl zu erwarten steht, auch viele Ausnahmen, und man findet in den genannten Gegenden Dörfer, die von fern kleinen, gut gebauten Städten ähnlich sind. Besonders ist in dem gebirgigen Theile von Schlesien eine freundliche und ansprechende Bauart einheimisch.

Mehr auf Bequemlichkeit und zweckmäßige Anlage des Wirthschaftshofes sieht man im südlichen und westlichen Deutschland. Hier findet man mehr Eleganz und in vieler Art eine zweckmäßigere Anlage des Baues. So hält man z. B. in Mähren und Böhmen darauf, die Gebäude von Außen stets weiß zu erhalten, und es gehört zu den Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts, dieses von Zeit zu Zeit durch Anstreichen mit Kalk zu bewir=

ken. Ist nun gleich in diesen Provinzen die innere Einrich
nicht besser und bequemer, wie in den vorgenannten, so g
sie doch von Außen einen bessern Anblick. In den Gebirgsge
den benutzt man die Localität sorgfältig, sowohl zur Anlage g
und geräumiger Keller, als auch zum Anbau von Scheuern
Stallungen an Berglehnen, um von der hohen Seite mit
Getreide und dem Futter hineinzufahren, und ersteres lei
die Höhe, letzteres aber bald auf den Boden zu bringen.
jedoch keine Anhöhen diese Bauart begünstigen, da hilft man
schräg geführte Auffahrten nach.

Hinsichtlich der Baumaterialien bedient man sich in den
reichen Gebirgsgegenden meistentheils des Holzes. Dort i
fast überall gebräuchlich, Balken auf Balken auf einen nur
über die Erde geführten steinernen Grund zu legen, diese a
Ecken zu verbinden, die Fugen mit Moos auszufüllen, und
bis unter das Dach fortzusetzen. Letzteres besteht aus Sch
von Holz. Nur in einem Theile von Altbayern legt man
Dach so flach, daß man die kleinen Breter, aus welchen es b
mit darauf gelegten Steinen befestigen kann. Es ist dies f
eine der wohlfeilsten Bauarten; sie erinnert aber beinah a
Nomaden-Zustand, giebt auch einen, keinesweges angeneh
Anblick, und ist überdies für Wirthschaftsgebäude unbeq
da sie zu wenig Raum unter dem Dache gewährt. — Ein
dere Art, mit Holz zu bauen ist die mit sogenanntem B
werke. Bei diesem sind die Säulen und Balken, die in g
sen Entfernungen stehen, und das Skelett der Wände b
mit hölzernen Bändern verbunden, und die Zwischenräume
den mit Stäben (Stückhölzern) ausgeschlagen, und dies
Lehme, der mit Stroh, behufs der festern Haltung, verm
ist, ausgefüllt. Es ist diese Bauart unstreitig die zweckmä
in der Landwirthschaft, und sie vereinigt mit Wohlfeilheit
wenn sie gut geführt wird, noch Eleganz. — In den fl
Landgegenden bedient man sich meistentheils der Backsteine
geln), die hier weit wohlfeiler kommen, wie das Holz.
Dächer hat man daselbst von Stroh oder Rohr. Da man zu
sen Bauten meistentheils sich die Ziegeln auf dem eigenen Gr

d Boden verfertigt, so erspart man eine Menge Kosten. Die
ndespolizei hat es jetzt zur Vorschrift gemacht, neue Bauten
r von Steinen oder Ziegeln aufzuführen, um der allzugroßen
uersgefahr vorzubeugen. Jedoch umgeht man dieselbe noch
r häufig, und wählt die leichtere und für den Wirthschaftsbe-
eb viel zuträglichere Art von Holz. — Ein Hauptübelstand
gt in der Ziegelbedachung. Denn unter dieser verdirbt alles
etreide und Futter, wenn es nicht in einiger Entfernung (min-
stens zwei Fuß) von derselben gelegt wird. Wo man Schiefer
cht allzu fern und darum nicht allzu theuer haben kann, da entgeht
an jenem Uebelstande, wenn man diesen zur Bedachung anwendet.

Obgleich das hier Gesagte zunächst von den kleinern ländli-
en Besitzungen gilt, so ist es doch mehr oder weniger auch auf
e größern anwendbar. Jedoch hat man auf den Rittergütern
on sehr häufig eine großartige und in edlem Style geführte
auart angewandt. Dies gilt ganz besonders an den Wohnge-
uden oder Schlössern. Mit dem letztern Namen belegt man in
chlesien und in einigen süddeutschen Provinzen alle herrschaftli-
en Wohnhäuser, mögen sie auch noch so klein und unansehnlich
yn. Es schreibt sich diese Benennung aber in ganz Deutschland
ohl nur aus den ältesten Zeiten her, wo jeder Ritter, der auf
inen Gütern saß, eine Burg oder festes Schloß haben mußte,
um den Anfällen, denen er jeden Augenblick ausgesetzt war, zu
widerstehen.

Vielen Aufwand macht man in neuerer Zeit mit dem Baue
von Schafställen. Palästen ähnliche Gebäude werden zu dem
Ende aufgeführt. Nicht allein von Außen, sondern auch von In-
nen ist ihre ganze Einrichtung großartig. Einen sehr auffallen-
den Contrast bilden diese neuen mit den alten, kleinen, niedrigen
und dumpfigen Ställen, in welchen das Vieh wie in Kerkern
eingeschlossen war. Man kann freilich sagen, daß man hierbei
von einem Extreme ins andere übergegangen sey. Denn wenn
man in solche neue und prachtvolle Schafställe tritt, so scheut
man sich fast, sie mit dem Namen eines Stalles zu benennen.
Viele giebt es, die mit einer kunstmäßigen Säulenordnung in-
wendig geschmückt sind. Im Innern dieser Säulen ist der Raum

für die Schafe, und zwischen den Säulen und der Mauer ist
Art von Corridor, in welchem man bequem spazieren und
Einrichtung der Schäferei mit Muße betrachten kann.
man freilich die Zinsen von dem hierauf verwandten nicht ge-
gen Anlagecapitale berechnet, dann dürfen keine gemeinen
diese Paläste bewohnen. Es kann sich zwar der Besitzer
auf sein Vergnügen abrechnen, aber er wird dennoch nur
jene Zinsen gedeckt bekommen, wenn er zweckmäßig und
dig zu veredeln und seiner ganzen Schäferei ihre richtige
anzuweisen wußte. — Jedoch kann eine dergleichen
wohl dauerhaft, in aller Art ihre Bestimmung erfüllend
schön gebaut seyn, ohne daß dabei geradezu eine Versch-
dung vorherrschen muß. Geräumigkeit, Höhe, und die ri
Temperatur von Wärme und Kälte haltend, muß sie seyn,
sie ihrem Zwecke entsprechen soll. Diese luxuriöse Bauart
erst angefangen, seitdem die Schafe, vermöge ihrer hohen
edlung so einträglich wurden. Rechnet man aber die Kosten
dergleichen Gebäude, und vergleicht man damit, wie wenig
darauf in Frankreich und Spanien, ja selbst in England zu
wenden nöthig hat, so produciren wir in dieser Hinsicht die
Wolle theurer, wie in jenen Ländern. Der gesunkene Wert
Wolle und der wegen dieses Umstandes, und vorzüglich
wegen Ueberhandnahme der Merinos, noch mehr herabgeg-
nen Preise der Zuchtschafe hat die Lust zu solchen kostspi
Bauten bereits sehr abgekühlt. Wenn man aber dergleichen
führte, und dann in denselben Thiere von weniger als mitte
ßigem Werthe aufstellte, wie dies mitunter wohl auch ge
dann war es freilich eine Art von Manie, die man demjen
der auf diese Weise sein Geld los werden wollte, lassen muß

Aber auch andere Stallgebäude, z. B. für das Rind
führte man besser, zweckmäßiger und schöner auf, wie ehe
Dies geschah nun, wie bei den Schafen ebenfalls in den
wirthschaften, wo man für Veredlung des Viehes etwas
Um alsdann das Ebenmaß nicht zu stören, und für das G
einen gefälligeren Anblick zu gewinnen, folgte man mit den ü
gen Gebäuden nach, und so entstanden Gehöfte, welche

allein für sich, sondern auch für ganze Gegenden eine Zierde wurden.

Aber auch von den Versuchen, die man mit neuen und wohlfeilen Bauarten machte, muß ich sprechen. Da führe ich vor allen den Pisee-Bau an. Aus fest gestampfter Erde zwischen zwei Brettern bilden sich die Wände, die, wenn sie von Oben und Unten sorgfältig vor Nässe geschützt sind, ganz denselben Zweck, wie die von Steinen gemauerten, erreichen. Da sie nun ungleich wohlfeiler sind, wie diese, so verdienen sie alle Beachtung. Diese haben sie aber auch schon in vielen Gegenden Deutschlands erfahren, und man ist mit ihrer Zusammensetzung schon zu großer Vollkommenheit gelangt. So hat man z. B. versucht, in diesen Erdbau Holz oder Zweige einzulegen, um ihn für den Anfang mehr zu befestigen. Jedoch konnte der Erfolg hievon deßhalb nicht sonderlich seyn, weil dieses Holz im Laufe der Zeit die Mauer eher lose machen, als festhalten hilft. Immer kommt es dabei ganz besonders auf die Bündigkeit der Erdart, und auf deren Festschlagen an. — Diese Bauart aber in Gegenden anwenden, die der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, heißt sie nicht verstehen, und sich nicht allein dem Schaden Preis geben, dergleichen Gebäude einstürzen zu sehen; sondern auch noch Gefahr laufen, das in denselben stehende Vieh erschlagen zu lassen.

Dem Piseebaue ähnlich kann man die Lehmschoben (Lehmschindeln) nennen. Sie werden von Stroh verfertigt, das mit Lehme (bindender Erde) gänzlich eingekleidet, und in die Form von langen Schoben (Schindeln) gebracht wird. Ein Dach, von solchen Schindeln widersteht dem Feuer fast eben so gut, vielleicht noch besser, wie von gebrannten Dachziegeln, indem diese beim Feuer leicht zerspringen, und dann dasselbe in die Gebäude eindringen lassen, was diese Lehmschoben nicht thun. Die Dauerhaftigkeit eines Daches von denselben hängt freilich von der bessern oder schlechtern Zubereitung ab. Ist diese gut, so unterliegt es in 15 bis 20 Jahren kaum einer Ausbesserung. Letztere ist jedoch sehr schwierig, und wo sie bedeutend nöthig wird, ist es allemal besser, das ganze Dach neu zu legen. Was

aber für die Landwirthschaft ein sehr wesentlicher Vorzug den diese Lehmschindeln vor den gebrannten Ziegeln haben, beruht in der Brauchbarkeit der erstern zu Dünger, wenn ein schadhaftes Dach herunterwerfen muß, wogegen letztere diesem Falle nur eine unnütze Last werden.

Ich will nun noch ins Besondere von Bauten an sprechen. Wie ich schon oben bemerkt, hat man die Be lichkeit, welche hiebei die Natur darbietet, in den Ge genden in aller Art benutzt. Hauptsächlich aber sind es die bauenden Provinzen, welche vieler und großer Keller be In diesen findet man deren, die in der That sehenswerth Wo es irgend angeht, sind dieselben in Felsen gehauen, und erfüllen in dieser Art ihre Bestimmung ganz vorzüglich. nicht allein für den Wein, sondern auch für das Bier hat dergleichen großartig gebaute Keller. Solche trifft man be ders in Bayern, wo dieselben gleich den Casematten bei den stungen die Wohnorte umgeben.

Zu diesen landwirthschaftlichen Bauten zähle ich auch Ausbaue. Unter diesem Namen begreift man, wie be diejenigen Gehöfte, welche Landeigenthümer, zur Bequem keit ihrer Wirthschaftsführung, in die Mitte ihrer Felder ba Man hat diese Ausbaue besonders im Oderbruche in neu Zeit sehr stark betrieben. Um dieselben nun mit den wenig Kosten ins Werk zu richten, muß man die verschiedenen A zu bauen, genau kennen, und auch die Localität genau pr um diejenige zu wählen, die an den Ort am besten paßt, auch den vorhandenen Baumaterialien nach sich am leich ins Werk setzen läßt. Immer ist und bleibt ein solcher A mit einer großen Menge von Kosten verbunden, und wer unternehmen will, der thut wohl, zuvor alle Umstände sorg tig zu erwägen und sich einen genauen Ueberschlag zu mach sowohl von dem zu hoffenden Gewinne, als auch von dem fürchtenden Nachtheile.

Der Hauptvortheil, den man dabei beabsichtigt, ist, schon bemerkt, eine bequemere Wirthschaftsführung, weil m die Aecker nicht mehr so entfernt vom Wirthschaftshofe hat, w

sonst. Dieser Vortheil kann besonders dann sehr bedeutend seyn, wenn dieselben früher nur auf einer Seite und noch dazu vielleicht über das Dorf hinaus lagen, so daß zu allen Dünger-, Getreide- und Heufuhren fast die doppelte Zeit erforderlich war. Berechnet man dies genau, so kann oftmals beinahe der vierte Theil des Zugviehes erspart werden, was eine nicht geringe Summe in den Ausgaben erübrigt.

Ein zweiter Vortheil liegt aber auch in der größern Sicherheit vor Feuersgefahr. Bedenkt man, wie bei den seit einiger Zeit so überhand genommenen Feuersbrünsten so mancher seine Habe verlor, dessen Haus, wegen der Nähe derer, wo das Feuer auskam, mit von den Flammen verzehrt ward, so muß ihm jede Entfernung dieser Gefahr am Herzen liegen. Und dies bewirkt er am besten durch den Ausbau.

Aber auch darin liegt eine Empfehlung für denselben, daß der friedliebende Landmann weniger dem Zanke und den Anfeindungen seiner Nachbarn ausgesetzt ist. Der Berührungen, in welche er mit ihnen kommt, sind dann viel weniger, und er kann seine Wirthschaft mit mehr Ruhe und von dem Auge der Feinde und Neider unbeachtet führen.

Einen Vortheil, den der Ausbau mit sich führt, will man auch darin finden, daß die Menschen, die nun weniger mit einander umgehen, auch weniger sich gegenseitig zu Lastern reizen können. Man kann jedoch dagegen eben so gut anführen, daß der Anreiz und die Aufmunterung zur Tugend auch weniger statt findet; was sich dann beiderseits ausgleicht.

So bekannt nun aber auch die Nachtheile des Ausbaues sind, so muß ich sie der Vollständigkeit wegen ebenfalls aufführen.

Vor allem Uebrigen tritt die Gefahr, von Dieben und Räubern überfallen und seines Eigenthums beraubt zu werden, hervor. Ohne fremde zu erreichende Hülfe ist der Landwirth in einem solchen Falle ganz der Willkür und Bosheit solchen Gesindels ausgesetzt, und er kommt nächst dem Verluste seiner Habe auch noch in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Ist auch die öffentliche Sicherheit in Deutschland weniger, wie in irgend

einem andern Lande gefährdet, so sind doch auch die besten Anstalten der Landespolizei nicht allemal genügend, um den einzelnen Mann vor den Anfällen der Bosheit zu schützen. Und grade die Gelegenheit und der Reiz, ungestraft den Andern um das Seinen berauben zu können, macht die Räubereien beim Ausbaue häufiger, wie bei der Vereinigung der Einwohner in Dörfern. Waffen zum eigenen Schutze sind für den einzeln und entfernt Wohnenden nicht allemal hinlänglich, derartige Anfälle abzuwehren.

Nächst der gedachten Gefahr ist der Mangel an Umgang, den doch auch der schlichte Landmann wünscht, eine Unbequemlichkeit des Ausbaues. Wen auch sein Beruf den ganzen Tag beschäftigt und vor langer Weile bewahrt, der fühlt dennoch, wenn seine Geschäfte beendigt sind, das Bedürfniß nach Umgang, welches durch seine wenigen Hausgenossen nicht gänzlich befriedigt werden kann. Kommen nun auch, in bevölkerten Gegenden, beim Ausbaue die Wohnungen nicht allzuweit von einander, so ist es doch immer nicht ohne Unbequemlichkeit möglich, seine Nachbarn zu besuchen.

Aus dieser Absonderung und dem wenigeren Umgange der Menschen unter einander folgt dann auch ein Zurückbleiben in der Bildung. Je näher sich die Menschen rücken, desto mehr steigt die Civilisation, und hat auch diese nicht immer alle Tugenden in ihrem Gefolge, so befördert sie doch unstreitig dieselben mehr, wie die Uncultur und Rohheit.

Was aber eine besondere Berücksichtigung verdient, ist der Unterricht der Jugend. Welch' eine Beschwerde ist es für die Kinder, die nun von den zerstreut liegenden Wohnungen nach einer entfernten Schule gehen müssen. Im Winter und bei rauher und stürmischer Witterung wird dies ganz unmöglich, und sie kommen dann fast immer wieder so weit zurück, wie sie vorwärts gekommen waren.

Hieraus folgt denn nun wohl ziemlich bestimmt, daß die moralischen Gründe gegen den Ausbau, die physischen für denselben auf=, wo nicht überwiegen, und daß es weder

zum besondern Wohle des Landes, noch der einzelnen Landwirthe gereichen kann, wenn die Ausbaue allgemeiner werden.

Anders ist es freilich da, wo das Grundeigenthum so zerstückelt ist, daß bei einem Ausbaue die Wohnungen nicht sehr entfernt kommen. Da sind denn mehrere der angeführten Nachtheile schon behoben, indem die Vortheile doch dieselben bleiben.

Zum Schlusse will ich im Allgemeinen von den landwirthschaftlichen Bauten noch bemerken, daß die Liebhaberei dafür sehr abgekühlt wird, wenn man weiß, es werde darauf, bei Veräußerungen wenig Werth gelegt, und in keiner Art eine angemessene Entschädigung dafür angeboten. Und dies ist in der That der Fall. Jeder Landwirth weiß aus Erfahrung, daß es eine recht bequeme und angenehme Sache sey, gute, ja wohl auch schöne Gebäude auf einem Landgute vorzufinden; daß man aber bei Weitem nicht so viel mehr für dieselben bezahlt, als diese gegen schlechte und baufällige werth sind. — Weil man davon schon in den frühesten Zeiten überzeugt war, so entstand auch das deutsche ländliche Sprüchwort: „Man muß die Häuser stützen und das Geld nützen.“

Daß aber eine allzu große Oekonomie im Führen von Bauten der Landwirthschaft mehr Schaden bringe, als der Nutzen der Ersparung beträgt, das ist nicht schwer zu beweisen. Ich will gar nicht von der Gefahr sprechen, welche für Menschen und Vieh in alten und baufälligen Gebäuden vorhanden ist, sondern nur auf den Verlust hinweisen, den der Landwirth erleidet, wenn er sein Vieh in alten, engen und dumpfigen Ställen zusammen drängt, wo dasselbe weder gedeihen, noch einen großen Nutzen bringen kann; wenn er aus Mangel an Scheuern einen großen Theil seines Getreides unter freiem Himmel lassen, und Sturm und Regen aussetzen muß, wenn es ihm an Schuppengebäuden fehlt, um Acker- und Wirthschaftsgeräthe zu bergen. Rechnet er sich den daraus erwachsenden Schaden, so kommt wohl eine weit größere Summe heraus, als wie die Zinsen von den Gebäuden, die er hätte aufführen sollen, betragen.

Benutzt er überdies alle Vortheile, welche ihm so manche Erfindungen in der ländlichen Bauart bieten, so können die

Ausgaben ungemein vermindert werden. Wie leicht ist z. B. ein bewegliches rundes Dach, was an Stangen hoch niedrig gestellt werden kann, errichtet, und welche große theile gewährt es durch die Menge des Getreides oder Fu was man unter demselben im Schutze haben kann. — Da chen Dächer sind um so mehr zu empfehlen, als nicht alle gleich fruchtbar sind, und die vorzüglichen stets mehr als die Scheuern fassen können. An der vermehrten des Getreides, was sich auch hauptsächlich in den vielen (Mieten) kund thut, die überall nach der Erndte auf und in der Nähe der Gehöfte stehen, ist überhaupt daß der Ackerbau große Fortschritte gemacht hat, und je gleich mehr producirt, wie ehemals. — Mit wie geringen baut der Landmann oftmals eine Stallung auf, wenn er auf seinem Eigenthume befindlichen Hülfsmittel klug zu be versteht, und wie wenig stört es ihn endlich in seinem kommen und im Betriebe seiner Wirthschaft, wenn er lich die nothwendigen Gebäude aufführt.

F. Beweise für die immer höher steigende Vollkommenheit im Betriebe der Oekonomie.

Wer Kenntnisse von der frühern Führung der Landwirth in Deutschland hat, dem wird aus dem, was ich hier über Betrieb der Oekonomie gesagt habe, schon von selbst eingeleu haben, wie viel vollkommner derselbe jetzt sey. Um dies in ein noch klareres Licht zu stellen, will ich hier noch Einzelnheiten aufführen, und daraus den Schluß ziehen, nur durch den immer weitern Fortgang zur Vollkommenheit Lande eine immer größere Menge von Producten (die freilich endlich einmal ihre Gränzen finden muß) abge und der fortwährend zunehmenden Bevölkerung ihre Su gesichert bleiben kann.

Zuerst führe ich die jetzigen Viehfütterungsarten an. wird freilich für das Vieh immer das Futter nöthig haben anwenden müssen, was von der Natur für dasselbe besti

ist; jedoch aber hat der rationelle Betrieb der Landwirthschaft durch Versuche Fütterungsmittel aufgefunden, die man früher für manche Viehgattungen gar nicht brauchbar hielt, und die dennoch als für dieselben zuträglich und heilsam befunden worden sind. Vor allen erinnere ich hier an die Kartoffeln. Man kann fest behaupten, daß sich mit denselben alle Hausthiere, ohne Ausnahme, aushalten lassen. Denn auch die, für welche man sie unter allen grade am wenigsten geeignet hielt, die Pferde, kann man ohne Nachtheil damit füttern. Nach langen Versuchen hat man die Methode aufgefunden, wie man ihnen dieselben reichen müsse, um sie dabei gesund und kräftig zu erhalten. Ich kann mich auf die Beschreibung derselben nicht einlassen, und bemerke nur soviel, daß außer einer sehr pünktlich gehaltenen Ordnung, die mit etwas anderem Futter, oder auch nur mit Häcksel vermischt gegebenen, zuvor aber in Dampfe gekochten Kartoffeln, die Pferde am besten nähren. Reinlichkeit der dabei nöthigen Geräthe und Krippen ist ein Haupterforderniß, um das Versauern dieses Futters zu verhüten. Kühe, Schafe und Schweine kann man fast einzig mit Kartoffeln, wenn man für erstere beide nur etwas geschnittenes Stroh oder Spreu darunter mischt, erhalten. Rechnet man nun die Menge von Futter, die ein einziger Morgen, der gut gerathene Kartoffeln trägt, gewährt, so ist, selbst abgesehen von der ungeheuren Masse von menschlicher Nahrung, welche diese Frucht giebt, schon hierdurch eine unglaubliche Vermehrung der Hülfsmittel zur Production gegeben. Man schätze nur den Morgen zu 60 Centner Ertrag, und diese gleich 25 Centner Heu, ob sie gleich gewöhnlich zu 30 Centner gerechnet werden, so giebt es nur äußerst wenige Futterpflanzen, die selbst auf dem besten Boden diesen Ertrag gewähren. Und jene Frucht nimmt mit dem allergeringsten Acker vorlieb, wenn er nur in einiger Kraft ist.

Nächst den Kartoffeln ist der Klee zu nennen. Auch er hat zur verstärkten und verbesserten Viehhaltung viel beigetragen. Man denke sich ihn in der Brache angebaut, und vergleiche den von ihm gezogenen Gewinn an Futter mit der elen=

den und kärglichen Waide, welche das Vieh ehemals auf denselben fand, und dann ziehe man daraus den Unterschied. Diese Futterpflanze hat seit ungefähr einem halben Jahrhundert in Deutschland allgemeinen Eingang gefunden; und baute man sie auch anfangs nur im Kleinen, so hat sie jetzt so überhand genommen, daß es wohl wenig kleine und große Wirthschaften mehr giebt, wo man sie nicht in bedeutender Menge findet. Dies ist selbst da der Fall, wo der Boden ihren Anbau nicht sonderlich begünstigt. Der Klee ist ein so nothwendiges Stück in den Wirthschaften geworden, daß ein Mißrathen desselben fast ebenso nachtheilig ist, wie das einer Getreidefrucht. Ich habe schon im ersten Bande darauf hingewiesen, wie ohne Klee und Kartoffeln die deutsche Landwirthschaft fast gar nicht mehr bestehen könnte, oder doch wenigstens wieder in ihren ehemaligen mangelhaften Betrieb zurücksinken müßte. Diese beiden wohlthätigen Pflanzen sind daher eins der kräftigsten Mittel geworden, dem Mangel vorzubeugen, und die immer höher steigende Bevölkerung hinsichtlich ihrer Subsistenzmittel noch auf Lange hinaus sicher zu stellen.

Man war anfangs besorgt, ob auch der Klee, wenn er in zu großer Menge von dem Viehe genossen würde, demselben jederzeit heilsam seyn könnte. Die Erfahrung hat aber bewiesen, daß das Rindvieh sowohl, wie die Schafe, denselben in allen Gestalten, grün oder getrocknet, Jahre lang fressen können, ohne daß sie in ihrer Gesundheit Nachtheil empfinden. Beobachtet man die einzige Vorsicht, ihn grün nicht in zu großen Portionen auf Einmal zu geben, so kann man ihn ohne Gefahr fast als das einzige Futter brauchen. Auf seinen Anbau gründet sich ganz besonders die Sommerstallfütterung mit Schafen und Rindern. Hat man sie auch mit ersteren nur noch selten versucht, so wird sie doch bei letztern immer allgemeiner eingeführt. Welche große Ackerflächen dabei für den Anbau von Kartoffeln und Hülsenfrüchten gewonnen werden, und wie diese wiederum das Winterfutter vermehren helfen, und zur Möglichkeit einer sehr verstärkten Viehhaltung beitragen, wie diese dagegen wieder die Düngermasse und mit derselben die Ertragsfähigkeit des Bodens vermehrt,

mehrt, das wird erst dann recht klar, wenn man sich ein wenig durch Zahlen darüber Rechenschaft giebt.

Ich habe oben beim Preise ländlicher Besitzungen angegeben, daß bei der Dreifelderwirthschaft Boden mittlerer Güte in Deutschland sechsfachen Ertrag, also 5 Korn über die Einsaat trage, und daß er also, da er in drei Jahren nur zweimal Getreide trägt, jedes Jahr 3⅓ Korn, d. i. für den Morgen, der mit 1¼ preuß. Schäffel besäet wird, 4⅙ Schäffel = 3 Centner 30 Pfund Roggen, den Centner zu 100 Pfund gerechnet, giebt. Nun bedarf nach einer ziemlich sichern Ausmittelung ein Mensch zu seiner Ernährung ein Jahr hindurch an Brod und andern aus Getreide bereiteten Nahrungsmitteln ungefähr 4½ Centner. (Es ist nämlich hier von einem Durchschnitt die Rede, der sich auf die ganze Bevölkerung des Landes erstreckt.) Mithin reicht ein Morgen mittleren Landes bei uns mit seiner Production an Körnern nicht für einen Menschen aus. Bei der Dreifelderwirthschaft, wie sie ehemals mit wenig oder gar keinem Viehfutterbaue betrieben wurde, ist die Viehhaltung viel zu gering, um den Bedürfnissen der Bevölkerung an Fleisch zu genügen. Darum muß Vieh eingeführt werden. — Vergleichen wir nun mit einem dergleichen mangelhaften Betriebe der Oekonomie den bessern, wie wir ihn in der neuern Zeit mit einem so starken Futteranbaue haben. Fürs Erste gestattet derselbe eine so starke Viehhaltung, daß jedem Mangel an Fleisch abgeholfen, mithin eine bedeutende Ausgabe auf fremdes Vieh erspart werden kann. Dann aber giebt er durch die vermehrte Viehhaltung so viel Dünger, daß der Boden in kurzer Zeit in seiner Ertragsfähigkeit außerordentlich steigt, und sonach von derselben Fläche ein ungleich größeres Quantum an Nahrungsmitteln gewonnen wird. Hierzu treten nun noch die Kartoffeln und Erbsen, die als reiner Gewinn gegen den früher üblichen Anbau zu betrachten sind. — Jeder erfahrne Landwirth weiß, daß, wenn er z. B. auch nur um den vierten Theil mehr an Dünger auf seine Aecker bringen kann, er dadurch mindestens um eben so viel mehr erndtet. Nun muß aber in einer Wirthschaft, deren Viehhaltung sich der Menge nach um ein Viertheil vermehrt, und wo man auch mehrere und bessere Fütterung die-

ser vermehrten Menge reichen kann, die Masse des Düngers fast um die Hälfte größer und seine Qualität besser werden, wie ehemals. Es wird darum keine Uebertreibung seyn, wenn ich behaupte, daß durch diesen jetzt so stark betriebenen Futterbau die Ertragsfähigkeit der Aecker um ⅓ zunehmen muß. Wenn nun dann noch die übrige Brache, die keinesweges ganz zum Futter erforderlich ist, mit Kartoffeln und Erbsen bestellt wird, so gewährt diese der Fläche nach eben so viel, wo nicht noch mehr menschliche Nahrung, wie jeder der andern beiden Theile, nämlich das Winter= und Sommerfeld. Daraus ergiebt sich dann folgende Rechnung: An Getreide wird in den beiden Feldern ⅓ mehr, wie sonst gewonnen; dies giebt vom Morgen à 5 Korn über die Einsaat, also brutto 6 Korn, an preußischen Schäffeln, da 1¼ Schäffel darauf gesäet wird, 2½ Schäffel mehr, wie sonst, und in der Brache die Kartoffeln und Erbsen gleich dem Getreide 3¾ Schäffel. Es kann nämlich nur die Hälfte angenommen werden, da die andere Hälfte zu Viehfutter benutzt wird. Dies ist im Ganzen ein jährlicher Gewinn von 6¼ Schäffel = ungefähr 5 Centner. Sonach kann bei einer auf diese Weise verständig geleiteten Wirthschaft gegen ehemals mehr als das Doppelte der menschlichen Nahrung dem Boden abgewonnen werden. Denkende und erfahrene Landwirthe werden diese meine Berechnung gewiß am wenigsten in Zweifel ziehen. Es ist freilich hier die Rede von einer in aller Art zweckmäßig und verständig geführten Wirthschaft. Diese findet man jedoch noch nicht überall. Es geht aber daraus die große Beruhigung hervor, daß die zunehmende Bevölkerung in Deutschland dem Staatswirthe noch lange keine Besorgniß einflößen darf: denn der vermehrte Bedarf der Lebensmittel muß allmählich in gleichem Grade deren Werth erhöhen, und mit diesem findet sich das Nachdenken beim Landwirthe von selbst, und er kommt am Ende in der Production auf den höchsten Punkt. Ich habe aber meine Berechnung absichtlich nicht in lange Details gezogen, theils weil ich dafür halte, daß sie, wie ich sie gab, schon überzeugend seyn wird, theils aber auch, weil der, welcher Interesse daran nimmt, sich dieselbe leicht weiter ausführen kann.

Nicht am unschicklichen Orte wird aber auch hier die Berechnung des ungefähren Kostenpreises der animalischen Erzeugnisse stehen, wie ihn sich der deutsche rationelle Landwirth ungefähr zu machen hat, und den ich im ersten Bande versprach. Da in der Regel die einigermaßen einträglichen Wiesen in ihrem Werthe dem Acker von guter Qualität gleich gestellt werden, so kann ich beide auch hier in gleicher Höhe zur Berechnung ziehen. Klee und Kartoffeln sind, wie schon gesagt, die einträglichsten und gewöhnlichsten Futterpflanzen in Deutschland. Ich wähle bei der zu stellenden Berechnung den Klee allein; und da die Kartoffeln ein noch wohlfeileres Futter geben, so werden die in Rede stehenden Producte hinsichtlich ihrer Erzeugungskosten dabei in keiner Art zu wohlfeil angegeben werden. Ein Morgen von 180 Quadrat-Ruthen giebt vom Acker, der in Kraft und von guter Beschaffenheit ist, und den ich weiter zurück zu 50—60 Thalern im Kaufpreise angegeben habe, im Durchschnitt mehrjähriger Erndten in zwei Schnitten (Mahten) mindestens 25 Centner oder 2500 Pfund Heu. Eine Kuh, der man in der Fütterung zwölf Schafe gleich stellen kann, bedarf täglich 24 Pfund Heu, dies giebt aufs Jahr 8,760 Pfund. Es sind sonach dem gegebenen Satze des Ertrages zufolge, zu deren Ernährung 3½ Morgen nöthig, dies giebt, das Anlagecapital zu 5 Proc. berechnet, ungefähr 9—10 Thaler. Nun habe ich zwar oben bemerkt, daß der Landwirth sich 10 Proc. von seinem Anlagecapitale zu berechnen habe, um für Zinsen und alle übrigen Ausgaben gedeckt zu seyn. Dies kann aber hier um so weniger Anwendung finden, als die geringern Kosten der Futtergewinnung durch den Dünger, der die Productionskraft der übrigen Aecker so sehr erhöht, mehr als vergütigt werden. — Gesetzt aber auch, wir wollten dies nicht gelten lassen und die Ernährungskosten einer Kuh doppelt so hoch, also mit 20 Thalern ansetzen, so wird sie auch diese bei der angegebenen starken Futterung eintragen. Denn es ist für gewiß anzunehmen, daß sie dabei stets im Mastzustande seyn, und in der Milchnutzung wenigstens das Doppelte von einer dürftig und schlecht genährten bringen wird. Bei den Schafen werden alle die Kosten gewiß noch weit sicherer herauskommen, zumal wenn sie von einer veredelten Race sind.

Ob ich gleich hier nur Umrisse gegeben habe; so werden doch auch diese schon genügen, um darzuthun, daß der deutsche Landwirth seine Viehstämme nicht bloß als nothwendige Maschinen zur Düngererzeugung halten muß, sondern daß sie durch ihren Reinertrag Mühe und Kosten lohnen und die Mittel an die Hand geben, die menschlichen Lebensmittel in vielfacher Art zu vermehren.

Der Beweis, welcher aus den beim Betriebe der Oekonomie eingeführten Maschinen für dessen größere Vollkommenheit hervorgeht, führt sich von selbst. Deßhalb wäre es überflüssig, ihn hier noch weiter auszudehnen. Dasselbe gilt auch von den mit der Oekonomie verbundenen technischen Gewerben und der landwirthschaftlichen Bauart.

Ende des zweiten Bandes.

Druckfehler im ersten Theile.

Seite 3 Zeile 9 v. u. lies Persante statt Persanke.
— 5 — 6 v. o. lies hinweggeschwemmt statt hingeschwemmt.
— 41 — 6 v. o. lies der Landwirthschaft statt die Landwirthschaft.
— 46 — 6 v. u. dasselbe statt sich dasselbe.
— 57 ist die in der Vorerinnerung bemerkte Auslassung vom Pfluge einzuschalten.
— 58 Zeile 12 v. o. lies Gründel statt Grundel.
— 75 — 10 v. o. lies Samenklee=Erndte statt Sommerklee=Erndte.
— 98 — v. o. lies daß statt das.

Verzeichniß von Schriften,

welche in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschie[nen,] durch alle Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu be-ziehen sind, und allen Landwirthen mit Recht empfoh-len werden können.

Correspondenzblatt des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins 1830. 12 Hefte. broschirt. 3 fl.

Schwerz, J. N. v., Anleitung zum praktischen Ackerbau. 1r 3r Band. Preis 14 fl.

— — landwirthschaftliche Mittheilungen. 1s Bändchen. Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt während einem zweijährigen Aufenthalt in Westflandern, von Friedrich Feihl, Zögling der Hohenheimer Waisen-Anstalt. Mit Steindrücken. Preis 2 fl.

Elsner, J. G., meine Erfahrungen in der höheren Schafzucht. Pr. 1 fl. 36 kr.

Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Kurzem von keinem Schafhalter mehr vermißt werden können.

Hortus Gramineus Woburnensis, oder Versuche über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen; veranstaltet durch Johann Herzog von Bedford. Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, so wie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Waiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Waideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von Georg Sinclair, Mitglied der Linnéischen und der Gartenbaugesellschaft zu London, correspondirendem Mitglied der caledonischen Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart. Preis illum. 8 fl. — schwarz 6 fl.

Dem Botaniker vom Fach und dem Freunde der Pflanzen, wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Cultur und Anlegung von Wiesen und Waiden leicht werden wird.